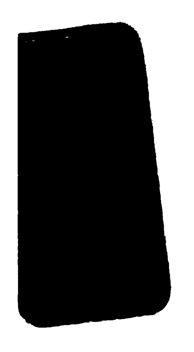
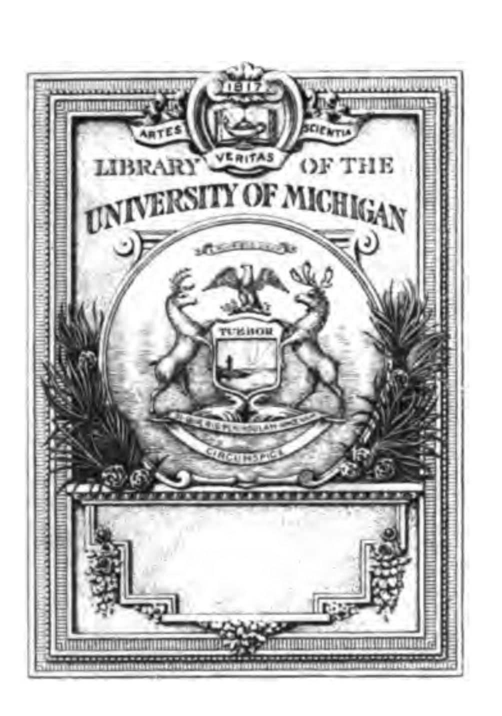
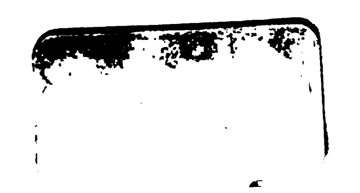
GLEICHEN-RUSSWURM

GOTIK

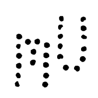


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


Die Welt der Gotik

DIE GEISTIGE ENTWICKLUNG EUROPAS
VOM 14. BIS 16. JAHRHUNDERT

Von
ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG
HAMBURG · GEGRÜNDET 1781



Die geistige Entwicklung Europas vom 14. bis 16. Jahrhundert.

Vorwort.

Während die Renaissance und der Humanismus vorzüglich italienischen Charakter trugen und überall, wo sie sich durchsetzten, den Einfluß von Florenz, Rom oder Venedig erkennen ließen, behielt das Volksleben, das Wesen der Bürgerschaft, der Ritter und der niederen Geistlichkeit im übrigen Europa durchaus gotischen Charakter. Wo nicht der Handelsverkehr, wie in Nürnberg und Augsburg, der Hofstil reicher Kirchenfürsten, wie am Rhein und in Salzburg, oder die vom Süden aus modernisierten weltlichen Höfe den Geschmack und Geist der neuen Zeit lebendig machten, bewegte sich das Leben in der traditionellen Form und ließ Neuerungen nur langsam oder widerwillig ein. Rückblickend ist in diesem Band mancherlei herangezogen, was bestehen blieb und den Wechsel überdauerte, als die Religionsstreitigkeiten die Länder verheerten und der reichen gotischen Kultur unheilbare Wunden schlugen.

In der Kulturgeschichte gibt es keine streng getrennten Abschnitte, die Weltanschauungen, die Sitten, die Formen des äußeren Daseins fließen ineinander, was anfangs Mode einer Elite gewesen, geht in den Volksgebrauch über, und was für affektierte Neuerung galt, wird allgemein Gebrauch, wie z. B. die Verwendung der Gabel bei Tisch. Es gibt weite Länderstrecken, an denen die Renaissance fast spurlos vorüberging und deren Grundstock an Lebensform und Bildung gotisch blieb, bis das Barockzeitalter siegreich einzog, wenn auch da und dort ein Bauwerk — von ausländischen Meistern ausgeführt — die Architektur und Bildkunst der Italiener brachte. Das Kriterium ist immer nur der Lebensstil, als ein Ganzes betrachtet. Aus diesem Grunde bilden die drei Bände des Mittelalters, der Gotik und der Renaissance innerlich eine Einheit, und vieles, was in dem einen gesagt ist, hat seine Geltung für die andern behalten.

A. v. Gleichen-Rußwurm.



Geschichte der geistigen Entwicklung von Europa im Glaubenszeitalter.

Von John William Draper[1].

Sturz des italienischen Systems durch den vereinten intellektuellen und moralischen Angriff.

„Das Ewige Evangelium." — Einleitung zu demselben vom General der Franziskaner. — Versuche, das Buch zu vernichten. — Der Kommentar zur Apokalypse. — Herannahende Schwierigkeiten der Kirche. — Peter Morrone ist Papst. — Cölestin V. zur Abdankung gezwungen. — Das Wunder von Loretto. — Bonifaz VIII. — Cölestins Himmelfahrt. — Streit zwischen Bonifaz und den Colonnas. — Geldbedürfnisse Roms. — Der König von England zwingt die Geistlichkeit, Steuern zu zahlen. — Der König von Frankreich versucht es. — Die Bettelmönche leisten ihm Vorschub. — Er wird von den Juristen tüchtig unterstützt. — Die vier Feinde Bonifaz'. — Wilhelm de Nogaret. — Haltung der Generalstaaten. — Anklagen wider den Papst. — Seine Ergreifung durch de Nogaret und sein Tod. — Vergiftung Benedikts XI. — Übereinkommen zwischen dem Könige und dem Erzbischof von Bordeaux. — Entfernung des Papsttums nach Avignon. — Philipp willigt ein, von der Verfolgung abzustehen. — Religiöser Zustand Papst Bonifaz'. — Seine Ursachen. — Marsilios Werk: „Der Verteidiger des Friedens." — Die „himmlische Vision". — Sie wird von Benedikt XII. erklärt. — Wollust Avignons. — Rienzi. — Unehrerbietigkeit Barnabas Viscontis. — Die Päpste kehren nach Rom zurück. — Ursachen der großen Spaltung. — Geldbedürfnisse der Nebenbuhlerpäpste. — Organisation der Simonie. — Entrüstung des frommen Europas. — Drei Päpste. — Wiclif, der englische Reformator. — Er übersetzt die Bibel. — Verbrennung englischer Ketzer. — Das Konzil von Konstanz setzt den Papst ab. — Tod des Johann Huß. — Edles Benehmen Huß'. — Das Konzil

---

[1] John W. Draper (1811—1882) war Professor der Chemie und Physiologie an der Universität Neuyork. Er betrachtete die Welt von einem durchaus neuzeitlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkt aus und trat an die historischen Fragen, die er mit Vorliebe zu lösen trachtete, mit amerikanischer Unbefangenheit heran. So kam er unwillkürlich einer kulturhistorischen Auffassung näher und verstand — von Amerika aus gesehen — Europa als ein Ganzes zu betrachten, was den nationalen Historikern des eigenen Erdteils meist versagt war. Außer seinem bekanntesten Buch, dem die vorliegenden Abschnitte entnommen sind, „History of the intellectual development of Europe" (1862. Deutsch von Bartels), schrieb er eine Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft und eine Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs.

— Die neue Epoche. — Schwierigkeit, sie wissenschaftlich zu behandeln. — Kleinere Land- und Seereisen. — Teilnahme anderer Nationen an diesen Ereignissen. — Epoche der geistigen Bewegung. — Gebrauch des Lateinischen als einer heiligen Sprache. — Ursachen der Abneigung Roms gegen das Griechische. — Und Gefahr von den neueren Sprachen. — Öffentliche Nachteile einer heiligen Sprache. — Wirkung neuerer Sprachen. — Allmählicher Fortschritt der Restauration. — Veränderung des menschlichen Denkens. — Veränderungen in den italienischen Vorstellungen. — Die Reformation; ihre Geschichte. — Der vorbereitende Zustand Deutschlands, Frankreichs, Englands. — Römische astronomische Vorstellungen. — Richtigere Vorstellungen unter einigen der Geistlichkeit. — Die geozentrische und heliozentrische Theorie. — Die geozentrische Lehre von der Kirche angenommen. — Vorbereitungen zur heliozentrischen Lehre. — Notwendigkeit der mechanischen Wissenschaften. — Lionardo da Vinci.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts erschien unter den Bettelmönchen jenes unheildrohende Werk, das unter dem Titel „Das Ewige Evangelium“ die lateinische Hierarchie mit Schrecken erfüllte. Es wurde behauptet, daß ein Engel es auf Kupferplatten eingegraben vom Himmel gebracht und einem Priester namens Cyril gegeben habe, der es dem Abt Joachim überlieferte. Der Abt war etwa fünfzig Jahre tot, als, 1250 n. Chr., eine wahre Darlegung der Tendenz seines Buches unter der Form einer Einleitung, wie allgemein vermutet oder ausgesagt wurde, von Johannes von Parma, dem General der Franziskaner, erschien. Trotz seiner Ketzerei entfaltete das Werk eine weite und meisterhafte Auffassung des historischen Fortschritts der Menschheit. In dieser Einleitung wies Johannes von Parma nach, daß der Abt Joachim, welcher nicht nur eine Pilgerfahrt nach dem Gelobten Lande vollbracht habe, sondern auch als ein Prophet verehrt, als von tadelloser Orthodoxie betrachtet und heilig gesprochen worden sei, als seinen wesentlichen Grundsatz angenommen habe, daß das römische Christentum seine Arbeit getan habe und jetzt bei seinem unvermeidlichen Ende angekommen sei. Weiter zeigte er, daß es in der göttlichen Weltregierung Epochen oder Zeitalter gebe, daß sie während der jüdischen Offenbarung unter dem unmittelbaren Einflusse Gottes des Vaters, während der christlichen Offenbarung unter dem Einflusse Gottes des Sohnes gewesen und daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo sie unter dem Einflusse Gottes des Heiligen Geistes sein werde; daß es in den kommenden Zeiten keines Glaubens mehr bedürfe, sondern daß alle Dinge der Weisheit und Vernunft gemäß sein würden. Es war die Einführung einer neuen Zeit. So sprach mit erforderlicher Dunkelheit der Abt Joachim und so

deutlicher der General der Franziskaner in seiner Einleitung. „Das Ewige Evangelium", erklärten seine Anhänger, habe das Neue Testament ersetzt, wie dieses das Alte ersetzt habe — so daß diese drei Bücher eine dreifache Offenbarung bildeten, welche der Dreiheit der Gottheit entspräche. Sofort erhob sich ein Schrei aus der gesamten Hierarchie. Papst Alexander IV. ergriff ohne Aufschub Maßregeln zur Vernichtung des Buches. Wer ein Exemplar bewahrte oder verbarg, wurde in den Bann getan. Aber unter den niedrigeren Bettelmönchen — den Spiritualisten, wie man sie nannte — wurde das Buch aufs frömmste geschützt. Bei ihnen hatte es die Stelle der Heiligen Schrift eingenommen. Weit entfernt, unterdrückt zu werden, folgte ihm etwa vierzig Jahre später, 1297 n. Chr., der Kommentar über die Offenbarung von Johann Peter Oliva, welcher in Sizilien die drei Epochen oder Zeitalter angenommen und das mittlere — das christliche — in sieben Stufen eingeteilt hatte: das Zeitalter der Apostel, der Märtyrer, der Ketzereien, der Einsiedler, des Mönchssystems, des Sturzes des Antichrists und des kommenden Millenniums.



Papst Bonifaz VIII.
Skulptur im Dom zu Florenz.

Zu den inneren und doktrinären Unruhen, welche so die Kirche befielen, kamen materielle und äußere von der lebendigsten Bedeutung hinzu. Der wahre Grund der Schwierigkeiten, in welche das Papsttum verfiel, trat jetzt deutlich ans Licht. Es war durchaus nötig, Geld nach Rom zu ziehen, und die Herrscher der westlichen Königreiche Frankreich und England, von denen es bisher in reichem Maße erlangt worden, waren entschlossen, daß es so ferner nicht mehr sein sollte. Sie hatten selbst gleich dringend alles nötig,

was erpreßt werden konnte. In Frankreich wurde selbst vom heiligen Ludwig verordnet, daß die päpstliche Macht in der Wahl der Geistlichkeit beschränkt werden sollte, und über den Abzug des Geldes aus dem Königreich nach Rom klagend, wandte er das wirksame Mittel an, alle solche Schatzungen oder Besteuerungen für die Zukunft zu verbieten.

Wir haben nun das Pontifikat Bonifaz' VIII., einen Abschnitt in der geistigen Geschichte Europas, erreicht. Unter dem Titel Cölestin V. war ein geistersehender Einsiedler zum Papsttum erhoben worden — geistersehend, denn Peter Morrone (dies war sein Name) war längst von Engelserscheinungen und den Tönen von Gespensterglocken in der Luft begünstigt worden. Peter wurde von bewundernden Haufen aus seiner Zelle zu seiner höchsten Stellung geleitet, aber sehr bald ward augenscheinlich, daß das Leben eines Einsiedlers keine Vorbereitung für die Pflichten eines Papstes sei. Das Konklave der Kardinäle hatte ihn erwählt, nicht wegen des geringsten Eindruckes seiner Angemessenheit, sondern weil sie in zwei Parteien gleich abgewogen waren, deren keine nachgeben wollte. Sie wurden daher zu einer zeitweiligen und nützlichen Wahl getrieben. Dies war aber kaum geschehen, als seine Unfähigkeit augenfällig und seine Entfernung gebieterisch wurde. Die Freunde Benedetto Gaetanis, des fähigsten der Kardinäle, sollen ihn durch ein in die Wand des päpstlichen Schlafgemaches gebohrtes Loch um Mitternacht mit hohler Stimme gewarnt haben, daß er seine Würde bei Gefahr seiner Seele behalte, und ihm im Namen Gottes befohlen, abzudanken. Und dies tat er trotz alles Drängens.

Unter seinem Pontifikat ereignete sich das Wunder von Loretto. Das von der Jungfrau unmittelbar nach ihrer Empfängnis bewohnte Haus war beim Tode der Heiligen Familie in eine Kapelle verwandelt worden, und St. Lukas hatte derselben ein von seiner eigenen Hand geschnitztes Bild verehrt, welches noch als Unsere liebe Frau von Loretto bekannt ist. Einige Engel, die sich zufällig in Nazareth befanden, als die sarazenischen Eroberer nahten, nahmen aus Furcht, daß die heilige Reliquie in ihren Besitz fallen möchte, das Haus körperlich in ihre Hände, und es durch die Luft tragend, setzten sie es, nachdem sie mehrmals haltgemacht hatten, zu Loretto in Italien ab.

So wurde Benedetto Gaetani, sei es durch solche listige Vermittlungen oder nicht, 1294 n. Chr. Papst Bonifaz VIII. Seine Wahl rührte wahrscheinlich von König Karl her, der zwölf Wahlstimmen besaß, indem der bittere persönliche Groll der

Colonnas entweder neutralisiert oder überwunden war. Die erste Sorge Bonifaz' war, seine Macht zu befestigen und sich von einem Nebenbuhler zu befreien. Nach der Meinung vieler war es für einen Papst nicht möglich, abzudanken. Kerkerhaft entschied bald (1296 n. Chr.) diese Frage. Ein Mönch sah die Seele Cölestins gen Himmel fahren, welcher sich öffnete, um ihn unter die Seligen aufzunehmen, und ein glänzendes Leichenbegängnis unterrichtete seine Feinde, daß sie jetzt Bonifaz als unbestrittenen Papst anerkennen müßten. Allein die fürstlichen Colonnas, die Führer der Gibellinenpartei in Rom, welche der Abdankung Cölestins bis zuletzt widerstanden hatten und daher Todfeinde Bonifaz' waren, empörten sich. Er erließ eine Bulle gegen sie und tat sie in den Bann. Mit einem unheilvollen Vorgefühl der Zukunft — denn sie waren mit der päpstlichen Macht vertraut und wußten, wo sie am empfindlichsten zu treffen sei — beriefen sie



Die Begründung der weltlichen Macht der Kirche durch die Konstantinische Schenkung.
Freskogemälde in der Kirche S. S. Quattro coronati zu Rom.

sich auf ein „Allgemeines Konzil". Da übernatürliche Waffen nichts gegen sie zu fruchten schienen, so bot Bonifaz einen Kreuzzug gegen sie auf. Der Ausgang entsprach seinen Erwartungen. Palästrina, eine ihrer Festen, die sie in einem Augenblick der



Bonifaz VIII. verkündet den ersten Jubiläumsablaß.
Gemälde von Giotto di Bondone im Lateran zu Rom.

Schwachheit übergeben hatten, wurde gänzlich verwüstet und mit Salz besät. Die Colonnas flohen, einige nach Frankreich. Dort fanden sie in König Philipp dem Schönen einen Freund, welcher bestimmt war, ihre Unbilden zu rächen und dem Papsttum einen Streich zu versetzen, von dem es sich nur langsam erholte.

Dies war die Lage der Dinge beim Beginn des Streites zwischen

Philipp und Bonifaz. Die Kreuzzüge hatten ganz Europa der Besteuerung Roms unterworfen, und laute Klagen wurden überall gegen den Abzug des Geldes nach Italien erhoben. Die Dinge waren endlich bei einem solchen Zustande angelangt, daß es nicht möglich war, die Kreuzzüge fortzusetzen, ohne zu einer Besteuerung der Geistlichkeit zu greifen, und dies war der wahre Grund der schließlichen Lauigkeit, ja des Widerstandes gegen dieselben. Aber der Geldstrom, welcher so nach Italien hereingeflossen war, hatte Gewohnheiten der Üppigkeit und Ausschweifungen erzeugt. Mochte es kosten, was es wollte, Geld mußte man haben in Rom. Das fortwährende Bedürfnis, unter welchem die Könige von England und Frankreich waren — das Bedürfnis nach Einkünften zur Ausführung ihrer weltlichen Pläne —, konnte nur in derselben Weise befriedigt werden. Der Reichtum dieser Nationen war unmerklich in die Hände der Kirche geglitten. In England erzwang Eduard I. die Besteuerung der Geistlichkeit. Anfangs leisteten sie Widerstand, allein jener Herrscher fand ein scharfsinniges und wirksames Mittel. Er hieß seine Richter keine Sache hören, worin ein Geistlicher Kläger sei, wohl aber jede Klage untersuchen, welche gegen sie vorgebracht würde, indem er behauptete, daß die, welche sich weigerten, die Lasten des Staates zu teilen, kein Recht auf den Schutz seiner Gesetze hätten. Sofort unterwarfen sie sich. In der Natur und Wirksamkeit dieses Mittels erkennt man zum ersten Male die Vermittlung einer Klasse von Menschen, welche bald zur Macht steigen sollte — die Juristen.

In Frankreich machte Philipp der Schöne einen ähnlichen Versuch. Es war nicht anzunehmen, daß Rom diesen Eingriff in das, was es als sein eigenes Gebiet betrachtete, dulden würde, und demgemäß erließ Bonifaz eine Bulle, welche Könige in den Bann tat, die Steuern von Geistlichen erheben würden. Hierauf beschloß Philipp, daß, wenn die französische Geistlichkeit ihm nicht zinspflichtig wäre, Frankreich dem Papste nicht zinspflichtig sein sollte, und erließ eine Verordnung, welche die Ausfuhr von Gold oder Silber aus Frankreich ohne seine Erlaubnis verbot. Doch griff er zu diesen äußersten Maßregeln nicht, bevor er andere versucht hatte, die er vielleicht als weniger lästig ansah. Er hatte die Juden geplündert, ihr Eigentum eingezogen und sie aus seinen Gebieten vertrieben. Billig kam zunächst die Kirche an die Reihe, und fürwahr, die Bettelmönche der niederen Klasse, wie wir gesehen haben, durch die Veröffentlichung des „Ewigen Evangeliums" mißvergnügt gemacht, waren laut in ihren

Anklagen des Reichtums derselben, indem sie die vorherrschende religiöse Entsittlichung demselben zuschrieben. Sie wiesen auf das Beispiel des Herrn und seiner Jünger hin, und wenn ihre Gegner erwiderten, daß selbst Er sich herabgelassen habe, Gebrauch vom Gelde zu machen, so hielten die boshaften Fanatiker ihre Lehren unter dem Beifall einer spottenden Bevölkerung mit der Antwort aufrecht, daß es nicht St. Petrus, sondern Judas gewesen sei, dem der Beutel anvertraut worden.

So wagte es der König, seine Hand auszustrecken und anzurühren, was die Kirche hatte, und sie fluchte ihm ins Angesicht. Anfangs erfolgte ein Federkrieg, der Papst erließ eine Bulle, der König seine Antwort. Bereits taten die Politik, welche Philipp befolgte, und die Geschicklichkeit, welche er entfaltete, kund, daß er jene neue Macht an sich gefesselt hatte, welche der König von England sich zunutze gemacht hatte — eine Macht, welche bald der Todfeind der Geistlichkeit werden sollte — die Juristen. Inzwischen mußte man Geld in Rom haben, als durch die merkwürdig glückliche Erfindung der Verkündigung eines Jubeljahres, 1300 n. Chr., abermals große Summen nach Italien gebracht wurden.

So hatte Bonifaz vier Gegner vor sich — den König von Frankreich, die Colonnas, die Juristen und die Bettelmönche. Von den letzteren, hoch wie niedrig, wurde er herzlich gehaßt. So waren die höheren englischen Franziskaner erbost gegen ihn, weil er sich weigerte, sie Ländereien besitzen zu lassen. Sie versuchten ihn mit 40000 Dukaten zu bestechen, allein er legte bei dem Bankier Beschlag auf das Geld unter dem Vorwand, daß es keine Eigentümer habe, da die Bettelmönche der Armut geweiht wären, und versagte dann das Privilegium. Was die niedrigeren Franziskaner betraf, so griff die Ketzerei unter ihnen schnell um sich. Sie waren nicht nur von den Lehren des „Ewigen Evangeliums" angesteckt, sondern hatten selbst einen Schritt weiter getan, indem sie St. Franziskus an Stelle des Erlösers setzten.

Im Süden Frankreichs begann der Kampf. Die Juristen, unter denen Wilhelm de Nogaret hervorragte, standen dem König tüchtig bei; fürwahr, seine ganze Bewegung zeigte die außerordentliche Einsicht seiner Ratgeber. Es ist behauptet worden und ist vielleicht nicht unwahr, daß de Nogarets Vater von der Inquisition verbrannt worden sei. Der große Jurist sann auf Rache. Die Generalstaaten stellten nach seinen Ratschlägen vier Anträge: 1. daß Bonifaz nicht der wahre Papst, 2. daß er ein Ketzer, 3. daß er Simonist, 4. daß er ein von Verbrechen nieder-

gedrückter Mensch sei. De Nogaret, der von den Colonnas lernte, wie man das Papsttum an seiner empfindlichen Stelle treffen müsse, verlangte, daß der ganze Gegenstand einem „Allgemeinen Konzil“ überwiesen werden sollte, welches vom König zu berufen sei. Eine zweite Versammlung der Generalstaaten



Papst Bonifaz VIII.
Statue von Arnolfo di Lapo (Vatikan).

wurde abgehalten. Wilhelm de Plaisian, Herr von Vesenoble, trat mit Anklagen gegen den Papst auf. Aus einer langen Reihe derselben, wovon viele unmöglich wahr sein konnten, mögen einige erwähnt werden: daß Bonifaz weder an die Unsterblichkeit noch Unverweslichkeit der Seele, noch an ein zukünftiges Leben, noch an die wirkliche Gegenwart im Abendmahl glaube, daß er die Fasten der Kirche — selbst die Fastenzeit — nicht halte, daß er von Kardinälen und Mönchen als von Heuch-

lern gesprochen habe, daß das Heilige Land durch seine Schuld verlorengegangen, die Subsidien zur Befreiung desselben von ihm unterschlagen worden seien, daß sein heiliger Vorgänger, Cölestin, durch seine Unmenschlichkeit zu Tode gebracht worden sei, daß er sich durch Simonie bereichert, daß die Frau seines Neffen ihm zwei Bastarde geboren habe. Diese und andere noch empörendere Beschuldigungen wurden auf das heilige Evangelium beschworen. Der König berief sich auf ein „Allgemeines Konzil und einen gesetzlichen Papst".

Der Kampf war jetzt ein tödlicher geworden. Bonifaz konnte nur einen Weg einschlagen, und er schlug ihn ein. Er tat den König in den Bann. Er beraubte ihn seines Thrones und verfluchte seine Nachkommenschaft bis ins vierte Geschlecht. Die Bulle sollte den 8. September in der Vorhalle der Kathedrale von Anagni aufgehängt werden; aber Wilhelm de Nogaret und einer der Colonnas waren bereits nach Italien gegangen. Sie dangen eine Truppe Banditen und griffen am 7. September den Papst in seinem Palaste zu Anagni an. Die Türen einer Kirche, welche ihn schützte, waren stark, aber sie gaben nach. Der tapfere alte Mann setzte sich in seinen päpstlichen Gewändern mit dem Kruzifix in der einen und den Schlüsseln St. Peters in der andern Hand auf seinen Thron und bot seinen Angreifern die Stirn; seine Kardinäle waren durch eine Kloake entflohen. So wenig Ehrfurcht gab es gegen den Statthalter Gottes auf Erden, daß Sciarra Colonna die Hand aufhob, um ihn auf der Stelle zu töten; allein der Stoß wurde durch de Nogaret aufgehalten, der ihm mit bitterem Hohne sagte, daß er hier in seiner eigenen Stadt sein Leben der Gnade eines Dieners des Königs von Frankreich verdanke — eines Dieners, dessen Vater von der Inquisition verbrannt worden. Der Papst war nur geschont worden, um auf einem elenden Gaul, mit dem Gesicht nach dem Schwanze gesetzt, in das Gefängnis abgeführt zu werden. Sie gedachten, ihn nach Frankreich zu schaffen, um das Allgemeine Konzil abzuwarten. Er wurde befreit, kehrte nach Rom zurück, ward abermals ergriffen und eingekerkert. Am 11. Oktober war er tot.

So ging Bonifaz nach einem Pontifikat von neun ereignisvollen Jahren unter. Seine Geschichte und sein Geschick zeigen, welchem Abgrunde sich das römische Christentum näherte. Sein Nachfolger, Benedikt XI., hatte nur einen kurzen Genuß der Macht, allein lang genug, um zu erfahren, daß der Haß des Königs von Frankreich mit dem Tode Bonifaz' nicht erloschen und daß er entschlossen sei, nicht nur das Andenken des geschiedenen

Papstes über das Grab hinaus zu verfolgen, sondern auch eine gründliche Veränderung im Papsttum selbst zu bewirken. Benedikt wurde ein Korb mit Feigen von einem verschleierten weiblichen Wesen überreicht. Sie hatte sie, wie sie sagte, von der Äbtissin von St. Petronilla gebracht. In einem unbewachten Augenblick aß der Papst davon, ohne die herkömmliche Vorsicht, sie zuvor kosten zu lassen. Eine Dysenterie trat ein, binnen wenigen Tagen war er tot. Aber die Colonnas hatten den König von Frankreich bereits gelehrt, wie man arbeiten müsse, um das Papsttum zu treffen; das eben vorgefallene Ereignis war die Vorbereitung zur Ausführung ihres Rates. Der König kam zu einem Einverständnis mit Bernhard de Goth, Erzbischof von Bordeaux. Sechs Bedingungen wurden zwischen ihnen abgemacht: 1. Aussöhnung zwischen der Kirche und dem Könige, 2. Absolution aller bei Bonifaz' Angelegenheit beteiligten Personen, 3. den Zehnten von der Geistlichkeit für fünf Jahre, 4. Verdammung von Bonifaz' Andenken, 5. Wiederherstellung der Colonnas, 6. ein geheimer Artikel; worin er bestand, lehrte die Zeit bald. Ein Eilbote brachte den Parteigängern des Königs im Kollegium der Kardinäle Nachricht, und Bernhard wurde Klemens V. „Es wird lange dauern, ehe wir das Antlitz eines andern Papstes in Rom sehen!" rief Kardinal Matteo Orsini mit einer Vorahnung dessen aus, was kam, als die Verschwörung ihre Entwicklung erreichte. Seine Prophezeiung war nur zu wahr. Nun zeigte sich, was jener sechste, jener geheime Artikel war, welcher zwischen König Philipp und de Goth verhandelt worden. Klemens schlug seine Residenz zu Avignon in Frankreich auf. Das Grab der Apostel ward verlassen. Die Ewige Stadt hatte aufgehört, Metropole der Christenheit zu sein.

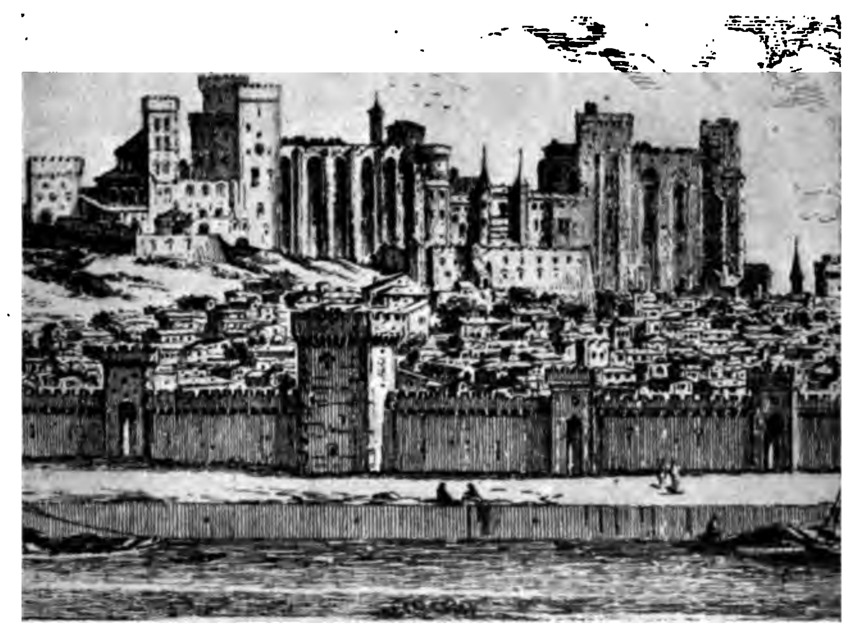
Allein ein französischer Prälat hatte nicht mit einem französischen Könige um die erhabenste Würde, nach der ein Europäer trachten kann, gehandelt, ohne ein Äquivalent zu geben. In so guter Treue er gegen seinen Vertrag konnte, in so guter Treue er gegen seine gegenwärtige hervorragende Stellung konnte, schritt Klemens dazu, seinen Teil der Verpflichtung zu erfüllen. Bis zu einem gewissen Umfange wurde König Philipp von einer unauslöschlichen Rache gegen seinen Feind beseelt, den er als seinem Griff entschlüpft betrachtete, doch wurde er auch von dem aufrichtigen Verlangen, eine Verbesserung in der Kirche durch eine gründliche Veränderung in ihrer Verfassung auszuführen, getrieben. Er war entschlossen, daß die Päpste den

Königen von Frankreich verantwortlich sein oder daß Frankreich unmittelbarer ihr Verhalten beeinflussen sollte.

Inzwischen tat Klemens alles, was in seiner Macht stand, um das geschwärzte Andenken seines Vorgängers zu retten. Jeder Einfluß, der vermocht werden konnte, auf den rachedürstenden oder politischen König zu wirken, wurde zu Hilfe gerufen, endlich mit Erfolg. Vielleicht sah Philipp, daß er seinen Zweck vollständig erreicht habe. Er hatte nicht die Absicht, das Papsttum zu zerstören, sein Ziel war, es umzuwandeln — den Königen von Frankreich eine völligere Herrschaft über dasselbe zu geben und zur Ausführung dieses Vorsatzes zu zeigen, bei welch einem Zustand es durch das gegenwärtige System angelangt sei. Was immer die Entscheidung sein mochte, es war solches Zeugnis vorgebracht, daß es trotz seiner Widersprüche und offenbarer Ungereimtheiten einen tiefen Eindruck auf jeden denkenden Menschen gemacht hatte. Es war die vollendete Politik des Königs, die Sache hierbei bewenden zu lassen. Er gab demnach alles weitere Vorgehen auf. Klemens' Dankbarkeit wurde in einer Bulle ausgedrückt, welche Philipp pries, seine Handlung der Frömmigkeit beimaß, ihn von allem Tadel befreite, frühere ihm nachteilige Bullen annullierte, alle Strafen derjenigen, welche wider Bonifaz beteiligt gewesen, widerrief, fünf Personen ausgenommen, über welche eine leichte und nominelle Strafe verhängt wurde. Im November 1311 n. Chr. kam das Konzil von Vienne zusammen. Im folgenden Jahre erschienen drei Kardinäle vor demselben, um die Orthodoxie und das heilige Leben Papst Bonifaz' zu verteidigen. Zwei Ritter warfen ihren Handschuh hin, um seine Unschuld durch das Anerbieten des Zweikampfes zu behaupten. Kein Ankläger war da, keiner nahm das Pfand auf, und dem Konzil stand es frei, die Sache ruhig zu erledigen.

Inwieweit der verstorbene Papst der gegen ihn ausgesagten Anklagen schuldig gewesen, ist daher nie deutlich ermittelt worden. Aber es war eine entsetzliche, erschreckende Tatsache, daß Beschuldigungen von solchem Charakter nur vorgebracht werden konnten, noch mehr, daß ein nachfolgender Papst ihnen Gehör schenken und dem Ankläger fromme Absichten zuschreiben mußte. Die Unsittlichkeiten, deren Bonifaz angeklagt wurde, waren solche, die in Italien nicht dieselbe Entrüstung wie unter dem sittlichen Volk jenseits der Alpen hervorriefen; die Ketzereien waren diejenigen, welche die Kirche überall durchdrangen. Wir haben bereits gesehen, welchen tiefen Eindruck das „Ewige Evangelium" gemacht hatte und wie viele Anhänger und

Märtyrer es besaß. Was gegen Bonifaz ausgesagt wurde, war nur, daß er einen Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn der Irreligiosität getan hatte. Sein Fehler lag darin, daß er in einer schlimmen Stunde Gedanken Ausdruck gegeben hatte, welche in Ansehung seiner Stellung in seiner tiefsten Seele hätten verschlossen bleiben sollen. Was den Rest betrifft, wenn er habsüchtig war und ungeheure Schätze aufhäufte, wie sie die Banditen der Colonnas an sich gerissen haben sollen, als sie seine Person be-



Der ehemalige Palast der Päpste in Avignon.

schimpften, so war er darin nicht schlechter als viele andere Päpste.

Der religiöse Zustand Bonifaz' ist der Erklärung fähig. Durch die Kreuzzüge war ganz Europa zu einer fanatischen Erwartung aufgeregt worden, die notwendig zur Enttäuschung verurteilt war. Das Papsttum hatte ungeheure Vorteile an Geld wie an Macht aus ihnen gezogen. Jetzt sollte es furchtbare Übel erfahren. Es hatte denen, die das Kreuz nehmen würden, reiche Belohnungen in diesem Leben und auch in der künftigen Welt versprochen; es hatte mit Bedacht das Christentum als Gegner des Mohammedanismus aufgestellt und die Echtheit jedes auf den Ausgang des Kampfes gesetzt. Im Angesicht der ganzen Welt

hatte es als den wahren Prüfstein den Besitz der heiligen Orte hingestellt, welche durch das Leben, das Leiden, den Tod, die Auferstehung des Erlösers geheiligt waren. Was auch das Ergebnis sein mochte, die Umstände, unter welchen dies geschehen, waren der Art, daß kein Verheimlichen, kein Heucheln möglich. In ganz Europa gab es nicht eine Familie, welche nicht pekuniär in die Kreuzzüge verwickelt gewesen wäre, vielleicht nicht eine, die nicht Menschen geliefert hätte. War es irgendwie zu verwundern, daß das Volk, an die Logik der Untersuchung durch den Kampf gewöhnt, überall schreckenerfüllt war, als es das Ergebnis sah? War es zu verwundern, daß sich selbst noch entsetzlichere Ketzereien von selbst aufdrängten? War es irgendwie außerordentlich, daß, wenn es Päpste gegeben hatte, welche jenen Prüfstein aufrichtig angenommen, der Ausgang ein Papst sein sollte, welcher ein aufrichtiger Ungläubiger war? War es außerordentlich, daß ein Verlust des päpstlichen Prestige eintreten sollte? Das Papsttum hatte auf das fromme Gemüt des religiösen Europa zu seinen eigenen Zwecken gewirkt, es hatte dem Kontinent sein Blut und, was vielleicht noch höher geschätzt wurde, sein Geld abgepreßt; es hatte einen falschen Ausgang, einen unhaltbaren Prüfstein aufgestellt — und jetzt kam die Zeit, wo es Folgen verschiedener Art ernten sollte — geistige Auflehnung unter dem Volke, Ketzerei unter der Geistlichkeit.

Johann XXII., nach einem Zwischenraum von mehr als zwei Jahren, der mit Nebenbuhlereien und Ränken zwischen den französischen und italienischen Kardinälen hingebracht wurde, erwählt, setzte die Residenz zu Avignon fort. Seine Bewegungen nahmen eine praktische Richtung im Beginn eines Prozesses zur Wiedererlangung der Schätze Klemens' von dem Vicomte de Lomenie. Dies war nur ein Teil der Reichtümer des verstorbenen Papstes, doch beliefen dieselben sich auf eine und drei Viertel Millionen Goldgulden. Die Inquisition wurde emsig in Tätigkeit erhalten zur Ausrottung der Anhänger des „Ewigen Evangeliums“ und der Überreste der Albigenser und Waldenser. Aber alles dies hatte kein anderes Ergebnis, als welches endlich eintrat — eine Prüfung der Echtheit und Rechtmäßigkeit der päpstlichen Macht. Mit einem Instinkt hinsichtlich des Ursprunges des sich überall ausbreitenden Unglaubens erließ der Papst Bullen gegen die Juden, gegen die sich eine blutige Verfolgung erhoben hatte, und verordnete, daß alle ihre Talmude und sonstigen gotteslästerlichen Bücher verbrannt werden sollten. Ein Arzt, Marsilio von Padua, veröffentlichte ein Werk „Der Verteidiger des Friedens“.

Es war eine philosophische Untersuchung der Regierungsgrundsätze und der Natur und Grenzen der priesterlichen Macht. Die demokratische Tendenz war durch den Nachweis entfaltet, daß die Auslegung des Gesetzes des Christentums nicht im Papste noch sonst einem Priester, sondern in einem allgemeinen Konzil beruhe; es verwarf die päpstlichen politischen Ansprüche, behauptete, daß niemand rechtmäßig vom Papste allein in den Bann getan werden könne, und daß derselbe keine Zwangsgewalt über das menschliche Denken besitze, daß den bürgerlichen Immunitäten der Geistlichkeit ein Ende gemacht werden sollte, daß Armut und Niedrigkeit allein ihre Merkmale sein sollten, daß die Gesellschaft sie mit einem anständigen Unterhalt, aber weiter nichts, versehen sollte; ihr Pomp, ihr Luxus, ihre Ausschweifung und ihre Anmaßungen, namentlich die der Zehnten, sollten abgeschafft werden; daß weder Christus noch die Schrift je St. Peter einen Vorrang vor den übrigen Aposteln verliehen habe; daß, wenn die Geschichte befragt werden sollte, St. Paulus und nicht St. Petrus Bischof von Rom sei — ja, es sei zweifelhaft, ob letzterer je in dieser Stadt gewesen, da die Apostelgeschichte über diesen Punkt schweige. Aus diesen und vielen anderen solchen Gründen zog er einundvierzig Schlüsse wider die politische und geistige Obergewalt des Papstes.



Krönung Ludwigs des Bayern in der Peterskirche zu Rom durch den Bischof Guido Tarlati von Arezzo.
Relief vom Grabdenkmal des Bischofs im Dom zu Arezzo.

Es ist nicht nötig, hier die Beziehungen Johanns XXII. zu Ludwig von Bayern, noch die des Gegenpapstes Nikolaus zu betrachten; sie gehören lediglich der politischen Geschichte an. Aber wie um zu zeigen, auf welche Art sich die geistige Bewegung Bahn brach, entging der Papst selbst nicht einer Anklage auf Ketzerei. Obgleich Johann so vollauf mit weltlichen Dingen zu tun hatte, zauderte er doch nicht, die große Frage der „himmlischen Vision“ aufzuwerfen. Seiner Meinung nach genießen die Toten, selbst die Heiligen, die himmlische Anschauung Gottes erst nach dem Jüngsten Tage. Sofort erhob sich unter den Orthodoxen eine Frage. „Wie! Stehen die Apostel, Johannes, Petrus, ja selbst die hochgelobte Jungfrau noch nicht vor dem Angesicht Gottes?“ Der Papst hieß die gelehrtesten Theologen die Frage prüfen, während er selbst tätig darauf einging. Die Universität Paris ward in den Streit verwickelt. Der König von Frankreich erklärte, daß sein Reich nicht mit solchen ketzerischen Lehren besudelt werden solle. Ein einziger Satz erklärt die praktische Richtung des Dogmas, soweit die Interessen der Kirche beteiligt waren: „Wenn die Heiligen nicht vor Gott stehen, was nützt ihre Vermittlung? Was nützt es, Gebete an sie zu richten?“ Der Papst konnte vielleicht durch sein Alter entschuldigt werden. Er war jetzt fast neunzig Jahre alt. Daß er sich nicht gemäß der vorherrschenden Meinung der niederen Mönchsorden benommen, welche glaubten, daß Armut wesentlich zum Seelenheil sei, zeigte sich bei seinem Tode, 1334 n. Chr. Er hinterließ achtzehn Millionen Goldgulden in Spezies und sieben Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen.

Sein Nachfolger, Benedikt XII., entschied die Frage der „himmlischen Vision“: „Nur diejenigen Heiligen, welche nicht durchs Fegefeuer gehen, erblicken unmittelbar die Gottheit.“ Das Pontifikat Benedikts bewahrheitete kaum den Ausdruck, womit er die Kardinäle, die ihn gewählt hatten, begrüßte: „Ihr habt einen Esel erwählt.“ Er führte ein lustiges Leben. Einer Überlieferung zufolge rührt von ihm der Ursprung des Sprichworts her: „Betrunken wie ein Papst.“

Unter dem folgenden Pontifikat Klemens' VI., 1342 n. Chr., wurde der Hof von Avignon der eleganteste der Christenheit. Ritter und Damen, Maler und andere Künstler drängten sich dort. Er zeigte einen Tagtraum von Aufzügen und Banketten. Der Papst selbst ergötzte sich in weiblicher Gesellschaft, gestattete aber in seiner Schwachheit seiner Dame, der Gräfin von Turenne, ungeheure Einkünfte aus dem Verkauf kirchlicher Beförderungen zu erpressen. Petrarca, der um diese Zeit zu Avignon lebte,

spricht von demselben als von einem ungeheuren Bordell. Seine eigene Schwester war vom Heiligen Vater Johann XXII. verführt worden. Während aller dieser Jahre hatten die Römer wiederholte Versuche gemacht, den päpstlichen Hof nach ihrer Stadt zurückzuzwingen. Mit seinem Abzuge war all ihr Gewinn dahin. Allein die verhängnisvolle Politik, Franzosen in das Kardinalskollegium zu wählen, schien jede Hoffnung auszuschließen. Die gewissenlose Weise, wie dies geschah, wird durch den Umstand erläutert, daß Klemens einen seiner Verwandten, einen Jüngling von achtzehn Jahren, zum Kardinal machte. Eine Zeitlang warf der kurze Ruhm Rienzis einen flackernden Strahl auf Rom, aber Rienzi war nur ein Demagoge. Der tiefe, auf Europa hervorgebrachte Eindruck, daß die Residenz zu Avignon ein Verlassen des Grabes des heiligen Petrus sei, war es, was Urban V. zwang, nach Rom zurückzukehren. Dieser Entschluß wurde durch ein Verlangen gestärkt, der Gewalt der Könige von Frankreich zu entgehen und die Freischaren zu vermeiden, welche gelernt hatten, Geschenke zu erpressen, um Avignon mit Plünderung zu verschonen. Er verließ Avignon 1367 n. Chr. unter dem widerstrebenden Schmerz seiner Kardinäle, die von jener lustigen und ausschweifenden Stadt gerissen wurden, und mit Furcht vor den Erinnerungen und der Bevölkerung Roms. Und wohl mochte es so sein, denn nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien ward Frömmigkeit nicht in Achtung gehalten und die Kirchenzucht verspottet. Als Urban Barnabas Visconti, der Unruhen in Toskana anstiftete, eine Bannbulle durch zwei Legaten übersandte, zwang sie Barnabas, in seiner Gegenwart das Pergament, worauf die Bulle geschrieben war, nebst dem bleiernen Siegel und der seidenen Schnur zu essen und sandte sie zu ihrem Herrn zurück, indem er ihnen sagte, er hoffe, daß es ihnen nicht schwerer im Magen liegen werde als ihm. Binnen kurzem — es waren nur zwei Jahre — wurde die Abwesenheit von Frankreich unerträglich, der Papst kehrte nach Avignon zurück und starb dort. Seinem Nachfolger, Gregor XI., war es vorbehalten, die wegen ihrer siebzigjährigen Dauer sogenannte babylonische Gefangenschaft gänzlich zu beenden und das Papsttum 1376 n. Chr. der Ewigen Stadt zurückzugeben.

Allein, obgleich die Päpste so nach Rom zurückgekehrt waren, dauerten die Wirkungen von König Philipps Politik noch fort. Beim Tode Gregors IX. wählte das Konklave, das in Rom zusammenkam — denn das Konklave muß zusammenkommen, wo der Papst stirbt —, Urban VI., unter Einschüchterung des

römischen Pöbels, der entschlossen war, das Papsttum in seiner Stadt zu behalten; aber nach Fondi entwischend und bereuend, was sie getan hatten, erklärten sie seine Wahl für nichtig und setzten Klemens VII. an seine Stelle. Ja, sie standen einmal sogar auf dem Punkt, den König von Frankreich zum Papst zu



Grabmal Klemens' VII. von Boccio Pintelli in der Kirche S. Maria sopra Minerva.

wählen. So begann die große Spaltung. In Wirklichkeit war es ein Kampf zwischen Frankreich und Italien um die Beherrschung des Papsttums. Ersteres hatte sie siebzig Jahre genossen, letzteres war entschlossen, sie wiederzuerlangen. Die Spaltung beruhte so ursprünglich auf politischen Rücksichten, diese waren aber ohne Zweifel durch das Benehmen Urbans verschlimmert, dessen Handlungsweise hochmütig, ja unerträglich für seine Beschützer war. Auch besserte er sich nicht, als seine Stellung fester ward.

Im Jahre 1385 n. Chr. unterwarf er mehrere seiner Kardinäle, da er sie im Verdacht einer Absicht, ihn zu ergreifen, für einen Ketzer zu erklären und zu verbrennen, hatte, der Tortur in seiner Gegenwart, während er sein Brevier ablas. Aus Nocera, wo er belagert worden war, entschlüpfend, ließ er den Bischof von Aquila auf der Landstraße töten. Andere band er in Säcke und warf sie bei Genua ins Meer. Man vermutete nicht ohne Grund, daß er wahnsinnig sei.

Hatte sich früher Geldverlegenheit gezeigt, einen päpstlichen Hof zu unterhalten, so wurde dieselbe natürlich jetzt größer, wo es ihrer zwei gab. Solche täglich zunehmenden Unruhen führten endlich zu schlimmen politischen Bewegungen. Es war durchaus nötig, Geld nach Rom und auch nach Avignon zu ziehen. Der Kunstgriff eines Jubeljahres war zu vorübergehend und unzulänglich, obgleich es durch eine Verbesserung in der Theorie jenes Festes alle dreiunddreißig Jahre, dem Leben des Erlösers entsprechend, beschleunigt wurde. Zu Avignon drehte sich Klemens' Schwierigkeit, der ein liebenswürdiges und feines Wesen hatte, um die französische Kirche, welche verpflichtet war, ihn zu unterhalten, und es ist nicht zu verwundern, daß die französische Geistlichkeit mit Widerwillen auf die päpstliche Niederlassung blickte, da diese durch ihre Bedürfnisse getrieben wurde, an allen ihren besten Pfründen zu nagen. Unter solchen Umständen blieb den nebenbuhlernden Päpsten und ihren Nachfolgern kein anderer Weg übrig, als eine völlige Reorganisation des päpstlichen Finanzsystems — die völligere Entwicklung der Simonie, Ablässe und anderer ähnlicher Einnahmequellen. In dieser Weise verdreifachte Bonifaz IX. den Wert der Annaten auf den päpstlichen Büchern. Wucherer oder Makler, zwischen den Käufern von Pfründen und der päpstlichen Schatzkammer vermittelnd, wurden eingeführt, und es soll unter den dringenden Schwierigkeiten des Falles vorgekommen sein, daß Pfründen viele Male hintereinander an verschiedene Reklamanten in einer Woche verkauft wurden. Spätere Bewerber konnten einen Vorzug für Ernennungen gegen Barzahlung von fünfundzwanzig Gulden erlangen, ein erhöhter Vorzug war für fünfzig zu haben. Zuletzt wurde es nichts Ungewöhnliches, an Könige und Prälaten um Hilfsgelder zu schreiben — ein Beweis, wie sehr das Papsttum durch die Ereignisse der Zeiten geschwächt worden war.

Allein das fromme Europa konnte so zunehmende Schmählichkeiten nicht ertragen. Die Nebenbuhlerpäpste beschuldigten

sich unaufhörlich gegenseitig der Falschheit und aller Arten von Gottlosigkeit. Endlich fand die öffentliche Meinung ihren Ausdruck in dem Konzil von Pisa, von den Kardinälen auf ihre eigene Verantwortung berufen. Dieses Konzil forderte die beiden Päpste — Benedikt XIII. und Gregor XII. — vor, erklärte die ihnen schuldgegebenen Verbrechen und Ausschweifungen für



John Wiclif (1324–1387).
Nach „Les vrais pourtraits des hommes illustres", Genf 1581.

wahr und setzte beide ab, an ihrer Statt Alexander V. ernennend. Es gab jetzt also drei Päpste. Aber außer daß das Konzil so die Lage der Dinge in dieser Beziehung schlimmer machte, als sie vorher gewesen war, hatte es den noch außerordentlicheren Schritt getan, die Selbstherrschaft des Papstes zu stürzen. Durch die Macht der Umstände war es gezwungen worden, den Grund des lateinischen Christentums selbst zu vernichten, indem es die Stellung des Vorranges vor dem Statthalter Christi annahm. Aus den theologischen Streitigkeiten der vorhergehenden Jahre tauchte offenbar ein politischer Grundsatz auf, der demokratische Geist entfaltete sich, und die Hierarchie war im Aufstand gegen ihren Herrscher.

Auch beschränkte sich diese große Bewegung nicht bloß auf die

Geistlichkeit. In allen Richtungen nahm die Laienwelt daran teil, indem Geldfragen in sehr vielen Fällen der Antrieb dazu waren. Die Dinge waren bei einem solchen Zustande angelangt, daß es von wenig Gewicht zu sein schien, welches der persönliche Charakter des Papstes sein möchte; die Bedürfnisse der Lage trieben ihn unwiderstehlich, den Schatz auf jede Weise zu füllen. In England, Jahrhunderte eine Fundgrube des Reichtums für Rom, zeigte sich die Richtung der Dinge in Umständen, wie die Vorstellung der Gemeinen an die Krone über die Ernennung von Geistlichen zu allen hohen Ämtern und die vom „Guten Parlament" gemachten Anführungen in betreff des von Rom aus dem Königreich gezogenen Geldbetrages. Sie behaupteten, daß derselbe fünfmal so groß als die vom König erhobenen Steuern und daß das Einkommen des Papstes aus England größer sei als das Einkommen irgendeines Fürsten der Christenheit. Wieder zeigte sie sich in Tatsachen, wie das Durchgehen der Statuten der toten Hand, der Expektanten, des Prämunire und in dem allgemeinen Geschrei gegen die Bettelmönchorden. Diese Unzufriedenheit mit der Geistlichkeit war von einem Verlangen nach Wissen begleitet. Tausende strömten nach den Universitäten, sowohl des Kontinents wie Englands. In einer wohl vorbereiteten Gesellschaft fand Wiclif keine Schwierigkeit, seine Ansichten zu verbreiten. Seine Übersetzung der Bibel ins Englische war die praktische Ausführung seiner Lehre zum Frommen seiner Landsleute. Alle Klassen der Gesellschaft wurden angesteckt. Die Regierung schwankte eine Weile. Es hieß, daß jeder zweite Mensch in England ein Lollard sei. Die Lollards waren Wicliffiten. Allein die Kirche überredete endlich die Regierung, sie ihre Macht versuchen zu lassen, und 1400 n. Chr. ging das Statut „de haeretico comburendo" durch. William Sautree, ein Priester, der Wicliffit geworden, war der erste englische Märtyrer. John Badbee, ein Schneider, welcher die Transsubstantiation leugnete — beschuldigt, gesagt zu haben, daß, wenn sie wahr sei, es auf jedem Kornfelde Englands 20 000 Götter gebe —, litt danach in ähnlicher Weise am Pfahl in Gegenwart des Prinzen von Wales. Lord Cobham, das Haupt der Lollards, der den Papst als Antichrist, den Sohn des Verderbens, angeklagt hatte, wurde eingekerkert, entkam jedoch, wurde in politische Bewegungen verwickelt und erlitt endlich die doppelte Strafe für Ketzerei und Hochverrat, indem er mit einem zu seinen Füßen brennenden Feuer an einen Galgen gehängt wurde. Es ist interessant, den gesellschaftlichen Rang dieser drei frühen Märtyrer zu bemerken.

Die Ketzerei durchdrang alle Klassen von den niedrigsten bis zu den höchsten.

Das Konzil von Konstanz kam 1415 n. Chr. zusammen. Es hatte einen dreifachen Zweck: 1. die Einigung der Kirche unter einem Papst, 2. die Verbesserung der Geistlichkeit, 3. die Unterdrückung der Ketzerei. Die Politik desselben war von Anfang bestimmt. Es erklärte sich für die höchste Instanz. Es verlangte



Hieronymus von Prag, der Schüler des Huß, wurde 1416 in Konstanz verbrannt.

die Abdankung des Papstes Johann XXIII., brachte Anklageartikel gegen ihn an, von denen einige von solcher Abscheulichkeit sind, daß sie fast den Glauben überschreiten und den Beinamen rechtfertigen, daß er „ein eingefleischter Teufel" gewesen sei. Die Abstimmung des Konzils ward geändert. Der Plan, nach Nationen zu stimmen, welcher die Italiener auf ein einziges Votum reduzierte, wurde eingeführt. Diese beiläufigen Tatsachen können uns zeigen, daß Männer gegenwärtig waren, welche völlig verstanden, wie die Maschinerie einer solchen Versammlung zu behandeln sei, und daß die Bemerkung des Äneas Sylvius, später Pius II., bezüglich des Konzils von Basel gleich wahr bezüglich desjenigen von Konstanz sei, daß es nicht sowohl vom Heiligen Geiste, als von den Leidenschaften der Menschen geleitet worden sei. Der Einfluß, den die Juristen jetzt in gesellschaftlichen Angelegenheiten ausübten — ihre Gewohnheiten der

Anordnung, des Geschäftes und der Ränke —, zeigen sich schlagend in der Behandlung dieser Versammlungen; ihre Künste waren auf die Geistlichkeit und zum Teil selbst auf das Volk übergegangen. Aber wie ungeheuer war die Veränderung, welche im Papsttum von der freiwilligen Abdankung Cölestins zu der gezwungenen Abdankung Johanns vor sich gegangen war.

Auf dieses Konzil kam auch unter sichrem Geleit von Kaiser



Johann Huß.
Nach Lacroix.

Sigismund Johann Huß. Kaum aber war er angekommen, als er eingekerkert wurde; eine Verräterei, die mit der Notwendigkeit eines Zugeständnisses an die Verbesserungspartei entschuldigt wurde. Am 5. Juni 1416 n. Chr. wurde Huß in Ketten vor das Konzil gebracht. Es wurde für ungesetzlich erklärt, einem Ketzer Wort zu halten. Seine Landsleute, die anwesenden böhmischen Herren, protestierten gegen eine solche Treulosigkeit und verlangten laut seine Freilassung. Anklageartikel, aus seinen Werken gezogen, wurden überreicht. Er erklärte sich bereit, seine Meinung zu verteidigen. Der Aufruhr war so groß, daß das Konzil sich zeitweilig vertagte. Zwei Tage später wurde die Untersuchung wieder aufgenommen. Der Kaiser nebst allen Vätern war zugegen. Die erste Anklage, welche vorgenommen ward, bezog sich auf die Transsubstantiation. Bei dieser und späteren Gelegenheiten nahm der Kaiser an den Verhandlungen teil, in-

dem er unter anderm bemerkte, daß nach seiner Meinung der Gefangene des Todes würdig sei. Nach einer langwierigen Untersuchung seiner angeführten Irrtümer wurde ein Widerrufsformular für Huß vorbereitet. Mit einer bescheidenen Festigkeit lehnte er dasselbe ab, indem er seine Antwort mit den Worten schloß: „Ich berufe mich auf Jesus Christus, den einen allmächti-



Huß' Gang zur Richtstätte.

gen und allgerechten Richter. Ihm befehle ich meine Sache, der jedermann nicht nach falschen Zeugnissen und irrenden Konzilien, sondern nach Wahrheit und Verdienst richten wird." Am 1. Juli kam das Konzil in voller Sitzung zusammen. Dreißig Artikel gegen Huß wurden verlesen. Unter anderm führten sie an, daß er glaube, das materielle Brot bleibe nach der Weihung unverändert. In seiner Not blickte der Gefangene den Verräter Sigismund fest an und rief feierlich aus: „Frei kam ich hierher unter dem sichern Geleite des Kaisers." Der reuige Monarch errötete. Darauf ließ man Huß niederknien und sein Urteil empfangen. Es verdammte seine Schriften und seinen Leib zu den Flammen.

Er ward darauf seines geistlichen Standes entsetzt und beraubt. Einige der Bischöfe verspotteten ihn, einige, barmherziger, flehten ihn an, zu widerrufen. Sie verschnitten ihm das Haar in Form eines Kreuzes und setzten ihm eine hohe Papierkrone aufs Haupt, auf der Teufel gemalt waren. „Wir weihen deine Seele den Teufeln in der Hölle." — „Und ich befehle meine Seele dem barmherzigen Herrn Jesus Christus." Dann ward er hinausgeführt. Man zog am Palast des Bischofs vorüber, wo Huß' Bücher brannten. Als sie ihn mit einem Stück Kette an den Pfahl banden, fiel die bemalte Krone ab, aber die Soldaten setzten sie wieder auf. „Laßt ihn und seine Teufel zusammenbrennen." Er wird verbrannt. Als sich die Flammen über ihm schlossen, sang er Psalmen und betete zum Erlöser.

In einem zum Basler Münster mit seinem Dach aus grünen und bunten Ziegeln gehörigen Gemach liest der heutige Reisende auf einem Stück Papier diese Inschrift: „Das Konzilienzimmer, wo das berühmte Basler Konzil versammelt war. In diesem Zimmer wurde Papst Eugen IV. entthront und durch Felix V., Herzog von Savoyen und Kardinal von Repaile, ersetzt. Das Konzil begann 1431 und dauerte bis 1448." Jenes Gemach mit seinem Flur aus kleinen, roten, irdenen Fliesen und seiner eichenen Decke war Zeuge großer Ereignisse.

Wir haben die Geschichte dieser Ereignisse fast so weit verfolgt, als es für den Zweck erforderlich ist. Wir werden daher den Einzelheiten der neuen Spaltung nicht folgen. Sie befiel Europa fast ohne Anteil. Äneas Sylvius, der fähigste Mann seiner Zeit, gibt uns mit drei Worten die wahre Einsicht in den Zustand der Dinge: „Der Glaube ist tot." Nach dem Ableben Eugens IV. folgte Nikolaus V. Es wurde ein Einverständnis mit denen, die im Interesse des Konzils waren, herbeigeführt. Es wurde aufgelöst. Felix V. dankte ab. Die Sittlichkeit der Zeiten hatte sich gebessert. Der Gegenpapst wurde weder geblendet noch ermordet. Die Spaltung war zu Ende.

So haben wir gesehen, daß die persönlichen Unsittlichkeiten und die Ketzerei der Päpste die Einmischung des Königs von Frankreich herbeiführten, welcher nicht nur das päpstliche System bis in seine Grundlagen erschütterte, sondern auch sein Prestige zerstörte, indem er demselben die augenfälligste Schmach zufügte. Siebzig Jahre war Rom seiner bürgerlichen Vorrechte beraubt, und die Nebenbuhlereien Frankreichs und Italiens erzeugten die große Spaltung, außer der nichts der päpstlichen Macht nachteiliger hätte sein können. Wir haben gesehen,

daß, unterstützt durch die Geldverlegenheiten des Papsttums, der wachsende Geist Europas seinen Einfluß geltend machte und den Papst völlig absetzte. Es war vergebens, die Echtheit eines solchen Konzils zu bestreiten; die vollendete Tatsache stand da. In diesem Augenblick schien es für das italienische System weiter keine Aussicht zu geben als völligen Untergang; doch kam,



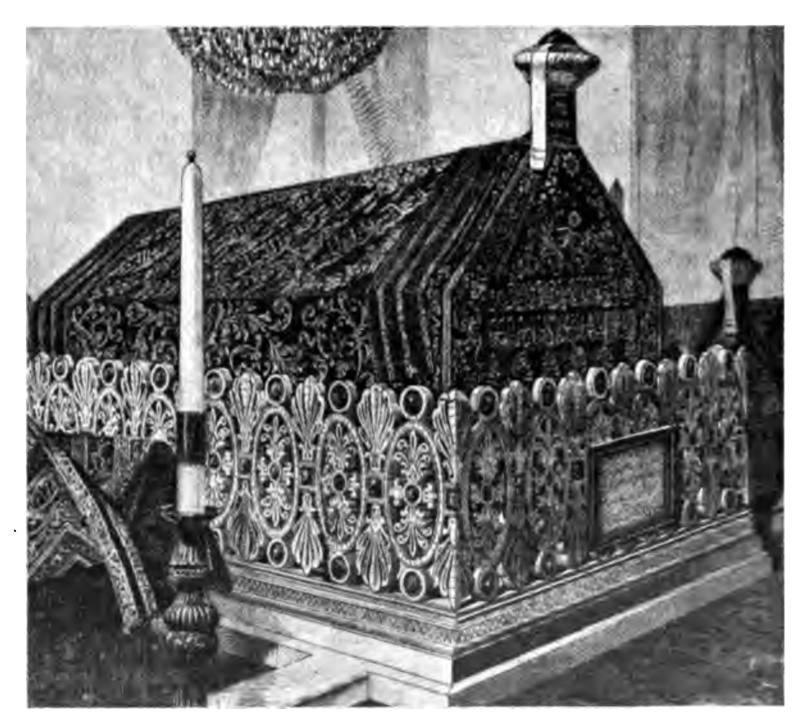
Huß auf dem Scheiterhaufen.
Aus Ulrich von Richentals Chronik über das Konstanzer Konzil.

wunderbar zu sagen, eine augenblickliche Befreiung von einer Seite, woher sie niemand erwartet haben würde. Die Türken waren die Retter des Papsttums.

Ein wandernder Stamm der Türken hatte seinen Weg nach Kleinasien gefunden und unter seinem Anführer Ertogrul und dessen Sohn Othman seine Macht befestigt, und begann seinen Einfluß durch Besitzungen auszudehnen, die er den Sultanen von Ikonien und dem Byzantinischen Reich abgenommen hatte. Der dritte Fürst des Geschlechts richtete die Janitscharen, eine bedeutende kriegerische Macht, ein und begann die Griechen aus Kleinasien zu vertreiben. Sein Sohn Soliman kreuzte den Hellespont und nahm Gallipoli ein, so, 1358 n. Chr., festen Fuß in Europa fassend.

Nachdem dies vollbracht war, fing der türkische Einfluß an, sich schnell auszudehnen. Thrazien, Mazedonien, Serbien wurden unterjocht. Sigismund, König von Ungarn, wurde in der Schlacht bei Nikopolis von Bajazet gestürzt. Südgriechenland, die Länder längs der Donau unterwarfen sich, und Konstantinopel würde gefallen sein, wäre nicht der unerwartete Einfall Tamerlans gewesen, welcher Bajazet schlug und gefangennahm. Die Regierung Mohammeds I., welcher folgte, war mit der Wiederherstellung des Türkischen Reiches beschäftigt. Unter Amurat II. wurde der Besitz der Küste des Euxin erlangt, die Befestigungen über den Isthmus von Korinth gestürmt und der Peloponnes betreten.

Mohammed II. wurde 1451 n. Chr. der Sultan der Türken. Vom Augenblick seiner Thronbesteigung richtete er seine ganze Macht auf die Einnahme von Konstantinopel. Die Herrscher desselben hatten das unvermeidliche Ereignis längst vorhergesehen und wiederholte Versuche gemacht, sich militärische Hilfe vom Westen zu sichern. Sie waren bereit, ihren religiösen Glauben



Das Grabmal Osmans, des ersten türkischen Sultans, in Brussa.

fahren zu lassen. Nach diesem Grundsatz wurde der Mönch Barlaam auf eine Gesandtschaft an Benedikt XII. abgefertigt, um die Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, wie es zart genannt wurde, vorzuschlagen und als Äquivalent für das Zugeständnis ein Frankenheer zu erhalten. Als die Gefahr dringender wurde, suchte Johann Paläologus I. eine Zusammenkunft mit Papst Urban V. und wurde, nachdem er von seinen Ketzereien hinsichtlich des Vorranges des Papstes und des doppelten Ausgehens des Heiligen Geistes gereinigt worden war, dem Papste in der St. Peterskirche vorgestellt. Es wurde dem griechischen Monarchen nach drei Kniebeugungen gestattet, dem Heiligen Vater die Füße zu küssen und sein Maultier beim Zügel zu führen. Allein, obgleich die Päpste den Willen haben mochten, so hatten sie doch die Macht verloren, und diese großen Demütigungen brachten nichts Gutes hervor. Dreißig Jahre später schlug Manuel, Sohn und Nachfolger des Paläologus, einen, wie es hätte scheinen können, sicherern Weg ein. Er reiste nach Paris und London, um seine Not vor den Königen von Frankreich und England darzulegen; allein er empfing nur Mitleid, keine Hilfe. Auf dem Konzil von Konstanz erschienen byzantinische Gesandte. Es war jedoch den Synoden von Ferrara und Florenz vorbehalten, soweit es sein konnte, die Unterhandlung zu reifen. Der zweite Johann Paläologus reiste nochmals, 1438 n. Chr., nach Italien, und während Eugen in dem Gemach zu Basel abgesetzt wurde, vollzog er die Vereinigung des Ostens und Westens im Dom von Florenz. Auf der Kanzel jenes Gebäudes umarmten sich am 6. Juli jenes Jahres ein römischer Kardinal und ein griechischer Erzbischof vor dem Volke, das Te Deum wurde auf Griechisch gesungen, die Messe in lateinischer Sprache zelebriert und das Glaubensbekenntnis mit dem „Filioque" verlesen. Der Nachfolger Konstantins des Großen hatte seine Religion aufgegeben, aber kein Äquivalent, keine Hilfe dafür erhalten. Der Zustand der Kirche, ihre Unruhen und Spaltungen machten jede Gemeinsamkeit des Handelns im Westen unmöglich.

Die letzte, die unvermeidliche Stunde schlug endlich. Mohammed II. war ein gelehrter Mann, fähig, sich in fünf verschiedenen Sprachen auszudrücken, geschickt in der Mathematik, namentlich in ihrer praktischen Anwendung auf die Ingenieurkunst, ein Bewunderer der schönen Künste, verschwenderisch in seiner Freigebigkeit gegen italienische Maler. In Kleinasien wie in Spanien war Freigeisterei unter den Jüngern des Propheten. Es wurde behauptet, daß man den Sultan in seinen Erholungs-

stunden oft die Religion seines Landes als einen Betrug habe verspotten hören. Seine Zweifel in diesem Punkt wurden jedoch durch seinen Entschluß aufgewogen, die Absicht so vieler seiner mohammedanischen Vorgänger — die Einnahme Konstantinopels — auszuführen.



Mohammed II.
Photographie nach dem Gemälde von Gentile Bellini in der National Galery London.

Um diese Zeit war die ehrwürdige Stadt so tief gesunken, daß sie nur 100 000 Einwohner enthielt, von denen nur 4970 fähig oder willig waren, Waffen zu tragen. Die belagernde Macht war mehr als eine Viertelmillion Menschen. Als Mohammed seine Werke vorrückte, sah der verzweifelnde Kaiser vergebens nach der lange versprochenen wirksamen Hilfe von Westen aus. In ihrer äußersten Not war die fromme Hauptstadt durch religiöse



Die Eroberung von Konstantinopel.
Nach einem Wandgemälde von Tintoretto im Dogenpalast zu Venedig.

Fehden geteilt, und als ein lateinischer Priester in St. Sophia amtierte, gab es viele, welche riefen, daß sie lieber den Turban des Sultans als die Tiara des Papstes sehen wollten. In verschiedenen Punkten bezeichnete die Belagerung Konstantinopels das Ende der alten und den Beginn der neuen Zeiten. Seine Mauern wurden durch die Sturmböcke der Vergangenheit erschüttert und durch Kanonen, welche gerade damals in allgemeinen Gebrauch kamen, gestürzt. Auf einer Bohlenstraße wurden Schiffe in der Dunkelheit einer einzigen Nacht eine Entfernung von zehn Meilen durch das offene Land getrieben. Die Werke wurden gegen die Mauern vorgerückt, auf deren Spitze die schreitende Schildwache endlich die Rufe der Türken bei ihren nächtlichen Feuern hören konnte. Es waren Töne, wie ihnen Konstantinopel wohl lauschen mochte. Es hatte manches lange Jahr etwas ganz anderes gelehrt. „Gott ist Gott; es gibt nur einen Gott." In den Straßen wurde ein Bild der Jungfrau in feierlicher Prozession getragen. Jetzt oder nie mußte sie denen zu Hilfe kommen, die so viel für sie getan, die sie zu einer Königin im Himmel und zu einer Göttin auf Erden gemacht hatten. Der Ruf ihrer Anbeter war vergebens.

Am 29. Mai 1453 wurde der Sturm geliefert. Konstantin Paläologus, der letzte der römischen Kaiser, seinen Purpur ablegend, damit niemand ihn erkenne und seinen Leichnam, wenn die Katastrophe vorüber wäre, beschimpfe, fiel, wie es einem Kaiser geziemt, in der Bresche. Nach seinem Tode hörte der Widerstand auf, und die siegreichen Türken strömten in die Stadt. Ein bunter Haufen von Weibern und Kindern, Priestern, Mönchen, frommen Jungfrauen und — Männern stürzte nach der St. Sophiakirche. Abergläubisch bis zuletzt, erwarteten sie in diesem äußersten Augenblick die Erfüllung einer Prophezeiung, daß, wenn die Türken sich bis zum Platz vor der Kirche Bahn gebrochen hätten, ihr weiteres Vordringen gehemmt werden würde, denn ein Engel mit einem Schwert in der Hand würde vom Himmel herabsteigen und die Stadt des Herrn erretten. Die Türken brachen in den Platz ein, aber der Engel kam nicht.

Mehr als zwei Drittel der Einwohner von Konstantinopel wurden als Gefangene in das türkische Lager mitgeführt — die Männer für die Sklaverei, die Weiber für ein noch schlimmeres Schicksal. Die Kirchen wurden geplündert. Vom St. Sophiadom wurden seine Herrlichkeiten niedergerissen. Die himmlischen Bilder, um deretwillen die Christenheit in früheren Zeiten entzweit worden war, unterwarfen sich widerstandslos der

frommen Wut der Mohammedaner, ohne ein einziges Wunder zu tun, und wurden, ihres Goldes und ihrer Edelsteine beraubt, verbrannt. Am selben Tage bestieg der Muezzin den höchsten Turm von St. Sophia und verkündete über der Stadt der Dreieinigkeit die Einheit Gottes. Der Sultan verrichtete seine



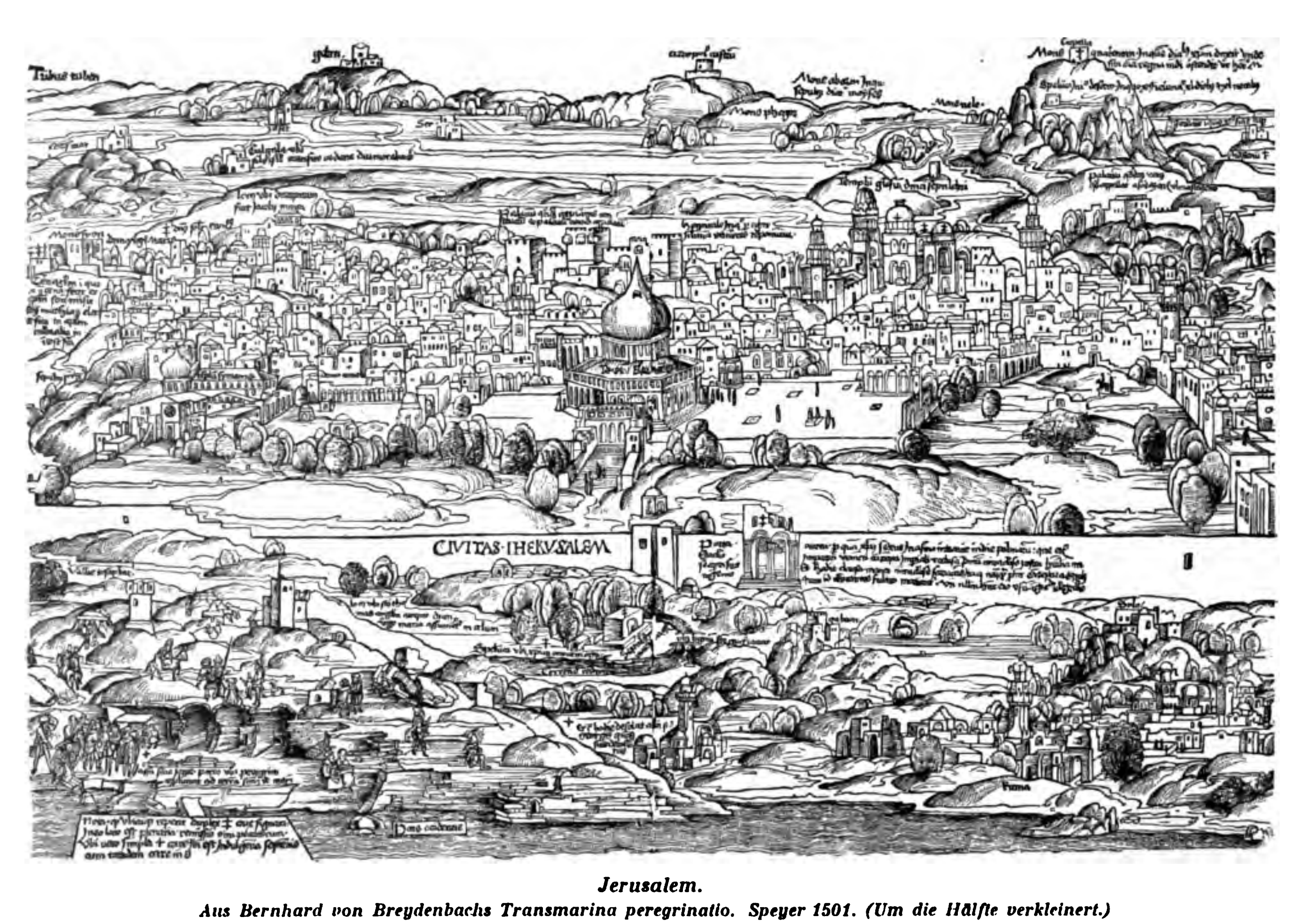
Tod Mohammeds II. (1481).
Seine Seele wird vom Teufel geholt.
Nach G. Caoursin, Belagerung von Rhodus. Ulm 1496.

Gebete vor dem großen Altar und befahl, das Gebäude von seinen Abgöttereien zu reinigen und dem Dienste Gottes zu weihen. Von da begab er sich zum Palast, und über den Unbestand menschlichen Glückes nachdenkend, wiederholte er, als er denselben betrat, den persischen Vers: „Die Spinne hat ihr Netz im Kaiserpalast gewoben, die Eule hat ihr Wächterlied auf den Türmen von Afrasiab gesungen.“

Als dieses feierliche Ereignis — der Fall Konstantinopels — vollendet war, bedurfte es keiner Versöhnung der griechischen und lateinischen Kirche. Mohammeds Schwert hatte den

Streit geschlichtet. Konstantinopel hatte sich dem Schicksal Antiochiens, Jerusalems, Alexandriens, Karthagos unterworfen. Die Christenheit war bestürzt. Das Vordringen der Türken in Europa war nun sehr schnell. Korinth und Athen fielen, und die Unterwerfung Griechenlands wurde vollendet. 1461 n. Chr. wurden die Grenzen Italiens genähert. Die mohammedanische Flagge war der Halbinsel gegenüber längs der adriatischen Küste. Zwanzig Jahre später wurde in Italien eingefallen. Otranto wurde genommen, sein Bischof vor der Tür seiner Kirche getötet. Um diese Zeit galt die türkische Infanterie, Kavallerie und Artillerie für die beste der Welt. Nun schickte sich Soliman zur Unterjochung Italiens an und wurde nur durch einen Zufall davon abgelenkt, welcher ihn gegen die Venezianer kehrte. Erst nach der Schlacht bei Lepanto wurde das türkische Vordringen vollständig gehemmt. Selbst so wie es war, konnten bei der verwickelten Politik und den Ränken Europas seine verschiedenen Herrscher einander nicht trauen; ihr gemeinsamer Glaube hatte aufgehört, ein gemeinsames Band zu sein; in allen war es geschwächt, in einigen zerstört worden. Äneas Sylvius sagt, indem er von der Christenheit spricht: „Sie ist ein Leib ohne Haupt, ein Staat ohne Gesetze und Obrigkeit. Der Papst oder der Kaiser mögen als hohe Titel, als glänzende Bilder scheinen, aber sie sind unfähig, zu befehlen, niemand ist willig, zu gehorchen." Aber es war, wenn während dieser Periode des türkischen Angriffs die religiösen Zwistigkeiten der Christenheit nicht anständig beigelegt worden wären, drohende Gefahr da, daß Europa mohammedanisiert worden wäre. Eine bittere Erfahrung vergangener Zeiten sowohl wie der Gegenwart hatte gelehrt, daß die römische Kirche gegen solche Angriffe völlig machtlos sei. Nicht in irgendwelcher himmlischen Hilfe, sondern in physikalischem Wissen und pekuniären Hilfsmitteln, in der Organisation von Armeen und Flotten ausgeführt, mußte man Sicherheit suchen.

Der türkische Angriff führte zur Hemmung des demokratischen Ausbruchs im Schoße der Kirche — zur zeitweiligen Enthaltung von weiterer Untergrabung der päpstlichen Selbstherrschaft. Es war nötig, daß kirchliche Streitigkeiten, wenn sie nicht beëndet werden konnten, auf alle Fälle eine Zeit im Zaume gehalten werden sollten, und das wurden sie, bis die eingeschlossenen Zwistigkeiten in der „Reformation" hervorbrachen. Und so wurde das päpstliche Christentum durch die mohammedanische Wissenschaft im Westen fast zum Verderben gebracht; so gab ihm durch ein seltsames Paradox das moham-



Jerusalem.

Aus Bernhard von Breydenbachs Transmarina peregrinatio. Speyer 1501. (Um die Hälfte verkleinert.)

medanische Schwert im Osten eine erneute Frist politischer Macht.

Für Nikolaus V., einen gelehrten und tüchtigen Papst, war die Katastrophe Konstantinopels der Todesstreich. Er war der vertraute Freund Cosmos' von Medici gewesen und hatte von diesem einen Geschmack für Kunst und Wissenschaft eingesogen; aber gleich seinem Beschützer hatte er keine Liebe zur Freiheit. Durch



Kampf zwischen türkischen und Johanniterschiffen.
Aus Caoursins Beschreibung der Belagerung von Rhodus.
Ulmer Incunabel von 1496.

den Handel lernte das Papsttum sich zuerst der Kunst zuzuwenden. Die erfolgende Entwicklung Europas war wirklich auf den Handel Oberitaliens und nicht auf die Kirche gegründet. Die Staatsmänner von Florenz waren die Erfinder des Gleichgewichts der Macht. Ein Liebhaber der Literatur, war Nikolaus der Gründer der Vatikanischen Bibliothek. Er erkannte klar den einzigen Weg, auf welchem das römische System geleitet werden konnte, daß es untauglich für, ja unverträglich mit der Wissenschaft sei, aber in Einklang mit der Kunst gebracht werden könnte. Sein Einfluß auf die Vernunft war dahin, doch blieben ihm noch die Sinne. Indem die folgenden Päpste seine Politik fortsetzten, handelten sie mit Weisheit. Sie befriedigten den Genius ihrer Einrichtungen, ihres Landes und ihres Zeitalters. In der reichlichen Muße der Klöster hatten die Mönche Beschäftigung im Ausmalen von Handschriften gefunden. Von der Ausführung von Miniaturen erhoben sie sich allmählich zur Unternehmung größerer Arbeiten. In dieser Weise war im 12. Jahrhundert in Italien die Malerei entsprungen. Die Skulptur, anfangs in der Architektur untergegangen, hatte sich im 14. Jahrhundert dieser Dienstbarkeit entwunden. Die Bettelmönchorden wurden, indem sie Reichtum erlangten, freigebige Gönner. Von kalligraphischen Illustrationen zu den großartigen Werken Michelangelos und Raffaels ist ein ungeheurer Fortschritt; doch erforderte es nur kurze Zeit, um ihn zu vollenden.

Philosophisch ist die auffallendste Eigentümlichkeit des Zeitalters die Anwendung einer falschen Logik, ein gänzlich falscher Begriff von der Natur des Beweises. Es wird durch Wunderbeweise, Untersuchung durch Zweikampf, Gottesurteile und einen allgemeinen Glauben an übernatürliche Vermittlungen selbst für gegenstandslose Zwecke erläutert. Nach den Grundsätzen dieser Logik und, wenn die Echtheit eines Dinges oder der Beweis einer Behauptung erfordert, wird angenommen, daß derselbe durch eine betäubende Erklärung von etwas anderem geliefert werde. Wird der Charakter einer Prinzessin angegriffen, so bietet sie einen Kämpen an; er zeigt sich siegreich, folglich war sie nicht schwach. Wenn eine Nationalversammlung nach langer Erörterung nicht entscheiden kann, „ob Kinder das Eigentum ihres Vaters bei Lebzeiten ihres Großvaters erben sollten“, so wird für jede Seite eine gleiche Anzahl gleicher Streiter gewählt; sie kämpfen, die Kämpen für die Kinder tragen den Sieg davon, folglich wird das Gesetz zu ihren Gunsten beschlossen. Die Reliquie eines Märtyrers wird um einen hohen Preis erkauft; nie-

mand sucht den Kanal, durch welchen sie gekommen ist, zu kritisieren, sondern jeder fragt: „Kann sie ein Wunder tun?" Eine ungeheure Anstalt erfordert den unbedingten Gehorsam aller. Sie rechtfertigt ihren Anspruch nicht durch die Geschichte der Vergangenheit, sondern durch Versprechungen und Drohungen für die Zukunft. Eine abgelebte Alte ist der Zauberei verdächtig. Sie wird nackt ausgezogen und in den nächsten Teich geworfen:



Sarkophag Nikolaus' V.

sinkt sie, so ist sie unschuldig, schwimmt sie, so steht sie in Verkehr mit dem Teufel. In all solchen Fällen ist die innere Eigentümlichkeit der Logik deutlich genug; sie zeigt einen gänzlich falschen Begriff von der Natur des Beweises. Und doch regierte diese Folgerung Europa tausend Jahre, indem sie jene wunderbaren und übernatürlichen Erklärungen physischer Phänomene und Ereignisse hervorrief, auf die man jetzt mit ungeheuchelter Überraschung zurückblickt, halb ungläubig, daß es unseren Vorfahren möglich gewesen sei, solchen Dingen Glauben zu schenken. Gegen die abgeschmackte Logik führten die Mohammedaner und Juden die ersten Schläge. Wir wissen, was Algazzali, der Araber, rücksichtlich des Zauberers sagt, welcher beweisen wollte, daß drei größer sei als zehn, indem er einen Stock in eine Schlange verwandelte. Jetzt werden wir die Umstände betrachten, unter denen die jüdischen Ärzte handelten.

Es wird nicht nutzlos sein, diesem Glauben an das Übernatürliche ein paar Seiten zu widmen. Es bietet eine Gelegenheit, zu

zeigen, wie falsche Vorstellungen allgemein werden, sich in Gesetzen und im alltäglichen Leben verkörpern und, wunderbar zu sagen, wie sie, ohne daß das Geringste geschieht, um sie zu zerstören, von selbst aus dem Gesicht verschwinden können, wie Nachtgespenster vor dem Tage.

Mohammedaner und Juden waren die ersten, die „übernatürlichen" Dinge philosophisch und sarkastisch anzugreifen; allein



Taufe der Juden.
Aus dem Wessobrunner Kodex in München. Neuntes Jahrhundert.

ihr endlicher Untergang wurde durch die Tätigkeit zwei anderer Stände, der Juristen und Ärzte, herbeigeführt. Die Juristen, deren Ankunft zur Macht wir in der Geschichte Philipps des Schönen gesehen haben und deren Steigen von jener Zeit sehr schnell war, waren genötigt, die echten Beweismethoden einzuführen; die Ärzte wurden durch ihre Geschäfte beständig zur materiellen Erklärung natürlicher Phänomene im Gegensatz zur mystischen geleitet.

Weit entfernt, die entschiedenen Widersacher menschlichen Wissens zu sein, begünstigten die guten Ärzte es regelmäßig und verteidigten es in seinen Anfechtungen. Die Juristen wurden gehaßt, weil sie die übernatürliche Logik durch philosophische Logik ersetzten, die Ärzte, weil sie das einträgliche, aber lügnerische System der Wunderkuren durch Reliquien und vor Schreinen stürzten.

Doch ist die Kirche nicht ohne Entschuldigung. In ihrer ganzen mannigfaltigen Geschichte war es unmöglich, sie von den Grund-

sätzen, welche im Beginn in ihre politische Organisation eingetreten waren, loszureißen. Für gut oder schlecht, für Recht oder Unrecht erforderte es ihr Bedürfnis, daß sie sich als die Besitzerin aller Wissenschaft im Bereich menschlicher Vernunft — als die unfehlbare Schiedsrichterin jeder Frage, welche unter Menschen auftauchen könnte, darstelle.

Früh den Widerstand der Wissenschaft entdeckend, die zu ihrer Zeit nicht verfehlen konnte, ihre Ansprüche der Prüfung zu unterwerfen, gab sie sich zu einer systematischen Täuschung der Ungebildeten her und versuchte dadurch jene verhängnisvolle Stunde hinauszuschieben, wo im Dunkel erzeugte Glaubensbekenntnisse im Lichte würden geprüft werden müssen, ihren Versuch mit schonungsloser, oft blutiger Hand erzwingend. Aus diesem Grunde war, als die unvermeidliche Zeit der Untersuchung kam, keine geistige Verteidigung in ihrem Interesse möglich, und es blieb daher nur eine Zuflucht zu physischem und politischem Zwang übrig. Aber solch ein Zwang unter solchen Umständen ist nur ein Zeugnis für die innere Schwäche dessen, wofür er angerufen wird; auch ist er ein Zeichen, daß diejenigen, welche zu demselben greifen, allen Glauben an eine dem System, das sie stützen, inwohnende Kraft verloren haben und daß dasselbe in der Tat schnell zu Ende geht.

Der Leser wird aus den, mit den jetzt zu erzählenden übernatürlichen Täuschungen verknüpften Umständen ersehen, daß dieselben einem Gesetze ununterbrochener Veränderung folgen, indem die besondere Verkörperung, welche sie annahmen, mit dem Zustande des zu jeder Epoche der Prüfung unterworfenen menschlichen Geistes wechselt. Jahrhundertelang werden sie von allen Klassen blindlings geglaubt, dann werden sie wenigen, aber an Zahl stets wachsenden, ein Anlaß des Zweifels. Endlich erwacht die Menschheit aus ihrer Täuschung — ihrem Traume. Die Verwerfung des Ganzen trotz der wunderbaren Summe von Zeugnissen, welche sich seit Jahrhunderten aufgehäuft hat, tritt von selbst ein im Augenblick, wo die psychische Entwicklung einen gewissen Punkt erreicht hat. Es kann keine schlagendere Erläuterung des bestimmten Fortschrittes des menschlichen Geistes geben. Der Knabe, welcher in einem dunklen Zimmer von Schrecken erfüllt wird, entläßt seine eitle Furcht unmerklich, sobald er zum Manne heranwächst.

Clemens Romanus und Anastasius Sinaita erzählen, indem sie von Simon Magnus sprechen, daß er sich unsichtbar machen konnte, daß er einen Menschen aus Luft geformt habe, daß er

körperlich Berge durchschritt, ohne durch dieselben gehindert zu werden, daß er fliegen und unversehrt in Flammen sitzen konnte, daß er belebte Bildsäulen und von selbst sich bewegendes Gerät verfertigt und nicht nur sein Antlitz in die Ähnlichkeit



Die rechtgläubige Kirche umringt von den Irrlehren der Ketzer.
Holzschnitt aus dem „Livre des persécutions des crestiens".

vieler anderer Menschen verwandelt, sondern auch, daß sein ganzer Körper in die Gestalt einer Ziege, eines Schafes, einer Schlange habe verwandelt werden können, daß er, als er in der Straße gewandelt, viele Schatten in verschiedenen Richtungen geworfen, daß er in wüsten Plätzen plötzlich Bäume aufsprießen ließ und bei einer Gelegenheit eine bezauberte Sichel gezwungen habe, ins Feld zu gehen und zweimal so viel in einem Tage zu schneiden, als wenn sie von einem Menschen gebraucht worden

wäre. Von Apollonius von Tyana wird uns erzählt, daß er nach einem ununterbrochenen Stillschweigen von fünf Jahren die Sprachen aller Tiere und Menschen verstanden, daß er unter sehr malerisch berichteten Umständen den Geist einer Plage zu Ephesus entdeckt und ihn, selbstüberführt, vor das Volk geschleppt habe, daß er beim Hochzeitmahle des Menippus sämtliche Schüsseln und Speisen habe verschwinden lassen, dadurch die Braut zu bekennen zwingend, daß sie ein Vampyr sei, der in der Nacht das Fleisch ihres Gatten zu essen und sein Blut zu lecken gedenke, daß er das Wunder gezeigt, an vielen Orten zu gleicher Zeit zu sein, ein junges Weib von den Toten auferweckt habe und endlich, weltmüde, körperlich gen Himmel gefahren sei.

Als der arabische Einfluß sich ausbreitete, erschienen Ideen von orientalischem Ansehen. Da gibt es Peris, die von Düften leben, und Divs, die von ihnen vergiftet werden, bezauberte Paläste, sich bewegende Statuen, verschleierte Propheten, wie Mokanna, eherne fliegende Pferde, gefeite Pfeile, Derwische, die ihre Seele in den Körper eines toten Tieres schleudern können, ihm ein zeitweiliges Leben verleihend, verzauberte Ringe, um den Träger unsichtbar zu machen oder ihm zwei verschiedene Körper zu gleicher Zeit zu geben, Guhls, welche auf Kirchhöfen leben und nachts das Fleisch toter Menschen essen. Als europäisches Gegenstück zu diesen persisch-arabischen Ideen gibt es Feen und ihr Tanzen bei Mondschein, ihre Verführung von Kindern und ihre Täuschung schreckenerfüllter Mütter mit Wechselbälgen. Jeder glaubt, daß Regen und Wind von Zauberern erkauft und schönes Wetter durch Gebet erlangt, Stürme gestillt werden können. Wer zu Reichtum oder Rang gelangt, tut es durch einen Pakt mit Satan, der mit Blut gezeichnet ist. Das Haupt der Kirche, Sylvester II., macht ein ehernes Haupt, welches prophetisch zu ihm spricht. Er findet unterirdische Schätze in einem unterirdischen magischen Palast unter einem Berge. Der Protestator des griechischen Kaisers wird einer Verschwörung gegen das Leben seines Herrn angeklagt, indem er unsichtbare Menschen mache.

Der Alchimist Peter d'Apono hielt sieben Geister in Glasflaschen. Er hatte sie gefangen, indem er sie mit destilliertem Tau köderte, und sie sicher eingesperrt, indem er geschickt die Korke einsetzte. Er ist derselbe, der ein Geheimnis besaß, das er, wie sehr zu bedauern ist, nicht zum Frommen der Chemiker, die nach ihm gekommen sind, bekannt machte, daß alles Geld, das er in Zeit von einer Stunde zahlte, von selbst wieder in

seine Tasche zurückkam. Das war sogar besser als der Stein der Weisen.

Diese übernatürlichen Vorstellungen wurden zu verschiedenen Zeiten durch zwei eindrängende Elemente modifiziert, von denen



Orientalische Fabeltiere.
Arabische Teppichweberei.

das erste das eben angedeutete persisch-arabische war, das zweite aus dem Norden Europas stammte. Dieses war die Hexerei; denn obgleich schon lange vorher unter Hebräern, Griechen und Römern betagte Weiber als Hexen bekannt waren — wie die thessalische Alte, welche für Sextus einen Leichnam von den Toten erweckte, indem sie ihn mit einer Schlange peitschte —, so wurde doch erst in einer späteren Zeit dieses Element völlig

entwickelt. Eine Bulle Papst Innozenz' VIII., 1484 n. Chr. erlassen, sagt: „Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Haufen beiderlei Geschlechts nicht vermeiden, Verkehr mit den höllischen Unholden zu pflegen, und daß sie durch ihre Zaubereien Menschen wie Vieh plagen. Sie verderben das Ehebett, zerstören die Geburten der Weiber und die Nachkommenschaft des Viehs, vernichten das Korn auf dem Boden, die Trauben im Weinberge, die Früchte auf den Bäumen und das Gras und die Kräuter auf den Feldern.“ Um diese Zeit hatte daher das Haupt der Kirche einen Glauben an diese Täuschungen nicht aufgegeben. Die Folgen der Strafe, welche er verordnete, waren entsetzlich. In den Tälern der Alpen wurden viele Hunderte betagter Frauen den Flammen überliefert, unter der Anklage, Christum zu leugnen, das Kruzifix zu beschimpfen und einen Teufelssabbat in Gesellschaft mit dem Bösen zu feiern. Solche Verfolgungen erhielten sich unter ungebildeten Zeloten bis in neuere Zeiten und wurden, wie allbekannt ist, selbst in Amerika geübt. Sehr männliche Geister verfielen in diese Täuschungen. So sagt Luther in seinem Werk über die Mißbräuche im Gefolge der Stillmessen, daß er über diesen Gegenstand mit dem Teufel Unterredungen gehabt habe, viele bittere Nächte und viel unruhigen Schlaf verbringend, daß namentlich einst Satan in der Stille der Nacht, als er eben vom Schlaf erwacht, zu ihm gekommen sei. „Der Teufel“, sagt Luther, „weiß seine Beweise ganz gut zu ersinnen und sie mit dem Geschick eines Meisters zu behaupten. Er trägt mit einer tiefen und doch schrillen Stimme vor. Auch bedient er sich keiner Umschweife und geht nicht wie die Katze um den heißen Brei herum, sondern zeichnet sich durch starke Behauptungen und schnelle Antworten aus. Ich wundere mich nicht mehr, daß die Personen, welche er in dieser Weise angreift, gelegentlich tot in ihren Betten gefunden werden. Er ist fähig, zusammenzudrücken und zu erdrosseln, und mehr als einmal hat er mich so bestürmt und meine Seele in eine Ecke getrieben, daß mir zumute war, als müßte sie im nächsten Augenblick meinen Körper verlassen.“

All diese Täuschungen, die den Geist unserer Vorfahren beschäftigten und von welchen selbst die Mächtigen und Gelehrten nicht frei waren, sind noch nicht vergangen. Der Mondschein hat jetzt zwar keine Elfen, die Einsamkeit keinen Genius, das Düster keinen Geist, keinen Kobold; aber es gibt sehr vieles, von dem sich unsere Menschenweisheit kein klares Bild machen kann. Es gibt keine Nekromanten, welche die Toten aus ihren Gräbern erwecken können — niemanden, der seine Seele dem Teufel ver-

kauft und den Vertrag mit seinem Blut gezeichnet hat —, keine zornige Erscheinung, um die Alte, die ihn beunruhigt hat, zu verweisen, aber Weissagung, Agromantie, Pyromantie, Hydromantie, Chiromantie, Augurium, Auslegung von Träumen, Orakel,



Die sieben Planeten.
Holzschnitt einer astrologischen Tafel (1480—1490).

Magie, Astrologie, alles lebt von neuem. Es sind 350 Jahre her, seit die letzte Grablampe gefunden wurde, und das war bei Rom. Es gibt keine Gorgonen, Hydren, Chimären, keine Kobolde, Hausgeister, keine Nachtmännchen oder Nachtweibchen. Die Hausfrauen Hollands gebären nicht mehr Manenkinder durch Sitzen über geheizten Wärmofen. Nicht mehr kaufen Schiffskapitäne von Lapplandhexen günstige Winde, nicht mehr ertönen unsere Kirchen von Gebeten gegen die verderblichen Einflüsse der Ko-

meten, obgleich in einigen unserer edlen alten Ritualen Gebetsformeln für trockenes Wetter und Regen weilen, nicht unangenehme Erinnerungen an die Vergangenheit. Der Apotheker spricht nicht mehr Gebete über dem Mörser, in dem er stampft, um seinen Drogen einen göttlichen Anhauch mitzuteilen; aber das ewig Geheimnisvolle ist geblieben und erfüllt die Geister mit Fragen, wie es im Mittelalter gewesen. Zur Geschichte derselben könnte eine größere Masse menschlichen Zeugnisses beigebracht werden, als vielleicht vermocht werden könnte, irgendeine andere Sache des Glaubens in der gesamten Geschichte der Menschheit zu stützen, und doch war man im 19. Jahrhundert zu dem Schluß gelangt, das das Ganze von Anfang bis zu Ende eine Täuschung gewesen sei! Möge also derjenige, welcher geneigt ist, das Zeugnis vergangener Zeiten gegen die Aussprüche seiner eigenen Vernunft abzuwägen, über diese seltsame Geschichte nachsinnen, möge derjenige, der sich auf das Ansehen menschlichen Zeugnisses in der Führung seiner Meinungen verläßt, mit sich ausmachen, was jenes Zeugnis wert sei.

Supranaturalismus gehört sowohl im einzelnen wie in der Gesellschaft einer bestimmten Lebensperiode an. Er wird abgeschüttelt, wenn Menschen und Nationen sich der Reife nähern. Das Kind und der Jüngling bevölkern die Einsamkeit und Dunkelheit mit Unwirklichkeiten. Der Erwachsene überzeugt sich nicht sowohl von ihrer eingebildeten Natur durch Urteilen über diese Ergebnisse seiner Erfahrung — er entwächst ihnen, wie wir sahen, daß die Gesellschaft es getan hat. Nichtsdestoweniger wird seine Emanzipation beschleunigt, wenn er unter denjenigen ist, die seine Wißbegierde belehren und seine Furcht verspotten. In dieser Weise wurde der Verfall des Supranaturalismus im Westen durch jüdische Ärzte sehr beschleunigt. Mehr als die Juristen waren sie bei der Beendigung dieser Lehren beteiligt. Die Erscheinungen, wie es die Natur ihrer Art ist, verschwanden, sobald das Krähen des äskulapischen Hahnes verkündete, daß der geistige Tag Europas auf dem Punkte sei, anzubrechen. Die Juden hatten einen großen Teil des Weltverkehrs in Händen; sie waren in beständiger Bewegung und Handelsverkehr. Ortsbewegung zielte — denn dies ist stets ihr Ergebnis — darauf ab, sie geistig zu machen. Die Verfolgungen, unter denen sie lange gelitten hatten, verbanden ihre entfernten Gemeinden. Die spanischen Juden wußten sehr gut, was unter ihren Glaubensgenossen jenseits des Euphrats vorging. „Sie waren“, wie Cabanis sagt, „unsere Faktoren und Bankiers, bevor wir lesen konnten;

sie waren auch unsere ersten Ärzte." Hinzugefügt mag werden, daß sie jahrhundertelang die einzigen Menschen in Europa waren, welche den Lauf menschlicher Angelegenheiten vom allgemeinsten Gesichtspunkt sahen.

Die hellenisierenden jüdischen Ärzte impften den Arabern bei ihrer ersten Begegnung mit ihnen in Alexandrien Bildung ein, indem sie bei vielen der Kalifen einen geheimen und persönlichen Einfluß erlangten und von diesem Mittelpunkt der Macht aus der gesamten sarazenischen Bewegung einen geistigen Charakter verliehen. Wir haben bereits gesehen, daß sie hierin durch die Annäherung ihres Unitarismus an den der Mohammedaner sehr begünstigt wurden. Die geistige Tätigkeit der asiatischen und afrikanischen Juden teilte bald denen Europas einen Impuls mit. Der hebräische Doktor wurde vom gemeinen Haufen mit Staunen, Furcht und Haß betrachtet; es gab kein noch so unglaubliches Verbrechen, das ihm nicht schuld gegeben werden konnte. So wurde behauptet, daß Zedekia, Leibarzt Karls des Kahlen, bei einem einzigen Mahle in Gegenwart des Hofes eine Wagenladung Heu nebst Pferden und Fuhrmann verschlungen habe. Die Titel einiger der Werke, die unter ihnen erschienen, verdienen Erwähnung, insofern sie einen starken Gegensatz zu den beliebten mystischen Bezeichnungen entfalten. So schrieb Isaak Ben Soleiman, ein Ägypter, „Über Fieber", „Über Heilkunde", „Über Nahrung und Heilmittel", „Über den Puls", „Über Philosophie", „Über Melancholie", „Eine Einleitung zur Logik". Die Einfachheit dieser Titel entfaltet eine geistige Klarheit und Bestimmtheit des Denkens, welche die Israeliten stets gezeigt haben. Sie sind an sich genügend, um uns von dem starken natürlichen Verstand zu überzeugen, den diese Männer in Zeiten der Verheimlichung und der Mystifikation der Literatur des westlichen Europas schweigend einflößten. Roger Bacon gab zu einer bei weitem späteren Zeit einem seiner Werke den Titel „Der grüne Löwe", einem andern „Die Abhandlung von drei Worten".

Da die jüdischen Ärzte durch die Macht und den Schutz der Sarazenen handelten, so ist es nicht überraschend, daß die Sprache, deren sie sich in vielen ihrer Werke bedienten, das Arabische war. Übersetzungen wurden jedoch gewöhnlich in Hebräisch und später in Latein niedergeschrieben. Durch das 9. Jahrhundert bewahrten die asiatischen Hochschulen ihre frühere Berühmtheit in gewissen Zweigen des Wissens. So war der Jude Schabtai Donolo genötigt, nach Bagdad zu gehen, um seine Studien in der Astronomie zu vollenden. Als sich jedoch der

arabische Einfluß nach Sizilien und Italien ausdehnte, begleitete ihn jüdischer Verstand, und Schulen wurden gegründet zu Tarent, Salerno, Bari und anderen Orten. Hier mischten sich die arabischen und jüdischen Orientalen zuerst mit einem echt europäischen Element — dem griechischen, wie sich in dem Umstande zeigt, daß auf der Hochschule zu Salerno Unterricht durch das Medium aller drei Sprachen erteilt wurde. Zu gleicher Zeit lehrte Pontus im Griechischen, Abdallah im Arabischen und Elisa im Hebräischen. Ein ähnlicher Einfluß, der Araber und Juden verbunden, gründete die Universität von Montpellier.

Nach der Gründung medizinischer Hochschulen war der Fortschritt der Heilkunde unter den Juden sehr schnell. Nach unserer Richtschnur beurteilt, war sie in einigen Beziehungen eigentümlich. So betrachteten sie die Ausübung der Chirurgie als völlig mechanisch und daher unedel. Ein langes Verzeichnis ausgezeichneter Namen könnte aus dem 10. und 11. Jahrhundert gezogen werden. Wir würden darunter Harun von Cordova, Jehuda von Fez, Amram von Toledo finden. Schon war es klar, daß die sarazenische Bewegung den Geist des barbarischen westlichen Europas durch jüdische Ärzte würde entwickeln helfen, trotz des Widerstandes, dem man durch von Konstantinopel und Rom eingeführte theologische Ideen begegnete. Der Islam war allenthalben der Beschützer der Naturwissenschaft gewesen, das Heiden-Christentum verwarf sie nicht nur, sondern zeigte auch Gesinnungen verächtlicher Geringschätzung und Hasses gegen dieselbe. Daher wurden die Ärzte von der Kirche mit Widerwillen angesehen und vom Volke als Atheisten betrachtet, welches fest an den Lehren hielt, die es gelehrt war, daß Kuren durch Reliquien von Märtyrern und Gebeine von Heiligen, durch Gebete und Fürbitten bewirkt werden müßten und daß jede Gegend des Körpers unter irgendeiner geistigen Aufsicht stehe, indem das erste Gelenk des rechten Daumens in der Hut Gottes des Vaters, das zweite in der der hochgelobten Jungfrau sei und so weiter andere Teile. Für jede Krankheit gab es einen Heiligen. Ein Mensch mit schlimmen Augen mußte die heilige Clara anrufen, war es aber eine Entzündung anderwärts, so mußte er sich an den heiligen Antonius wenden. Kaltes Fieber pflegte den Beistand des heiligen Pernel zu erfordern. Zur Versöhnung himmlischer Wesen war es nötig, Honorare zu zahlen, und so wurde die Ausübung der Quacksalberei eine bedeutende Einnahmequelle.

In allem diesem war keine andere Absicht, als Geld aus den

Ungebildeten zu ziehen. Mit Leuten von Erziehung und Stellung war es anders. Bischöfe, Fürsten, Könige und Päpste hatten jeder insgeheim ihren hebräischen Doktor, obgleich alle meinten, daß er ein in vielen Ländern bestimmt und unbedingt durch das Gesetz verbotener eingeschmuggelter Luxus sei. Im 11. Jahrhundert waren fast alle Ärzte in Europa Juden. Dies rührte von zwei verschiedenen Ursachen her; die Kirche wollte keine Einmischung in ihre geistlichen Methoden, Krankheiten zu behandeln, welche eine ihrer einträglichsten Erwerbsquellen bildeten, dulden, und das Studium der Heilkunde war förmlich in die rabbinischen Schulen eingeführt worden. Dem Mönch war eine Beschäftigung verboten, die dem Rabbi ein ehrenvolles Nebeneinkommen abwarf. Von den älteren Anstalten erschienen Schößlinge in schneller Folge, namentlich in Frankreich. So stand die Schule zu Narbonne unter der Oberaufsicht des Doktors Rabbi Abu. Auch war eine blühende Schule in Arles. An diesen Anstalten wurde durch das Mittel des Hebräischen und Arabischen Unterricht erteilt, indem das in Salerno gegenwärtige griechische Element hier fehlte. Auf den französischen Schulen wurden im Laufe der Zeit zu den ersteren Sprachen Lateinisch und Provenzalisch hinzugefügt. Die Vielseitigkeit der Fähigkeit unter den Ärzten, welche die Führung in dieser geistigen Bewegung ergriffen, wird sowohl durch die spanischen wie die französischen Juden erläutert. Einige, wie Djanah, ein Eingeborener von Cordova, erlangten Ruf in Grammatik, Kritik, Astronomie, andere in Poesie oder Theologie.

Wenn so die gesellschaftliche Lage der Rabbiner, die aus ihren religiösen Pflichten kein Einkommen zogen, sie dahin führte, die Ausübung der Heilkunde mit ihren Geschäften zu verbinden, so waren durch Errichtung so vieler Schulen große Vorteile für geistige Kultur entstanden. Fortan ist der jüdische Arzt dafür bekannt, daß er mit seiner Berufsgeschicklichkeit eine tiefe Kenntnis der Theologie, Mathematik, Astronomie, Philosophie, Musik und Jurisprudenz verbinde. In einer merkwürdigen Art steht er von fern in den barbarischen Gesellschaften, unter welchen er lebt, wie ein Philosoph auf ihre Abgöttereien herabblickend, wie ein Staatsmann sie gestattend oder selbst entschuldigend. Unter denen, welche so das 11. Jahrhundert zierten, war Rabbi Salomon Ben Isaak, besser bekannt unter der Abkürzung Raschi — von seinen Landsleuten der Fürst der Kommentatoren genannt. Er war gleichmäßig zu Hause im Schreiben von Kommentatoren über den Talmud, wie im Erteilen von Vorschriften

zu großen chirurgischen Operationen, wie dem Kaiserschnitt. Er war der größte französische Arzt seiner Zeit. Spanien brachte während desselben Jahrhunderts einen würdigen Nebenbuhler, Ebn Zohr, Arzt am Hofe von Sevilla, hervor. Seine Schriften waren in Hebräisch, Arabisch, Syrisch und sowohl in Prosa wie in Versen. Er verfaßte eine Abhandlung über die Heilung von Krankheiten und zwei über Fieber. In merkwürdigem Gegensatz zu den abergläubischen Vorstellungen der Zeiten besaß er eine richtige Ansicht von der Krankheitsnatur des Sumpfmiasma. Ihm folgten Ben Esra, ein Jude von Toledo, der zugleich Arzt, Philosoph, Mathematiker, Astronom, Kritiker und Dichter war. Er bereiste ganz Europa und Asien, wobei er einige Zeit in Indien in Gefangenschaft gehalten wurde. Unter seinen medizinischen Schriften war ein Werk über theoretische und praktische Heilkunde, betitelt: „Buch der Beweise." Durch die in Spanien zwischen Mohammedanern und Christen entstehenden Kriege wurden viele gelehrte Juden nach Frankreich getrieben, diesem Lande durch ihre Gegenwart einen neuen geistigen Impuls mitteilend. Darunter war Aben Tybbon, welcher seinem Berufe eine pharmazeutische Richtung gab, indem er auf das Studium der Botanik und die Kunst, Drogen zu bereiten, drang. Ben Kimchi, ein Narboneser Arzt und Grammatiker, schrieb Kommentare über die Bibel, heilige und moralische Gedichte, eine hebräische Grammatik. Trotz des Widerstandes der Geistlichen erließ Wilhelm, Herr von Montpellier, ein Edikt, das alle Personen ohne Ausnahme ermächtigte, an der Universität seiner Stadt Medizin zu lehren. Dieses war, obgleich in einer allgemeinen Weise ausgedrückt, besonders für die Erleichterung der Juden gemeint. Obgleich Spanien auf diese Weise viele seiner gelehrten Männer verloren hatte, fuhr es fort, andere hervorzubringen, auf die es Ursache hatte, stolz zu sein. Musa Ben Maimon, in ganz Europa als Maimonides bekannt, wurde von seinen Landsleuten als „der Doktor, der große Weise, der Ruhm des Westens, das Licht des Ostens, nur Mose nachstehend", anerkannt. Er wird oft mit den vier Initialen R M B M, d. h. Rabbi Moses Ben Maimon oder kurz Rambam, bezeichnet. Seine Lebensgeschichte bietet einige Punkte von Interesse dar. Er wurde 1135 n. Chr. zu Cordova geboren und schrieb, noch jung, Kommentare über die Talmude von Jerusalem sowohl wie von Babylon, und auch ein Werk über den Kalender; aber den Mohammedanismus annehmend, wanderte er nach Ägypten aus und wurde dort Arzt des berühmten Sultans Saladin. Unter seinen Werken sind medizinische Aphorismen,

aus früheren griechischen, lateinischen, hebräischen und arabischen Quellen gezogen, ein Auszug des Galen, und von seinen Originalabhandlungen, welche sehr zahlreich waren, mögen erwähnt werden: „Über Hämorrhoiden“, „Über Gifte und Gegengifte“, „Über Asthma“, „Über die Bewahrung der Gesundheit“ —



Disputation zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten.
Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.

letztere zum Besten von Saladins Sohn geschrieben —, „Über die Bisse giftiger Tiere“ — geschrieben auf Befehl des Sultans —, „Über Naturgeschichte“. Sein „Moreh Nevochim“ oder „Lehrer der Verwirrten“ war ein Versuch, die Lehren des Alten Testaments mit der Vernunft zu versöhnen. Außerdem hatte er ein Buch über Götzendienst und eines über Christus geschrieben. Außer Maimonides hatte der Sultan einen andern Arzt, Ebn Djani, Verfasser eines Werkes über die medizinische Topographie

von Alexandrien. Nach den Lebensgeschichten dieser gelehrten Männer des 12. Jahrhunderts möchte es scheinen, daß sie es leicht mit ihrem religiösen Glauben nahmen. Nicht selten wurden sie zum Islam bekehrt.

Es möchte langweilig sein, die Namen und Schriften der gelehrten europäischen Juden des 12. und 13. Jahrhunderts zu ver-



Der jüdische Arzt
Isachar (Baer) Teller Ben Jehuda Loeb Satan.
Aus: Baer majim chajim. Prag etwa 1637.

zeichnen, eines Abschnittes, der fruchtbarer an diesen großen Männern ist, als selbst die vorhergehenden Zeiten. Doch kann ich an diesen späteren Jahrhunderten nicht vorübergehen, ohne die Alphonsischen Tabellen zu erwähnen, welche für Alphons, König von Kastilien, von Mascha, seinem hebräischen Arzte, berechnet waren. Die irreligiöse Richtung der Zeiten wird durch den wohlbekannten, von jenem spanischen Monarchen geäußerten Sarkasmus hinsichtlich des unvollkommenen Baues des Himmels der Ptolemäischen Hypothese gemäß erläutert. Die Juden hatten jedoch seit langem in freigeisterischen Spekulationen gearbeitet. So schrieb der obenerwähnte Aben Tybbon ein Werk, welches eine Erörterung der Ursachen enthielt, welche die Gewässer des Meeres abhalten, das Land zu überschreiten. Abba Mari, ein Marseiller Jude, übersetzte den „Almagest" des Ptolemäus und den Kommentar des Averrhoes darüber. Die Schule

von Salerno sandte noch ihre Doktoren aus. In Rom waren die jüdischen Ärzte sehr zahlreich, indem die Päpste selbst sie verwandten. Bonifaz VIII. hatte als ärztlichen Ratgeber Rabbi Isaak. Um diese Zeit waren Spanien und Frankreich voll gelehrter Juden, und teils vielleicht, weil sie zu viel Einfluß auf die höheren Klassen, mit denen sie in Berührung kamen, ausübten, denn der Arzt eines christlichen Fürsten war sehr oft der Nebenbuhler seines Beichtvaters; teils, weil die Ausübung der Heilkunst, wie sie sie betrieben, den Gewinn der Kirche beeinträchtigte, ward die Geistlichkeit unruhig und ließ die alten Gesetze von neuem verordnen oder in Anwendung bringen. Das Konzil von Beziers, 1246 n. Chr., und das Konzil von Alby, 1254 n. Chr., verboten allen Christen, ihre Zuflucht zu dem Dienste eines israelitischen Arztes zu nehmen. Es scheint, daß diese Verordnungen entweder außer Übung gekommen oder unterlassen war, sie in Anwendung zu bringen. Die Fakultät von Paris, endlich erwachend für die Gefahr des Falles, ließ 1301 n. Chr. ein Dekret ausgehen, welches Mann wie Weib von der Religion des Moses verbot, an einer Person von der katholischen Religion die Heilkunst auszuüben. Ähnlich ward in Spanien verfahren. Um diese Zeit standen die Juden eingestandenermaßen an der Spitze der französischen Heilkunde. Die Ernennung eines von ihrem Glauben, Profatius, zum Rektor der Fakultät von Montpellier, 1300 n. Chr., war es, was den Grimm der Fakultät von Paris auf sie zog. Dieser gelehrte Mann war ein geschickter Astronom; er verfaßte Tabellen des Mondes, der Längen vieler asiatischer und afrikanischer Städte, er bestimmte die Schiefe der Ekliptik, worauf später ehrenvoll von Kopernikus angespielt wird. Der Groll der französischen Geistlichen gegen die jüdischen Ärzte führte zuletzt zur Verbannung aller Juden aus Frankreich, 1306 n. Chr.

„Es war“, sagen die Geschichtschreiber von diesem Ereignis, „ein empörendes Schauspiel, so viele gelehrte Männer, welche Frankreich geschmückt und genutzt hatten, geächtet, ohne ein Land oder ein Asyl, umherirren zu sehen. Einige von ihnen starben vor Kummer unterwegs. Abba Mari gibt in seinem Werk herzzerreißende Einzelheiten über die Vertreibung der Juden aus Montpellier, an deren Spitze sich Professoren und Doktoren der Fakultät befanden.“

Aber obgleich so in die Verbannung getrieben, hatten diese Fremdlinge doch ihre Bestimmung erfüllt. Sie hatten schweigend ihre Ideen in Frankreich niedergelegt. Sie hatten die Leichtgläubigkeit der höheren Klassen in Europa untergraben und sie

gelehrt, sich vom Übernatürlichen abzuwenden. Eine klare Erkenntnis ihrer Vermittlung in dieser Sache heftete das wachsame Auge der Inquisition auf sie und machte sie zu Opfern ihrer Tyrannei.

Und so mochte es wohl sein. Aus der spanischen Halbinsel war über die Pyrenäen ein geistiger Einfluß gekommen, der das gemeine Volk unter der Form einer frischen und anmutigen



Jüdischer Gelehrter.
Holzschnitt aus: Reisch, Margarita philosophica.
Straßburg, Grüninger, 1508.

Literatur und die besseren Klassen durch neue, aber unorthodoxe Ideen erreichte. Die Juden waren in sehr großer Ausdehnung die Träger desselben gewesen. Das Ergebnis war der Sturz des Supranaturalismus. Wir werden schwerlich die Behauptung guter Katholiken annehmen, daß die Feen der Reformation wegen verschwunden seien, unfähig, den mürrischen Sektengeist, von welchem sie begleitet gewesen, zu ertragen, oder die noch materiellere Erklärung der Bauern, daß dies durch die Einführung des Tabaks geschehen sei. Wie dem auch sei, der gute Robin ist nicht mehr

der Erzwinger der häuslichen Pflichten, böse Elfen sitzen nachts, wenn die Familie zu Bett gegangen ist, nicht mehr bei der verglimmenden Asche auf dem Herdstein in Gestalt eingeschrumpfter Frösche. Seit langem hat es keine Wunder mehr in Europa gegeben. Selbst Rom, die Werkstätte jener Künste, hat aufgehört, der Sitz jenes Handels zu sein.

Aus menschlichen Einrichtungen irgendwelcher Art kann ein im Beginn fest eingearbeitetes und eingewebtes großes Prinzip nie entfernt werden. Es wird sich zeigen, so oft die Gelegenheit es erlaubt. Der Groll zwischen dem byzantinischen Kirchensystem und aller weltlichen Weisheit war unauslöschlich, obgleich er dem Christentum gänzlich fremd ist. Durch kaiserliche Gewalt wurde er den Nationen aufgeheftet und kam mit unverminderter Kraft in Zwischenräumen von Jahrhunderten zum Vorschein. Derselbe schlimme Instinkt, welcher Hypatia zu Alexandria in Stücke zerriß, brachte Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen. Die notwendige Folge dieser Aufrechterhaltung der Unwissenheit durch Gewalt war das Auftauchen allmählich immer mehr entarteter Ideen. Wer den religiösen Zustand Italiens im 14. Jahrhundert mit dem Zustande desselben im 4. Jahrhundert — d. h. den neueren italienischen mit dem altrömischen — offenherzig vergleichen will, wird finden, daß unter den ungebildeten Klassen nicht das mindeste vollbracht war. Es gab keine erhabenen Gedanken von heiligen Dingen. Aus der praktischen Andacht war Gott völlig verschwunden, der Erlöser war durch die hochgelobte Jungfrau ersetzt, ja sie selbst — so groß war die zunehmende Entartung — war für die Anbetung von Heiligen verdrängt.

In Europa waren alte Formen des Gottesdienstes und alte Feste mit christlichen ohne das mindeste Bedenken vereinigt worden, die örtlichen Götter und Göttinnen waren durch Heilige ersetzt, an Stelle der Vergötterung war Heiligsprechung getreten. Es war eine Zivilisation erzeugt worden, deren hervorstechender Charakter ihre außerordentliche Unduldsamkeit war. Ein Mensch konnte nicht in den Verdacht geraten, an dem Volksglauben zu zweifeln, ohne Gefahr für seine Güter, seinen Leib oder sein Leben. Als eine notwendige Folge konnte es keine großen Gesetzgeber, keine Philosophen, keine Dichter geben. Die Gesellschaft war von systematischer Heuchelei durchdrungen. Diese Tyrannei über andere führte zuweilen zu seltsamen Ergebnissen. Sie veranlaßte die Juden, die Kunst zu entdecken, Reichtum durch Wechsel und andere derartige Mittel unsichtbar zu machen, so daß Geld unmerklich, aber augenblicklich bewegt werden konnte.

So folgte auf das Aussterben der griechischen Wissenschaft unter den neuen Bevölkerungen eine geistige Unbeweglichkeit, welche bald der Mittelpunkt einer ungeheuren Zahl wachsender Interessen wurde, die sich schnell und fest um sie kristallisierten. Für sie war es wesentlich, daß keine Veränderung — kein Fortschritt stattfände. Inmitten der Mißhelligkeiten und Kämpfe zwischen jenen Interessen wurde dieser Zustand wie durch Instinkt von allen festgehalten. Es war einerlei, wie veraltet die beharrten Formen sein mochten oder wie sehr sie den gesunden Menschenverstand beleidigten. Verfallenden Täuschungen wurde neues Leben gegeben und dagegen Kraft aus ihnen gesammelt.

Bei solch einer Lage der Dinge konnte der literarische Zustand nicht anders als unfruchtbar sein. Politische Verbindungen hatten nicht nur einen geistigen Terminus vorgeschrieben, sondern selbst eine Schiene gelegt, auf welcher geistige Ausflüge zu machen waren und von welcher kein Abgehen galt, oder, wenn eine Nebenbahn gestattet war, so war es ein tonsurierter Mensch, der an der Weiche stand. Jahrhundertelang gab es, theologische Schriften ausgenommen, durchaus keine des Namens werte Literatur. Das Leben scheint im Streben nach rein physischem Genuß, und zwar Genuß einer sehr niedrigen Art, verbracht worden zu sein. Als im Süden Frankreichs und Siziliens die Literatur zu tagen begann, ist nicht zu übersehen, wieviel davon erotischer Art war, denn Liebe ist die stärkste der Leidenschaften. Das erste Ansehen der westlichen Literatur war animalisch, nicht intellektuell. Nachdem ein Geschmack für Gelehrsamkeit erregt worden war, erschienen in den Schulen die alten, tausend Jahre früher geschriebenen Abhandlungen — die Elemente des Euklid, die Geographie des Ptolemäus wieder.

Von jenen schweren massiven Folianten über Kirchenangelegenheiten, zugleich das Erzeugnis und die Repräsentanten der Zeit, braucht hier nur wenig gesagt zu werden. Sie rühmten sich, die höchste Anstrengung menschlichen Geistes zu sein, sie erhoben Anspruch auf dauerndes Ansehen, für viele hatten sie ein Gewicht, wenig geringer als die Orakel Gottes. Wenn aber ihr innerer Wert an ihren Ansprüchen gemessen werden soll und ihre Ansprüche nach ihrem gegenwärtigen Gebrauch beurteilt werden sollen, was ist's, das gesagt werden muß? Längst war ihre Frist erreicht, längst waren sie veraltet. Sie haben keine Leser. Dies muß der Ausgang jeder Literatur sein, welche aus einer unbeweglichen, einer sich nicht entwickelnden Grundlage entspringt, das Erzeugnis des durch politische Formeln in Unter-

werfung gehaltenen Denkens oder gehemmter geistiger Kräfte. Der Hammer Karl Martells mochte die Reihen der Sarazenen auf dem Schlachtfelde von Tours niederschmettern, allein etwas Ungreifbares, etwas Unzerstörbares begleitete sie, mit dem sich die fränkische Ritterschaft nicht zu messen vermochte. Für die Kirche gab es ein böses Omen. Es ist wohl bemerkt worden, daß in der provenzalischen Poesie edle Ausbrüche kreuzfahrender religiöser Gesinnung vorkommen, doch sind sie vermischt mit einer souveränen Verachtung gegen die Geistlichkeit.



Sarazenische Rüstung und Waffen.
15. Jahrhundert.

Die Lebensbeschreibung jedes Arztes oder Alchimisten des 13. Jahrhunderts würde dem Zwecke dienen, die Wachsamkeit der Kirche, den ungesunden Zustand der Universitäten, den von hohen Männern Ketzern gewährten mittelbaren Schutz und die Art zu erläutern, wie die Nebenbuhlermächte, Kirchentum und Philosophie, sich zu ihrem Entscheidungskampf anschickten. Als ein Beispiel dieser Art will ich kurz das des Arnold de Villa Nova anführen, um 1250 n. Chr. geboren. Er genoß eines großen Rufes für seine Kenntnis der Medizin und Alchimie. Mehrere Jahre war er Leibarzt des Königs von Arragon. Unter einer Anklage mangelhafter Orthodoxie verlor er seine Stellung bei Hofe, während seine Strafe durch Exkommunikation wirksamer gemacht wurde. Da er in Paris mehr Freisinn zu finden hoffte, als er in Spanien gefunden hatte, so floh er nach dieser Stadt, wurde aber durch feindlichen Einfluß mit einer Anklage verfolgt, seine Seele dem Teufel verkauft und einen kupfernen Teller in Gold verwandelt zu haben. In Montpellier, wohin er genötigt war, sich zurückzuziehen, fand er eine verwandtere geistige Atmosphäre und war lange einer der Magister der medizinischen Fakultät. Später hielt er sich nacheinander in Florenz, Neapel, Palermo auf, wegen seines außerordentlichen Rufes als Arzt von Kaiser Friedrich II. — damals mit dem Versuch beschäftigt, Italien in ein Königreich zu vereinigen und ihm eine einzige Sprache zu geben — geschützt und geehrt. Selbst Papst Klemens V. ersuchte ihn trotz der unglücklichen Haltung, in welcher Arnold zur Kirche stand, um einen Besuch in der Hoffnung auf Befreiung vom Stein. Auf seiner Reise, zum Zweck der Vornahme der erforderlichen Operation, litt Arnold Schiffbruch und ertrank. Sein Leichnam wurde zu Genua bestattet. Der Papst erließ eine Enzyklika, worin er diejenigen, welche ihm Gehorsam schuldeten, dringend bat, zu enthüllen, wo Arnolds Abhandlung über die Ausübung der Medizin zu finden sein möchte, da dieselbe verloren oder versteckt worden sei. Es scheint, daß die von Arnold gegen die Kirche begangenen Hauptverbrechen waren, daß er vorhergesagt, die Welt würde 1335 n. Chr. ein Ende erreichen, daß er gesagt, die Bullen der Päpste seien nur das Werk eines Menschen und die Übung der Mildtätigkeit besser als Gebet oder selbst als die Messe. Wenn er der Verfasser des berühmten Werkes „De tribus impostoribus" war, wie von einigen vermutet wurde[1], so ist es nicht auffallend, daß er so eifrig be-

[1] Neuerdings wird dies Werk als eine Fälschung aus dem 17. Jahrhundert bezeichnet.

wacht und bestraft wurde. Gleich vielen seiner Zeitgenossen mischte er ein gut Teil Mystizismus in sein Werk, indem er während seiner alchimistischen Operationen das Hersagen von Psalmen empfahl, um den gebrauchten Mitteln Kraft zu geben. Unter anderen derartigen Sachen beschreibt er ein Siegel, mit



Kaiser Friedrich II.
Miniatur aus dem vom Kaiser selbst verfaßten Jagdbuch „Tractatus de arte venandi".

Schriftworten geschmückt, von ausgezeichnetem Nutzen, um jemand vor plötzlichem Tode zu bewahren. Doch scheint es in der Nacht, als Arnolds Schiff vom Winde an die italische Küste getrieben wurde, seine Wirkung versagt zu haben.

Die beiden widerstreitenden Grundsätze — geistlicher und geistiger — wurden so einander gegenübergebracht. Bei anderen Gelegenheiten waren sie bereits in teilweiser Reibung gewesen, wie bei dem ikonoklastischen Streite, der aus den Anschul-

digungen der Mohammedaner entsprang und mit dem Auseinanderreißen der Christenheit endete.

Wieder fand ein paar Jahrhunderte später eine Reibung statt, als die spanischen Mauren und Juden die höheren europäischen Klassen zu beeinflussen begannen. Unter den so berührten Bischöfen, Herrschern und selbst Päpsten gab es viele Männer von erhabenen Ansichten, welche die Lage Europas deutlich sahen und die Schwierigkeiten der Kirche völlig verstanden. Es war ihnen bereits klar geworden, daß es unmöglich sein würde, den aus den kräftigen Bewegungen der Sarazenen entspringenden Impuls zu hemmen, und daß es durchaus nötig sei, die Dinge so zu ordnen, daß der gegenwärtige Glaubenszustand Europas diesen philosophischen Auffassungen angepaßt oder in Einklang mit ihnen gebracht würde, welche, dies war ganz klar, früh oder spät den ganzen Kontinent durchdringen würden. Dies ist, wie wir gesehen haben, die Erklärung für die Einführung des Scholastizismus aus den arabischen Schulen und für die Anpassung desselben an den christlichen Kodex, welche die Autorität anfangs mit so viel Gunst betrachtete. Aber kaum war man auf diesen Versuch eingegangen, als es offenbar wurde, daß die durch das Heilmittel gelaufenen Gefahren ebenso schlimm waren als die vorausgesehenen. Es blieb der Kirche also kein anderer Weg übrig, als ihre Schritte zurückzulenken, scheinbar ihre Konsequenz behauptend, indem sie die scholastische Literatur gestattete, obgleich sie die scholastische Theologie ablehnte. Sie lockte so den tätigen Geist, welcher sich in allen Richtungen auf den Universitäten erhob, zu fruchtlosen und eingebildeten Beschäftigungen an. Diese Politik warf sie daher wieder auf ein Unterdrückungssystem; es war der einzig mögliche Weg, doch kann kein Zweifel sein, daß er mit Widerstreben betreten wurde. Wir tun den großen Männern, welche die Kirchenpolitik in jenen Zeiten leiteten, Unrecht, wenn wir sie als sich zugleich gewaltsamen und unhaltbaren Maßregeln unbekümmert überlassend darstellen. Sie machten den Versuch, eine entgegengesetzte Politik einzurichten; sie erwies sich nicht nur als ein Fehler, sondern auch als verderblich. Sie waren also getrieben, die Verbreitung des Wissens zu hemmen — getrieben durch die Bedürfnisse ihrer Stellung. Ihr Fehler war es nicht; er schrieb sich her von der Zeit Konstantins des Großen, und die Unmöglichkeit, ihn, sei es zu verbessern oder zu vereiteln, ist nur ein Beispiel, wie gesagt, der Art, wie ein einmal eingeführter allgemeiner Grundsatz die besten Anstrengungen derer, welche es versuchen, gegen denselben an-

zukämpfen, zu überwinden pflegt. Man kann die falsche Stellung in welche jene Staatsmänner geworfen wurden, würdigen, wenn man ihre persönlichen Beziehungen mit ihren öffentlichen vergleicht. Oft lebten die höchsten Personen in Vertrautheit und Freundschaft mit jüdischen Ärzten, welche in den Augen des Gesetzes Feinde der Gesellschaft waren; oft unterhielten diejenigen, welche in der Pflege des Wissens voranstanden — ja, die um seinetwillen die Exkommunikation erlitten, freundschaftliche Beziehungen heimlicher Art mit denjenigen, welche in der Öffentlichkeit die Führer ihrer Verfolger waren. Die Systeme, nicht die Menschen, waren im Zwiespalt. Arnold de Villa Nova, obgleich exkommuniziert, war der Arzt eines Papstes; Roger Bacon, obgleich rauh gefangen gesetzt, war der Freund und Briefwechsler eines andern. Diese Vorfälle sind keineswegs als jenes Mitleid mißzuverstehen, welches die wahrhaft Großen stets bereit sind, dem irrenden Genius zu zeigen.

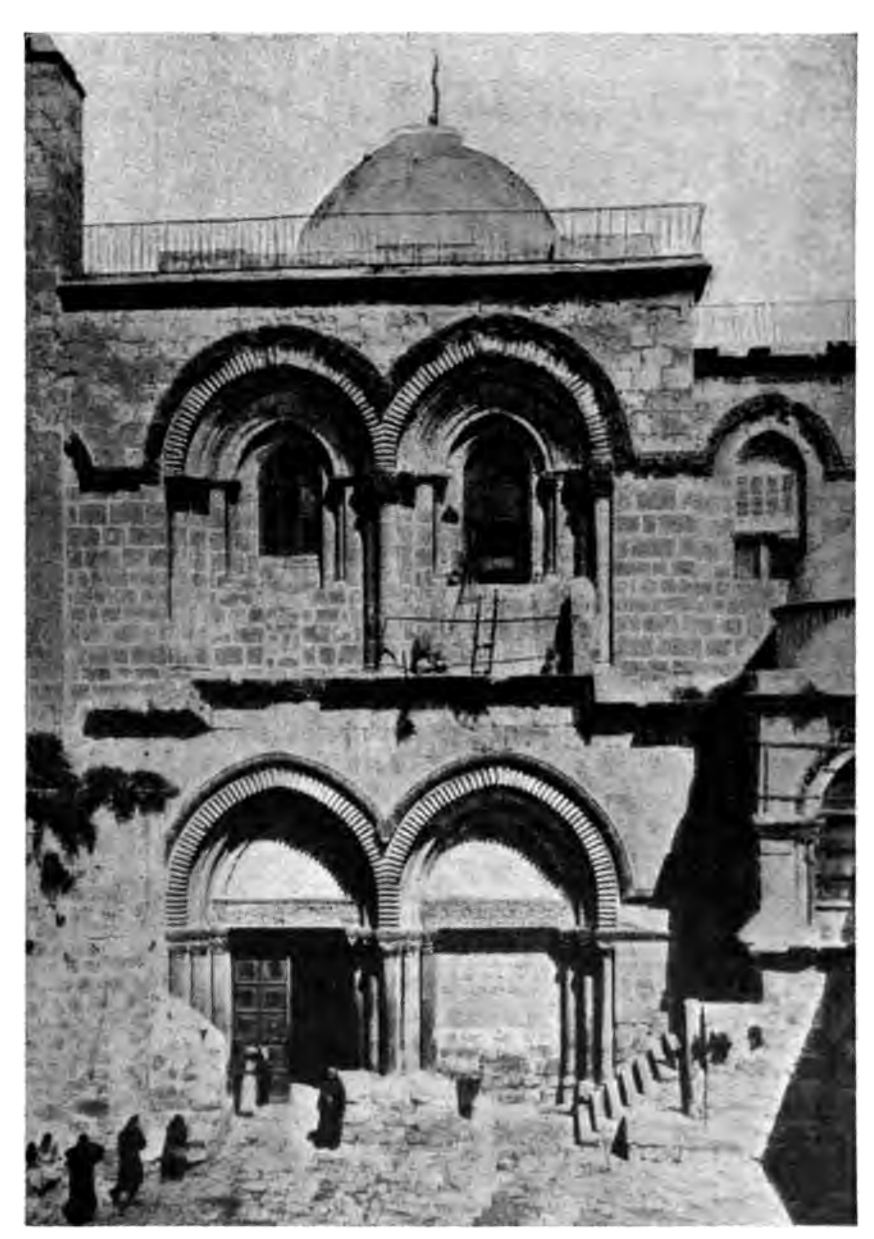
Dies war der Zustand der Dinge, als das arabische Element, nachdem es Frankreich und Italien durchdrungen hatte, seinen förmlichen intellektuellen Angriff machte. Es hätte fast vorausgesehen werden können, in welcher Weise jener Angriff gemacht werden, und die Gestalt, welche er wahrscheinlich annehmen



Der Alkazar in Sevilla.

würde. Unter den Wissenschaften war die Astronomie die älteste und am meisten vorgeschrittene. Ihr Anfang datiert früher als die historische Periode, und sowohl in Indien wie in Ägypten hatte sie, soweit ihre allgemeinen Grundsätze betroffen waren, längst Richtigkeit erreicht. Die Sarazenen waren emsige Pfleger derselben in ihren beiden Zweigen, Beobachtung und mathematischem Beweise, gewesen. Über einen Punkt, die Gestalt und Verhältnisse der Erde, ist es augenscheinlich, daß nicht der geringste Zweifel unter ihnen obwaltete. Ja, es muß hinzugefügt werden, daß kein gelehrter europäischer Geistlicher oder Staatsmann die bewiesenen Wahrheiten leugnen konnte. Nichtsdestoweniger fiel es so aus, daß gerade über diesen Punkt der Streit begann. In Indien hatten die Brahminen diese selbe Prüfung — denn verschiedene Nationen wandeln durch ähnliche Pfade — mit einem gewissen wahrscheinlichen Erfolge bestanden, indem sie das Volksgeschrei überzeugten, daß in Wirklichkeit nichts Unvereinbares zwischen der astronomischen Lehre von der Kugelgestalt und Bewegung der Erde und dem mythologischen Dogma sei, daß sie auf einer Reihe von Tieren ruhe, deren unterstes eine Schildkröte sei. Allein der starke, natürliche Verstand des westlichen Europas war auf solche eitle Art nicht zu täuschen. Es ist nicht schwer, den Punkt der Berührung, den Punkt des Druckes mit der Kirche zu sehen. Die abstrakte Frage kümmerte sie nicht, es waren die Folgen, welche möglicherweise folgen konnten. Die denkwürdige Schlacht wurde über die scharf definierte Frage geschlagen: Ist die Erde eine sich bewegende Kugel, ein kleiner Körper inmitten leuchtender Sonnen und zahlloser Myriaden von Welten, oder ist sie der mittelpunktliche und größte Gegenstand im Universum, flach und mit einem blauen Dom überwölbt, bewegungslos, während alles um sie in Bewegung ist? Nachdem der Streit so bestimmt gestellt, war sein Ausgang so, wie er immer einen Streit begleiten muß, in welchem der, welcher Verteidiger ist, zugleich lau und seiner eigenen Schwäche sich bewußt ist. Nie können moralische Interessen, wie rein immer, standhalten gegen wahrheiterzwingende Vernunft. Über diese Frage von schlimmer Vorbedeutung wagte die Kirche die Schlacht und verlor sie.

Obgleich dieser große historische Kampf im 17. Jahrhundert in der Geschichte Galileis verkörpert ist, welcher der historische Repräsentant desselben geworden, so muß die erste bewegende Ursache nicht mißverstanden werden. Von den Pyrenäen war ein Einfluß ausgegangen, welcher alle gelehrten Leute des westlichen



Kirche des Heiligen Grabes in Jerusalem.

Europas angesteckt hatte. Die Richtung desselben war der Kirche durchaus ungünstig. Überdies waren die ungebildeten Klassen berührt worden, aber in einer verschiedenen Weise. Der ersteren Wirksamkeit kann die Bezeichnung des intellektuellen Impulses, der letzteren die des moralischen gegeben werden. Namentlich muß bemerkt werden, daß diese Impulse in ihren Richtungen zusammenwirkten. Wir haben gesehen, wie durch die Sarazenen und Juden verbunden der intellektuelle Impuls ins Spiel kam. Der moralische Impuls entsprang in einer verschiedenen Weise,



Kaiser Friedrich I. auf dem Kreuzzug.
Handschrift des Petrus de Ebulo.

indem er teils von den Kreuzzügen, teils von dem Zustande der Dinge in Rom herrührte. Es ist daher nötig, daß wir über diese Ursachen nachdenken.

Zuerst von den Kreuzzügen. Der Christenheit waren ihre schönsten und glorreichsten Teile entrissen. Spanien, der Norden Afrikas, Ägypten, Syrien, Kleinasien waren dahin. Die Mohammedaner waren wiederholt unter den Mauern Konstantinopels gewesen, sein Fall war nur eine Frage der Zeit. Sie waren in den Straßen Roms gewesen. Sie waren durch Italien in jeder Richtung marschiert. Aber vielleicht erschienen die geographischen Verluste, so erschreckend sie waren, nicht so schmerzlich, als die Einnahme der heiligen Stätten: der Geburtsstadt des Erlösers, des Schauplatzes seiner Leiden, des Ölbergs, des Galiläischen Sees, des Gartens Gethsemane, Golgathas, des Heiligen Grabes. Zu oft in den Tagen ihrer Macht, als sie römische Legionen im Rücken hatten, hatten die Bischöfe das Heidentum mit

der Schwachheit seiner Gottheiten verspottet, die sich, ihre Tempel oder ihre geheiligten Plätze nicht verteidigen könnten. Jene Logik ward jetzt vergolten. Manchem aufrichtigen Herzen muß manche unheilvolle Betrachtung gekommen sein. In Westeuropa war ein starker natürlicher Verstand, welcher schnell die wahre Lage der Dinge faßte — ein natürlicher Verstand, der weder zu blenden noch zu täuschen war. Die Schlauheit der



König Ludwig IX. (Saint-Louis) rüstet zum Kreuzzug.
Miniatur aus der Handschrift der „Grandes Chroniques de France", Leningrad.

italienischen Politiker war unzulänglich, die große Tatsache gänzlich zu verbergen, obgleich es ihr gelingen mochte, ihre wahre Bedeutung eine Zeitlang zu entstellen. Das Europa jener Tage war sehr verschieden von dem Europa der unsrigen. Es war in seinem Glaubenszeitalter. Jüngst bekehrt, machte es, wie alle Neubekehrten tun, seinen Glauben zur lebendigen Richtschnur des Handelns. In unseren Zeiten gibt es auf diesem Kontinent keine Nation, welche in ihren praktischen Beziehungen zu anderen ihre vorgeblichen, ihre bekannten Glaubensartikel zu ihren Konsequenzen ausführt. Katholiken, Protestanten, Mohammedaner, diejenigen der griechischen Glaubensgemeinde verbinden sich ohne Unterschied unter den Dienlichkeiten der vorübergehenden

Stunde. Die Staatskunst ist längst von der Religion getrennt worden; aber es war nicht so im Mittelalter. Die Menschen glaubten damals mit derselben Klarheit, mit demselben Nachdruck an ihre Glaubensform, womit sie an ihr eigenes Dasein oder die tatsächliche Gegenwart der Dinge glaubten, auf welche sie ihre Augen warfen. Die Lehren der Kirche waren für sie keine bloße inkonsequente Angelegenheit, sondern eine völlige, eine tatsächliche Wirklichkeit, ein lebendiges und schreckliches Ding. Es würde ihre Fassungskraft überstiegen haben, wenn man sie hätte versichern können, daß ein Tag kommen würde, wo das christliche Europa mit einem Hauch die Schmach eines ungläubigen Eindringlings von den heiligen Orten entfernen könnte, aber es im ganzen nicht der Mühe wert halten würde, es zu tun. Wie verschieden handelten sie! Als durch die Predigten Peters des Einsiedlers und seiner Mitarbeiter, die von Rom ein Signal erhalten hatten, zu ihren Ohren eine Kunde von der Schmach, welche Jerusalem befallen, und von den Leiden der Pilger gekommen war, lehrte sie ihr schlichter, aber gerader, natürlicher Verstand sofort, welches das richtige Heilmittel sei, das man anwenden müsse, und sofort wandten sie es an, und die Christenheit, kopfüber auf das Heilige Land gestürzt, ward dem Mohammedanismus Auge in Auge gegenübergebracht. Aber welch ein Schauspiel erwartete die eifernden, frommen Barbaren — denn das waren sie wirklich —, als Konstantinopel mit seinem unvergleichlichen Glanz in Sicht kam! Welch ein Schauspiel, als sie nach Kleinasien, jenem Garten der Welt, gelangt waren, Stadt auf Stadt mit Palästen und Gebäuden, dem Stolz von zwanzig Jahrhunderten, darbietend! Wie unerwartet der Charakter jener Sarazenen, welche sie von denen, die sie zu ihrem Unternehmen angestachelt hatten, gelehrt waren, für nichts Besseres als blutdürstige Teufel anzusehen, die sie aber tapfer, barmherzig, gerecht fanden! Als Richard Löwenherz, König von England, von einem Fieber verzehrt in seinem Zelt lag, kamen mit Schnee beladene Kamele ins Lager, von seinem Feinde, dem Sultan Saladin, gesandt, um seine Krankheit zu lindern, die Huldigung eines tapfern Kriegers gegen den andern. Aber als Richard nach England zurückkehrte, war es ein Christenfürst, der ihn verräterisch griff und heimlich einsperrte. Dies war ohne Zweifel nur einer unter vielen derartigen Vorfällen, welche sich oft zuvor ereignet hatten. Bis zum geringsten Troßknecht herab mußte jeder den Unterschied erkannt haben zwischen dem, was sie erwartet und was sie gefunden hatten. Sie hatten unerschrockenen Mut, ritter-

liche Haltung, geistige Kultur, weit höher als ihre eigene, gesehen. Sie waren in Ländern gewesen, welche mit den Wundern menschlicher Kunst gefüllt waren. Sie lösten sich nicht in die Bevölkerungen, zu welchen sie zurückkehrten, auf, ohne ihnen einen tiefen Eindruck mitzuteilen, bestimmt, sich im Laufe der Zeiten fühlbar zu machen.

Doch zweitens, was den Zustand der Dinge in Rom betrifft. Die Bewegung, in die ganz Europa durch diese Kriege geworfen war, brachte den wahren Zustand der Dinge in Italien in bezug auf Sittlichkeit ans Licht. Ortsveränderung in einer Bevölkerung hat geistige Entwicklung zur Folge. Der alte stillstehende Zustand der Dinge in Europa ward durch die Kreuzzüge geschlossen. Nationale Bewegung gab Anstoß zu besserer Beobachtung, besserer Nachricht und konnte nicht anders als nationales Nachdenken nach sich ziehen. Und obgleich wir von der europäischen Bevölkerung als in gewissem Sinne in einem barbarischen Zustande befindlich zu sprechen genötigt sind, war sie doch eine moralische Bevölkerung, welche ernstlich an die Wahrheit jeder Lehre, welche sie gelernt hatte, glaubte und aufrichtig erwartete, daß diese Lehren zu ihrer praktischen Anwendung würden gebracht werden und daß religiöses Bekenntnis als eine selbstverständliche Sache durch ein religiöses Leben erläutert werden müsse.

Europa hatte während seines Glaubenszeitalters einen mächtigen Schritt getan. Es war von selbst durch seine Jugend gewachsen, und die Italiener, welche ihm viele seiner Ideen geliefert, hatten ihm auch viele seiner Lebensformen gegeben. In dieser Beziehung



König Richard Löwenherz. Nach seinem Grabmal im Kloster Fontevrault.

ist ihnen noch Gerechtigkeit zu erweisen. Als Rom seine Verbindungen mit Konstantinopel abbrach, überschattete eine Wolke von mehr als Kimmerischer Finsternis Europa. Es war von wandernden Wilden eingenommen. Sechshundert Jahre organisierten es zu Familien, Nachbarschaften, Städten. Jene Jahrhunderte fanden es voll Leibeigener; sie ließen es ohne einen Sklaven zurück. Sie fanden es vor als einen Schauplatz der Gewalt, des Raubes, der Lust, sie ließen es als den Aufenthalt gottesfürchtiger Menschen zurück. Wo pfadlose Wälder gewesen waren, blitzten jetzt zahllose Kirchtürme in der Sonne; wo blutige Häuptlinge, aus den Hirnschalen ihrer Feinde trinkend, gewesen waren, waren ernste Geistliche, die Tiefen des freien Willens ergründend. Den Klerus mit einem geheimnisvollen Vorrang bekleidend, behauptete die Kirche die Gleichheit der Laien vor Gott vom König bis zum Bettler. Sie achtete nicht Reichtum und Geburt und eröffnete eine Laufbahn für alle. Ihr Einfluß über die Familien und häuslichen Verhältnisse wurde in allen Klassen empfunden. Sie ermittelte einen Vater durch eine vorgängige Zeremonie; sie erzwang die Regel, daß ein Weib in die Familie ihres Mannes übergehe, und daraus folgte, daß eheliche Kinder dem Vater, uneheliche der Mutter angehören. Sie zwang die Frauen zu einem häuslichen Leben, schloß sie von der Priesterschaft aus und suchte sie von der Regierung auszuschließen. In weltlichem Sinne war der Mißgriff, den Rom beging, der: es suchte inmitten eines fortschreitenden gesellschaftlichen Zustandes eine geistige Unbeweglichkeit zu erhalten. Es sah nicht, daß die Gesellschaft ebensowenig durch seine bloße Behauptung, daß sie sich nicht bewegen könne und solle, in ihrer Bahn aufgehalten werden könne, als die Erde in ihrer Umwälzung gehemmt werden könne, nur weil es behauptete, daß sie ruhe. Es versuchte, anfangs durch Überredung und dann durch Gewalt, die fortschreitende Bewegung zu hemmen, allein trotz seines wahnsinnigen Widerstandes wurde es von dem ungestümen Strome überwältigt. Ganz anders würde es gewesen sein, wenn sich die italienischen Staatsmänner kühn an die Spitze des Fortschritts gestellt und, statt eine Unveränderlichkeit und Unfehlbarkeit zu behaupten, ihre Dogmen und Maximen verändert hätten, wie der Fortschritt der Ereignisse es erforderte. Europa hätte nicht auf Araber und Juden zu warten brauchen.

In Beschreibung dieser verschiedenen Tatsachen habe ich nachdrücklich darzulegen versucht, wie die anfangs so kraftvolle Kirche den Keim unvermeidlichen Verfalls in sich selbst enthielt.

Seit der Zeit, wo sie in Kollision mit dem intellektuellen und moralischen Element kam, deren Ursprung wir verfolgt haben und welche zu ihrem Sturz zusammenwirkten, zeigte sie einen allmählichen Verfall, zuerst, indem sie ihren Einfluß auf die Nationen verlor und aufhörte, ein Prinzip der Staatsaktionen in ihnen zu sein; demnächst, indem sie Zeuge war von der Entfremdung der höheren und gebildeten Klassen, eines Prozesses, der abwärts durch die gesellschaftliche Stufenleiter ging, darin die Schritte seines Fortschrittes zurücklenkend. Als das Kirchentum so schwach wurde, daß es unfähig war, internationale Angelegenheiten zu regeln, und durch die Diplomatie ersetzt wurde, war im Schlosse der Arzt mehr als ein Nebenbuhler für den Beichtvater, in der Stadt der Bürgermeister ein größerer Mann als der Abt. Es blieb ein zaudernder Einfluß über Individuen zurück, welche sich noch nicht über den Glauben erhoben hatten, daß es ihren Zustand nach dem Tode beherrschen könne.

Machiavell erzählt in seiner „Geschichte von Florenz", daß Osporco, ein Römer, nachdem er Papst geworden, seinen unscheinbaren Namen mit dem klassischeren Sergius vertauscht und seine Nachfolger seitdem stets die Gewohnheit beobachtet hätten, einen neuen Namen anzunehmen. Dieser Umstand erklärt tief den psychischen Fortschritt jener Kirche. Während der 14 Jahrhunderte, seit der christlichen Ära gerechnet, hatte sich die Bevölkerung Italiens fortwährend verändert. Das altrömische ethnische Element war ausgestoßen worden, teils durch die republikanischen und kaiserlichen Kriege, teils durch das Sklavensystem. Die Mischlinge, von denen die Halbinsel durch wiederholte nördliche Einwanderungen voll war, entarteten mit der Zeit immer mehr. Nachdem jene Blutmischung zum größten Teil aufgehört hatte, kostete es eine lange Zeit, um in physiologische Übereinstimmung mit dem Lande zu gelangen, denn die Anpassung des Menschen an ein neues Klima ist eine langsame, eine hundertjährige Veränderung.

Aber aus Blutentartung folgert Gedankenentartung. Es war weiter nichts, als was erwartet werden konnte, daß bei dieser Bastardrasse Sprache und Sitten, ja selbst die Namen sich ändern — daß Flüsse, Städte und Menschen neue Benennungen erhalten würden. Wie der große Staatsmann, auf den ich mich bezogen, bemerkt, waren Cäsar und Pompejus verschwunden, Johannes, Matthäus und Petrus an ihre Stelle getreten. Barbarisierte Namen sind die äußeren und sichtbaren Zeichen barbarisierter Vorstellungen. Jene frühen Bischöfe Roms, deren würdevolle Handlungen unsere

Achtung erweckt haben, waren Männer von römischem Blut und von Gesinnungen beseelt, die echt lateinisch waren; die nachfolgenden Päpste aber von Mischlingen erzeugt. Und nicht eher, als bis die italienische Bevölkerung ein physiologisches Verhältnis zum Lande wiederhergestellt hatte — nicht eher, als bis sie die früheren Stufen des nationalen Lebens zurückgelegt —, konnten männliche Gedanken und wahre Begriffe wiedererlangt werden.

Eingehüllt, wie die Kirche war von den vielen Übeln der Zeiten, behauptete das echt christliche Prinzip, das ihr zugrunde lag, unaufhörlich seine Macht, indem es zahllose Segnungen trotz der Entartung und Schlechtigkeit der Menschen hervorrief. Das bürgerliche Gesetz übte eine äußere Macht in den menschlichen Verhältnissen aus, das Christentum brachte eine innere und sittliche Umwandlung hervor. Die Vorstellung einer letzten Verantwortung für persönliche Taten, von welcher die alten Europäer einen unbestimmten Begriff hatten, ward stark und genau. Die Gesinnung allgemeiner Mildtätigkeit ward nicht nur durch Einzelhandlungen, deren Erinnerung bald vergeht, sondern auch durch die dauerndere Einrichtung von Anstalten zur Linderung der Not, zur Verbreitung des Wissens und der Wahrheit bewährt. Unter den großen Geistlichen waren viele aus den untersten Reihen der Gesellschaft gestiegen, und diese Männer, ihren demokratischen Instinkten getreu, erwiesen sich oft als die unbeugsamen Beschützer des Rechts gegen die Macht. Schließlich dahinkommend, die Hüter des damals vorhandenen Wissens zu werden, setzten sie den Geist der rohen Gewalt entgegen, in vielen Fällen erfolgreich, und durch das Beispiel der Kirchenorganisation, die wesentlich republikanisch war, zeigten sie, wie Repräsentativsysteme in den Staat eingeführt werden können. Auch entfaltete die Kirche ihre hauptsächlichste Macht nicht über Staatswesen und Nationen. Nie zuvor hatte es in der Welt ein solches System gegeben. Von ihrem Zentralsitz zu Rom konnte ihr allsehendes Auge wie das der Vorsehung selbst ebensowohl eine Hemisphäre mit einem Blick fassen, als das Privatleben jedes einzelnen prüfen. Ihre grenzenlosen Einflüsse umgaben die Könige in ihren Palästen und unterstützten den Bettler an der Klosterpforte. In ganz Europa war niemand zu dunkel, zu unbedeutend oder zu verlassen für sie. Von ihren Feierlichkeiten umgeben, empfing jeder an ihrem Altar seinen Namen, ihre Glocken klangen bei seiner Hochzeit, ihre Totenglocke läutete bei seinem Begräbnis. Sie preßte ihm die Geheimnisse seines



Die Anbetung des göttlichen Lammes durch die Greise und Jungfrauen der Apokalypse.
Mittelstück des Triptychons von Jan van Eyck in der Kirche St. Bavon in Gent (15. Jahrhundert).

Lebens in ihren Beichtstühlen ab und strafte seine Vergehungen durch ihre Bußen. In seiner Stunde der Krankheit oder des Kummers suchten ihn ihre Diener auf, indem sie ihn durch ihre vortrefflichen Litaneien und Gebete sein Vertrauen auf Gott setzen lehrten oder ihn für die Prüfungen des Lebens durch das Beispiel der Heiligen und Gerechten stärkten. Ihre Gebete besaßen Kraft, den Seelen seiner Toten Ruhe zu geben. Wenn sein lebloser Körper selbst für seine Freunde ein Ärgernis geworden war, so nahm sie ihn im Namen Gottes in ihrem geweihten Boden auf, und unter ihrem Schatten ruhte er bis zum großen Rechnungstage. Sein Weib erhob sie von wenig besser als einer Sklavin zu seinesgleichen und fand, indem sie ihm verbot, mehr als eine zu haben, ihren Lohn für diese edlen Taten in einer festen Freundin an jedem Herde. Alle unreine Liebe mißbilligend, setzte sie um diesen Herd die Kinder einer Mutter und machte diese Mutter wenig geringer als heilig in ihren Augen. In Zeiten der Gesetzlosigkeit und des Raubes unter Menschen, die nur eine Stufe über den Wilden standen, behauptete sie die Unverletzlichkeit ihrer Grenzen gegen die Hand der Macht und machte ihre Tempel zu einer Zufluchtsstätte und zu einem Heiligtum für den Verzweifelnden und Unterdrückten. Wahrlich, sie war der Schatten eines großen Felsens in manchem beschwerlich zu durchwandernden Lande!

Ich bin bei der letzten Gedankenreihe angelangt, demjenigen Abschnitt im Leben eines Volkes, welcher der Reife im einzelnen entspricht. Die zu betrachtenden Gegenstände unterscheiden sich völlig von denen, die bisher unsere Aufmerksamkeit beschäftigt haben. Wir werden jetzt finden, daß die menschliche Gewalt den geistigen Fortschritt fördert und als Grundsatz annimmt, daß das Los des Menschen verbessert und seine Macht und Würde vermehrt werden im Verhältnis, als er fähig ist, den Mechanismus der Welt, die Wirkung der Naturgesetze zu begreifen und physische Kräfte zu seinem Gebrauch anzuwenden.

Der Zeitpunkt, wo dieser Übergang im europäischen Leben gemacht wurde, wird ohne Zweifel verschieden angegeben, je nachdem der Forscher seinen Standpunkt verändert. In Wahrheit gibt es im Völkerleben keinen wirklichen Abschnitt, weil es nichts in Wirklichkeit Abgebrochenes gibt. Ereignisse, wie groß oder wie plötzlich auch immer, sind Folgen längst zuvor gemachter Vorbereitungen. Hierin herrscht vollständige Übereinstimmung zwischen dem Laufe des nationalen und dem des individuellen Lebens. Im einzelnen verschwindet ein Zustand durch



Die Auserwählten.
Ausschnitt aus einer großen Darstellung des Jüngsten Gerichts von Fra Angelico, dessen Idee der Künstler von Dante entlehnt hat.
(15. Jahrhundert.)

unmerkliche Grade in einen andern, deren jeder in seinem Anfange und Ende völlig unbestimmt ist. Niemand kann sagen, in welchem Augenblick er aufhörte, ein Kind zu sein und ein Knabe wurde — in welchem Augenblick er aufhörte, ein Jüngling zu sein und ein Mann wurde. Jeder Zustand, in einem angemessenen Zwischenraum geprüft, zeigt vollkommen deutliche Merkmale, allein bei ihrem gemeinsamen Berührungspunkt greifen die beiden so über und vermischen sich so, daß gleich der Vermischung von Licht und Schatten der Anfang des einen und das Ende des andern sehr verschieden geschätzt werden können.

Im einzelnen hat, da kein bestimmter natürlicher Abschnitt da ist, die Gesellschaft es für ratsam befunden, einen künstlichen festzustellen, wie z. B. das einundzwanzigste Jahr. Die Bedürfnisse der Geschichte mögen durch ähnliche Fiktionen befriedigt werden. Ein klassischer Kritiker würde wahrscheinlich gerechtfertigt sein, zu seinem Zweck die Gründung Konstantinopels als den Abschnitt des Anfangs und die Einnahme desselben durch die Türken als das Ende des Mittelalters zu wählen. Man muß zugeben, daß eine sehr große Zahl geschichtlicher Ereignisse mit jener Anordnung in Einklang steht. Außer diesen könnten andere künstliche Abschnitte angegeben werden, deren jeder ohne Zweifel Vorzüge hätte, um ihn unserer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Aber im Grunde ist die Haupteigentümlichkeit augenscheinlich genug. Es ist der allmähliche Verfall eines Systems, welches viele Menschenalter in Tätigkeit gewesen war, und sein allmähliches Ersetzen durch ein anderes.

Wie bei dem Zeitalter der Vernunft in Griechenland, so gibt es auch bei dem Zeitalter der Vernunft in Europa ein Vorspiel, bezeichnet durch das allmähliche Auftauchen einer gesunden Philosophie, eine wahre Logik ersetzt die übernatürliche, das Experiment vereitelt die Spekulation. Es ist sehr interessant, die schwachen Anfänge der neueren Wissenschaft in Alchimie und natürlicher Magie in Ländern zu verfolgen, wo niemand die Schriften Alhazens oder die arabischen Philosophen verstehen konnte. Unter vielen Namen derer, die teil an dieser Bewegung nahmen, genannt werden könnten, sind einige, welche Erinnerung verdienen.

Albertus Magnus wurde 1193 geboren. Es wurde von ihm gesagt, daß „er groß in der Magie, größer in der Philosophie, am größten in der Theologie sei“. Von religiösem Bekenntnis war er ein Dominikaner. Die Versuchungen kirchlicher Beförderung ablehnend, legte er freiwillig sein Bistum nieder, damit er in der

Stille ein reineres Leben führen könne. Wie in jenen Zeiten nicht ungewöhnlich war, ward er unerlaubten Umganges mit Satan angeklagt, und viele müßige Geschichten wurden erzählt von den Wundern, welche er wirke. Bei einem großen Bankett an einem Wintertage erzeugte er alle Schönheiten des Frühlings — Bäume in vollem Laub, duftende Blumen, mit Gras bedeckte Wiesen —, aber auf ein Wort ward der ganze Schattenprunk aufgelöst, und tüchtige Schneewüsten folgten. Dies war Übertreibung eines Festes, welches er den 6. Januar 1259 im Treibhause des Klostergartens gab. Er interessierte sich für die Verrichtungen der Pflanzen, war wohlbekannt mit dem sogenannten Blumenschlaf, studierte ihr Öffnen und Schließen. Er wußte, daß der Saft im Volumen durch Ausdünstung aus den Blättern vermindert wird. Er war der erste, welcher das Wort „Verwandtschaft“ in seiner heutigen Annahme gebrauchte. Seine chemischen Studien beschenkten die Zeit mit einigen interessanten Einzelheiten. Er wußte, daß das Weißen des Kupfers durch Arsenik keine Verwandlung, sondern nur das Produkt eines Zusatzes ist, da das Arsenik durch Hitze ausgetrieben werden kann. Er spricht von Pottasche als von einem Alkali, beschreibt verschiedene essigsaure Salze und spielt auf das Schwärzen der Haut durch Silbersalpeter an.

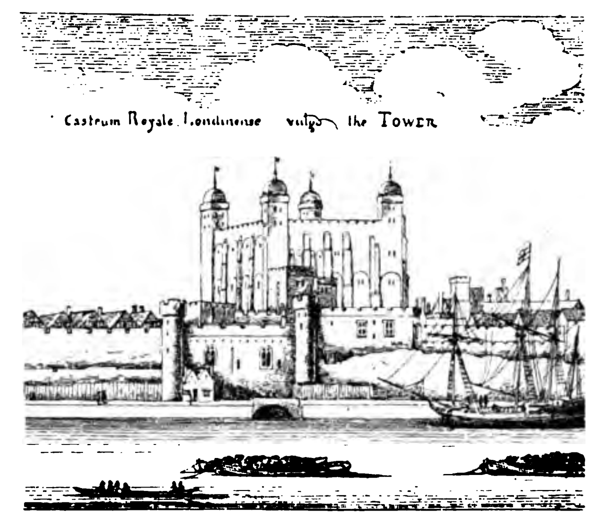
Gleichzeitig mit ihm lebte Roger Bacon, 1214 geboren. Sein Vaterland hat ihm noch immer keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich seine Zeitgenossen mit Recht von ihm als „dem bewunderungswürdigen Doktor“ sprachen. Der große Mönch des 13. Jahrhunderts ist durch einen späteren Namensvetter verdunkelt worden. Seine Ansprüche auf die Nachwelt werden durch seine Leiden und zehnjährige Gefangenschaft um der Wahrheit willen verstärkt.

Seine Geschichte, soweit sie bekannt ist, mag kurz erzählt werden. Er war zu Ilchester in Somersetshire geboren und studierte auf der Universität Oxford. Von da ging er auf die Universität Paris, wo er den Grad eines Doktors der Theologie nahm. Er war vertraut mit Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Arabisch. Von der Mathematik sagt er, daß „sie die erste aller Wissenschaften sei; in der Tat gehe sie allen übrigen voran und bereite auf dieselben vor“. Seinem Zeitalter voraus, leugnete er die Autorität des Aristoteles und sagt, daß man diejenige des Experimentes an ihre Stelle setzen müsse. Von seinen astronomischen Fähigkeiten brauchen wir keinen bessern Beweis als seine Empfehlung an Papst Klemens IV., den Kalender in der später

wirklich vorgenommenen Weise zu verbessern. Wenn ihm mit Recht die Erfindung der Brillen zugeschrieben wird, so ist das menschliche Geschlecht sein Schuldner. Er beschrieb schon fast 400 Jahre vor deren Erfindung die wahre Theorie der Teleskope und Mikroskope, indem er sagt, daß Linsen so geschliffen und in solcher Weise angeordnet werden können, um es möglich zu machen, in unglaublichen Abständen die kleinsten Buchstaben zu lesen und Sand- und Staubkörner zu zählen, der Größe des Winkels wegen, unter welchem wir solche Gegenstände wahrnehmen können. Er sah die größte aller Erfindungen in der praktischen Astronomie voraus — die Anwendung optischer Mittel auf Instrumente zur Messung von Winkeln. Er schlug das Forttreiben von Schiffen durchs Wasser und von Wagen auf Straßen mit großer Geschwindigkeit ohne irgendeine Tierkraft, durch bloß mechanische Mittel, vor und sann über die Möglichkeit nach, eine fliegende Maschine zu machen. Die Wahrheit der Alchimie zugebend, riet er dem Experimentator, die Methode ausfindig zu machen, durch welche die Natur Metalle mache, und sie dann nachzuahmen. Er wußte, daß es verschiedene Arten von Luft gibt, und sagte, daß es eine gebe, welche eine Flamme auslöschen werde. Dies sind sehr klare Anschauungen für ein Zeitalter, welches Gase mit lederohrigen Geistern verwechselte. Er warnte, vorsichtig zu sein, wenn man schließe, daß man die Verwandlung von Metallen zustande gebracht habe, indem er fein bemerkt, daß der Abstand zwischen geweißtem Kupfer und reinem Silber sehr groß sei. Er zeigte, daß Luft nötig sei zur Unterhaltung des Feuers, und war der Urheber des wohlbekannten Experiments, welches diesen Punkt erläutert, indem er eine angezündete Lampe unter eine Glasglocke stellte und ihr Verlöschen beobachtete.

Nicht geringe Bedeutung liegt in dem Ausdruck Bruder Bacons, daß der unwissende Geist die Wahrheit nicht ertragen könne. Er wurde magischer Künste und des Verkehrs mit dem Satan beschuldigt, obgleich er bei Lebzeiten Klemens' IV., der sein Freund war, ohne öffentliche Strafen davonkam. Dieser Papst hatte ihn gebeten, ihm eine Nachricht seiner verschiedenen Erfindungen zu verschaffen. Infolgedessen sandte ihm Bacon das „Opus majus" und andere Werke nebst verschiedenen mathematischen Instrumenten, welche er, wie Newton, mit eigener Hand gemacht hatte. Aber unter dem Pontifikat Nikolaus' III. wurde die Anklage der Magie, Astrologie und daß er sich dem Teufel verkaufe, von neuem nachdrücklicher betrieben, indem ein Punkt lautete, daß

er vorgeschlagen habe, astronomische Tabellen anzufertigen zum Zwecke, zukünftige Ereignisse vorherzusagen. Das Schlimmste befürchtend, suchte er sich durch sein Werk „De nullitate magiae“ zu verteidigen. „Weil diese Dinge eure Fassungskraft übersteigen, nennt ihr sie des Teufels Werke; eure Theologen und Kanoniker verabscheuen sie als die Erzeugnisse der Magie und betrachten sie als eines Christen unwürdig.“ Allein, es war



Alte Ansicht des Tower zu London.
Nach einem Stich in der Topographie d'Angleterre.

vergebens. Seine Schriften wurden als gefährliche und verdächtige Neuerungen verdammt und er selbst dem Gefängnis übergeben. Dort blieb er zehn Jahre lang, bis er, gebrochen an Gesundheit, durch Verwendung einiger mächtiger und mitleidiger Persönlichkeiten von seiner Strafe befreit wurde. Er starb im Alter von achtundsiebzig Jahren. Auf seinem Sterbebett stieß er die schwermütige Klage aus: „Ich bereue jetzt, mir um der Liebe zur Wissenschaft willen so viel Mühe gegeben zu haben.“

Eine Anzahl weniger hervorragender, doch nicht unbekannter Namen folgt Bacon. Da ist Raimund Lully, der im Tower von London eingeschlossen und gezwungen worden sein soll, für Eduard II. Gold zu machen; Guido de Montanor, der Erfinder des Balsams der Weisen; Clopinel, der Verfasser des Romans von der Rose; Richard, der Engländer, welcher die vernünftige Bemerkung macht, daß, wer mit der Praxis nicht die Theorie ver-

binde, einem Esel gleiche, welcher Heu fresse und nicht darüber nachdenke, was er tue; Meister Ortholan, der die Bereitung der Salpetersäure beschreibt und sich dem Präparat des absoluten Alkohols unter der Benennung Weinessenz nähert; Bernhard von Trier, der großen Ruf durch die Liebestränke erlangte, die er für Karl V. von Frankreich bereitete, deren Wirksamkeit durch an Dienstmägden gemachte Experimente festgestellt worden war; der Engländer Bartholomäus, der zuerst die Methode, Zucker zu kristallisieren und zu reinigen, beschrieb; Eck von Sulzbach, welcher lehrt, wie metallische Kristallisationen, wie der Baum der Diana, eine schöne silberartige Vegetation, hervorgebracht werden können. Er bewies durch Experimente, daß Metalle, wenn sie oxydieren, an Gewicht zunehmen und sagt, er habe im Monat November 1489 n. Chr. gefunden, daß sechs Pfund eines Silberamalgams, acht Tage lang glühend gemacht, drei Pfund an Gewicht zugenommen hätten. Seine Zahl ist natürlich irrig, aber seine Erklärung sehr überraschend: „Diese Vermehrung des Gewichts kommt daher, daß ein Geist mit dem Metall verbunden ist und der Beweis dafür ist, daß dieser künstliche Zinnober, der Destillation unterworfen, jenen Geist entbindet.“ Um ein Haar kam er Priestley und Lavoisier um dreihundert Jahre zuvor.

Die Alchimisten des 15. Jahrhunderts beschäftigten sich nicht nur mit dem Experiment, einige von ihnen, wie Augurelli, strebten nach Poesie. Er unternahm, in lateinischen Versen die Kunst, Gold zu machen, zu beschreiben. Sein Werk, betitelt „Chrysopoeia“, war Leo X. gewidmet — ein Umstand, welcher das Dasein einer größeren öffentlichen Freisinnigkeit der Meinung zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als vormals, zeigte. Es wird gesagt, der Autor habe erwartet, der Heilige Vater werde ihm eine ansehnliche Belohnung machen, allein der launige Papst sandte ihm nur einen großen leeren Beutel, indem er sagte, daß, wer wisse, wie man so bewunderungswürdig Gold mache, nur eine Börse brauche, um es hineinzustecken.

Das berühmte Werk Basil Valentins, betitelt „Currus triumphalis antimonii“, führte das Metall Antimonium in die Praxis der Heilkunde ein. Die Aufmerksamkeit dieses Schriftstellers wurde auf die therapeutischen Beziehungen dieses Metalls zuerst durch die Beobachtung gelenkt, daß einige Schweine, welchen eine Portion davon gegeben worden war, mit überraschender Schnelligkeit fett wurden. In seiner Nachbarschaft waren mehrere Mönche, welche sich während der Fastenzeit zum äußersten

Grade von Entkräftung durch Fasten und andere körperliche Kasteiungen gebracht hatten. An diesen ward Basil verleitet, die Kräfte des Metalls zu versuchen. Zu seiner Überraschung wurden sie, statt ihr Fleisch und Fett wiederzugewinnen, sämtlich getötet; daher der dem Metall gewöhnlich beigelegte Name Antimonium, weil es sich nicht mit der Konstitution eines Mönches verträgt. Bis dahin war es unter dem Namen Stibium gegangen. Mit einem nicht sehr verschiedenen Ergebnis war die Anwendung des Antimoniums in der Komposition des Schriftmetalls. Innerlich gegeben oder so mechanisch gebraucht, erwies sich dies Metall als gleich schädlich für Geistliche.

Es ist kaum nötig, die Erzählung dieser wissenschaftlichen Kleinigkeiten fortzusetzen. Das Gesagte genügt, um den schnell sich verbreitenden Geschmack an experimentaler Untersuchung zu erläutern.

Bei dem beschränkten Raum dieses Aufsatzes muß ich wichtigere Dinge erwähnen, nicht wie sie philosophisch behandelt werden sollten, sondern so, wie die Umstände es gestatten. Doch selbst bei dieser Unvollkommenheit nimmt ihre Beschreibung von selbst eine fast dramatische Form an, indem die Tatsachen sich allen denkenden Menschen mit einer Miene außerordentlicher Würde darbieten. Auf der einen Seite steht sie im Zusammenhang mit den erhabensten Gegenständen, auf der andern steigt sie zu den gewohntesten und nützlichsten Vorfällen herab, auf der einen Seite erhebt sie unsern Geist zu den Beziehungen von Sonnen und Myriaden von Welten, auf der andern fällt sie zu den alltäglichen Handlungen unseres häuslichen und individuellen Lebens, auf der einen Seite wendet sie unsere Gedanken einer so unendlichen Fernsicht von Zeitaltern zu, daß der Verschwindungspunkt die Ewigkeit ist, auf der andern vergrößert sie die vorübergehende Beschäftigung einer flüchtigen Stunde zu Bedeutung.

Zwei Jahrhunderte bewirkten eine mächtige Veränderung in den geographischen Vorstellungen des westlichen Europas. Die Reisen Marco Polos, um 1295 n. Chr., bewirkten zuerst einigen Schimmer vom Fernen Osten, deren Anteil ohne Zweifel durch den Einbruch der Mongolen erhöht wurde. Sir John Mandeville hatte vor Mitte des nächsten Jahrhunderts viele Jahre im Innern Asiens zugebracht. Conti war zwischen 1419 und 1444 in Persien und Indien gereist. Cadamosto, ein Venezianer, hatte im Jahre 1455 die Westküste Afrikas erforscht. Sebastian Cabot hatte Neufundland wieder entdeckt, und auf dem Versuche beharrend,

eine nordwestliche Durchfahrt nach China zu finden, sich bis 67° 30′ nördlicher Breite Bahn ins Eis gebrochen. Um 1525 war die amerikanische Küstenlinie von Terra del Fuego bis Labrador bestimmt worden. Neuguinea und ein Teil von Australien waren



Kolumbus.
Nach dem einzigen zeitgenössischen Porträt in den Uffizien, Florenz.

entdeckt. Die Flotte Cabrals, die im Jahre 1500 das Kap der Guten Hoffnung zu umschiffen versuchte, wurde nach Brasilien verschlagen. Ein Schiff ward mit der Nachricht nach Portugal zurückgeschickt. Wäre Kolumbus also nicht unter Segel gegangen, als er ging, so hätte die Entdeckung Amerikas nicht lange verschoben werden können. Balboa sah die große Südsee am

25. September 1513. Bis an die Knie ins Wasser watend, mit dem Schwert in der einen Hand und der spanischen Flagge in der andern, reklamierte er jenen ungeheuern Ozean für Kastilien.

Ich kann diese Erwähnungen des Seeabenteuers nicht schließen, ohne zu bemerken, daß sie vom europäischen Gesichtspunkt gegeben sind. Die westlichen Nationen haben selbstgefällig vorausgesetzt, daß, was ihnen unbekannt war, darum gänzlich unbekannt gewesen sei. Wir wissen, daß die Araber praktisch und



Marco Polo.

vollkommen vertraut mit dem Umstande waren, daß Afrika umschifft werden könnte; die ostindische Geographie war der buddhistischen Priesterschaft völlig bekannt, die in ausgedehntem Maßstab ihre Propaganda zweitausendfünfhundert Jahre lang in jenen Gegenden betrieben hatte. Aber ohne Zweifel bestand die vollständigste geographische Kenntnis unter den Juden, jenen kosmopolitischen Kaufleuten, die einen Handelsverkehr von den Azoren bis ins Innere von China, vom Baltischen Meer bis zur Küste von Mozambique unterhielten. Durch sie ward wirklich das Vorhandensein des Kaps der Guten Hoffnung zuerst in Europa bekanntgemacht. Fünfhundert Jahre vor Kolumbus hatten die skandinavischen Abenteurer Amerika entdeckt; aber so niedrig war der Stand des Geistes in Europa, daß selbst die Erinnerung dieser Reisen sich völlig verloren hatte. Ich bin darauf gekommen, diese Bemerkungen zu machen, da sie wieder auf eine andere Gelegenheit passen — die Einführung der sogenannten Baconschen Philosophie, deren Grundsätze acht-

hundert Jahre, bevor Bacon geboren ward, im Osten nicht nur verstanden, sondern auch in der Praxis ausgeführt worden waren.

Wie um der Welt die eigentliche Ursache seiner geistigen Entartung zu bezeichnen, begann die Wiedergeburt Italiens mit der Verbannung der Päpste nach Avignon. Während ihrer Abwesenheit war der Fortschritt so schnell, daß es bei ihrer Rückkehr nach Rom völlig unmöglich geworden war, irgendwelchen erfolgreichen Widerstand zu leisten oder den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen. Im Augenblick, wo die bleierne Wolke, welche sie über dem Lande schwebend gehalten hatten, entfernt war, schoß das Licht vom Himmel herein, und die bereite Halbinsel ward von Leben erfüllt.

Die Einheit und daher die Macht der Kirche forderten den Gebrauch des Lateinischen als einer heiligen Sprache. Hierdurch hatte Rom in einer streng europäischen Haltung gestanden und war befähigt, ein allgemeines, internationales Verhältnis zu behaupten. Es verlieh ihm weit mehr Macht als seine himmlische Gewalt. Wären die souveränen Päpste nicht so völlig mit Aufrechterhaltung ihrer weltlichen Güter in Italien beschäftigt gewesen, so hätten sie den gesamten Kontinent wie einen Mann fortschreiten lassen können. Ihre Offizialen konnten ohne Schwierigkeit zu jedem Volk gelangen und ohne Hindernis von Irland bis Böhmen, von Italien bis Schottland miteinander verkehren. Der Besitz einer gemeinsamen Sprache gab ihnen die Verwaltung internationaler Angelegenheiten durch intelligente Verbündete, welche in allen Richtungen dieselbe Sprache redeten.

Nicht ohne Ursache war daher der von Rom kundgegebene Haß gegen die Wiederherstellung des Griechischen und die Einführung des Hebräischen und die Besorgnis, womit es die aus den Ur- und Volksdialekten sich bildenden neueren Sprachen bemerkte. Das Übergewicht des Lateinischen war die Bedingung seiner Macht.

Der Ursprung der vielzungigen europäischen Literatur fiel daher mit dem Verfall des päpstlichen Christentums zusammen. Eine großartige, feierliche und imponierende religiöse Einheit erzwang die literarische Einheit, welche in dem Gebrauch einer einzigen Sprache eingeschlossen ist. Jenes Prinzip der Festigkeit, welches Italien Europa zu geben hoffte, beruhte wesentlich auf dem zwingenden Gebrauch der lateinischen Sprache. Das erste Zeichen geistiger Emanzipation war die Bewegung der großen italienischen Dichter, geführt von Dante, welcher oft, nicht ohne Unehrerbietigkeit, den Zauber brach. Einheit in der Religion

folgert Einheit durch eine heilige Sprache und daher das Nichtdasein besonderer Nationalliteraturen.

Selbst nachdem Rom seine große Niederlage über die wissenschaftliche Frage betreffs der Bewegung der Erde erlitten hatte, war die siegende Partei nicht abgeneigt, ihre Gedanken in die lateinische Sprache zu senken, weil sie sich dadurch eine zahl-



Bildnis Petrarcas
aus einer Petrarca-Handschrift des 14. Jahrhunderts.
Nach Lacroix.

reichere Klasse einsichtiger Leser sicherte. Die Wirkung der Einführung neuerer Sprachen war, den gegenseitigen Verkehr unter den Gelehrten zu vermindern.

Zur Zeit Petrarcas, 1304—1374, belief sich die Zahl der Gebildeten nicht hoch. Dieser berühmte Dichter sagt, daß es in Italien nicht mehr als zehn Personen gebe, die Homer würdigen könnten. Sowohl Petrarca wie Boccaccio sparten keine Mühe, sich mit der verlorenen Sprache bekannt zu machen. Letzterem war es gelungen, für Leontius Pilatus den Kalabrier eine griechische Professur in Florenz zu erlangen. Er beschreibt diesen griechischen Lehrer als in den Mantel eines Philosophen gekleidet, sein Antlitz häßlich, sein Gesicht von schwarzem Haar überschattet, sein Bart lang und ungekämmt, sein Benehmen bäurisch, sein Temperament düster und unbeständig, aber sein

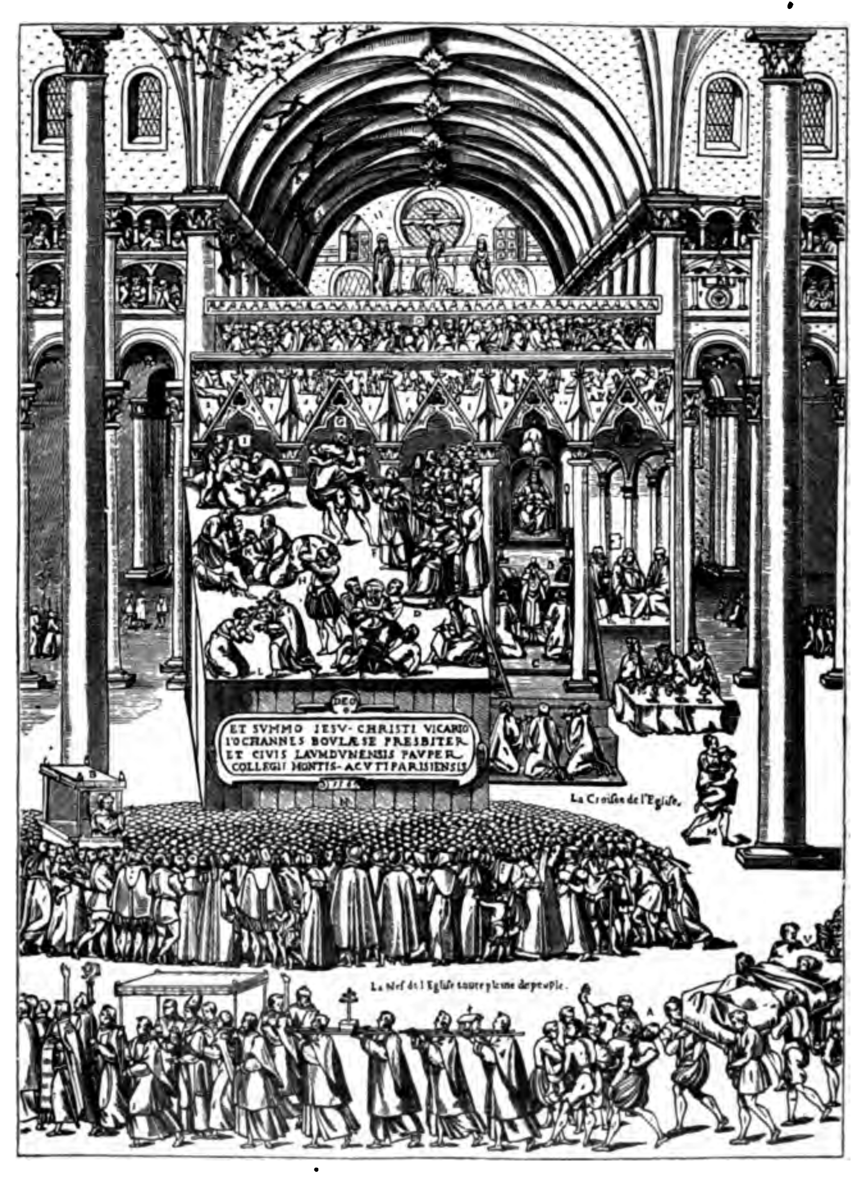
Geist sei reich an den Schätzen der Gelehrsamkeit. Leontius verließ Italien voll Widerwillen, ward aber, wieder zurückkehrend, bei einem Sturm, während er an den Mast des Schiffes gebunden war, vom Blitz erschlagen. Der Autor, aus dem ich zitiere, fügt bedeutsam hinzu, daß Petrarca sein Schicksal bejammere, aber



Der Tod verzehrt, auf dem Rücken des Höllenhundes Zerberus stehend, Menschen und Tiere.
Nach der Totenrolle des Vital (1122).

nervös frage, ob nicht „ein Exemplar des Euripides oder Sophokles von den Matrosen wiederzuerlangen sein möchte“.

Die Zurückführung des Griechischen nach Italien kann 1395 n. Chr. datiert werden, zu welcher Zeit Chrysoloras es zu lehren begann. Wenige Jahre später brachte Aurispa 238 griechische Handschriften nach Italien, unter ihnen waren Platon und Pindar. Der erste Versuch war, solche Handschriften in das Lateinische zu übersetzen. Die religiösen Skrupel gegen die griechische Literatur wichen in bedeutendem Umfang, das Studium fand am Papste, Eugen IV., selbst einen Beschützer. Als die Absicht der



Beschwörung eines Besessenen in der Notre-Dame-Kirche zu Laon
am 8. Februar 1566.
Pariser Holzschnitt aus dem Jahre 1575.

Türken, sich Konstantinopels zu bemächtigen, deutlicher ward, nahm die Auswanderung gelehrter Griechen nach Italien zu.

Die Veränderung des menschlichen Denkens schreitet in einer ununterbrochenen Weise fort, indem neue Ideen aus alten, entweder als Verbesserungen oder Entwicklungen, entspringen, aber nie von selbst entstehen. Bei ihnen wie bei organischen Formen erfordert jede einen Keim, einen Samen. Die geistige Phase der Menschheit, welche in irgendeinem Augenblick beobachtet wird, ist daher eine Verkörperung vieler verschiedener Dinge. Sie ist mit der Vergangenheit verknüpft, im Einklang mit der Gegenwart und enthält den Embryo der Zukunft in sich.

Menschliche Meinungen müssen nach absoluter Notwendigkeit Verwandlung erleiden. Was von einer Generation als unbezweifelt angenommen worden ist, wird für eine spätere so augenfällig trügerisch, daß es die Verwunderung derjenigen, welche das Gesetz des psychischen Fortschritts nicht deutlich würdigen, erregt, daß es je für wahr aufgenommen werden konnte. Diese Phasen der Verwandlung sind nicht nur in einer chronologischen Weise verwandt, so daß sie deutlich sind, wenn man die Ideen der Gesellschaft in Epochen von ein paar Jahren oder Jahrhunderten besonders betrachtet — sie sind auch gleichzeitig in verschiedenen Nationen oder in verschiedenen gesellschaftlichen Graden derselben Nation da, je nachdem die betrachtete Klasse von Personen einen größern oder kleinern geistigen Fortschritt gemacht hat.

Trotz der Behauptung Roms hatten die wesentlichen Ideen des italienischen Systems unvermeidliche Modifikationen erlitten. Ein ungebildetes, leicht zu hintergehendes Volk hatte als wahr die Versicherung angenommen, daß selbst seit den apostolischen Zeiten keine Veränderung stattgefunden habe. Aber die Zeit war jetzt gekommen, wo jene Fiktion nicht länger behauptet werden konnte. Die scholastische Theologie und scholastische Philosophie, obgleich durch die Universitäten gestützt, waren veraltet. Mit dem Wiederaufleben der reinen Latinität und der Einführung des Griechischen waren die Grundlagen einer richtigeren Kritik gelegt. Ein Zeitalter der Gelehrsamkeit war unvermeidlich, in welchem alles, was seine Ansprüche gegen forschende Prüfung nicht begründen konnte, notwendig gestürzt werden mußte.

Wir werden so zu der großen, als die Reformation bekannten Bewegung gebracht. Der Ausdruck wird gewöhnlich in bezug auf die protestantischen Nationen angewandt und ist daher nicht umfassend genug, denn ganz Europa war in Wahrheit verwickelt.

Ein klares Verständnis ihres Ursprungs, ihres Fortschritts, ihrer Wirkungen wird am besten durch eine Prüfung des Zustandes der nördlichen und südlichen Nationen und des Ausganges des Ereignisses in jeder erlangt.

Deutschland war immer aufrichtig und daher immer fromm gewesen. Von seiner Gesinnung hatte es viele Proben gegeben seit der Zeit, wo der Kaiser Otto nach Italien hinabstieg, dessen Zug in Wahrheit eine bewaffnete Prozession von Geistlichen gewesen war, um die Ärgernisse der Kirche niederzuschlagen. Die Konzilien von Konstanz und Basel können als eine Verkörperung desselben Gefühls betrachtet werden. Der Entschluß, die päpstliche Gewalt zu beschränken und einen Obern über den Papst zu setzen, entsprang aus einer tiefen Überzeugung von der Notwendigkeit einer solchen Maßregel. Jene Konzilien waren Vorläufer der kommenden Reformation. In anderen Ländern hatten die Ereignisse längst in derselben Richtung gestrebt, in Sizilien und Italien durch die Handlungen Friedrichs II., in Frankreich durch diejenigen Philipps des Schönen. Die Gebildeten waren durch die Sarazenen und Juden entfremdet worden, die Schwärmer durch Werke, wie das „Ewige Evangelium", die Frommen waren durch die Erzählung der Templer und die entdeckten Unsittlichkeiten in Rom beleidigt worden, die Patrioten waren durch die unaufhörliche Einmischung des päpstlichen Hofes in politische Angelegenheiten entfremdet, die niedrigen, gedankenlosen Stände in allen Richtungen durch Gelderpressungen erbittert worden. In England zum Beispiel, obgleich geistig weniger fortgeschritten als die südlichen Nationen, wird der Anfang der Reformation vielleicht richtig bis auf die Regierung Eduards III. zurückverwiesen, welcher auf Wiclifs Rat sich weigerte, dem Papst zu huldigen; da aber eine Reihe schwächerer Fürsten folgte, so konnte die Bewegung erst unter Heinrich VII. fortgesetzt werden. In diesem Lande waren die unmittelbaren treibenden Ursachen ohne Zweifel materieller Art, wie der angeführte Geiz und Unreinheit des Klerus, der ungeheure, vom Reiche genommene Geldbetrag, das Eindrängen fremder Geistlicher. Im Süden Frankreichs und Italiens, wo der geistige Zustand weit vorgerückter, war die Bewegung entsprechend geistiger Art. Auf diese Verschiedenheit zwischen dem Norden und Süden muß nicht nur die auffallende geographische Verteilung des Glaubens, welche bald offenbar war, sondern auch die schleunige und abgerissene Begrenzung der einschränkend so genannten Reformation verwiesen werden.

Als Halleys Komet im Jahre 1456 erschien, wurde er von denen, die ihn sahen, als ein Gegenstand von „unerhörter Größe" beschrieben; sein Schwanz, welcher „Krankheiten, Krieg und Pestilenz" auf die Erde herabschüttelte, reichte über einen dritten Teil des Himmels. Er wurde als mit dem Vorrücken Mohammeds II. im Zusammenhange stehend betrachtet, welcher gerade damals Konstantinopel genommen hatte. Er jagte allen Leuten Schrecken ein. Von seinem ihm unsichtbaren Sitze in Italien ließ der souveräne Papst Calixt III. seine kirchlichen Bannstrahlen ausgehen; aber der Komet am Himmel wie der Sultan auf Erden verfolgten ihren Lauf unabgeschreckt. Vergebens wurde befohlen, daß alle Glocken in Europa geläutet würden, um ihn zu verscheuchen, vergebens wurde er verflucht, vergebens Gebete in allen Richtungen angeschlagen, um ihn aufzuhalten. Treu seinem Gesetz kehrt er pünktlich aus den Abgründen des Raumes zurück, unbeeinflußt durch irgend etwas anderes als Kräfte materieller Art. Eine merkwürdige Lehre für die Betrachtungen jedes frommen Menschen.

Unter dem Klerus gab es jedoch einige, welche richtigere kosmische Vorstellungen als die des Calixt hatten. Ein Jahrhundert vor Kopernikus hatte Kardinal de Cusa zum Teil die heliozentrische Theorie, wie sie in alten Zeiten von Philolaus, Pythagoras und Archimedes gelehrt wurde, angenommen. Er schrieb der Erde eine kugelförmige Gestalt, Drehung um ihre Achse und eine Bewegung im Raum zu; er glaubte, daß sie sich um die Sonne und beide zusammen um den Pol des Universums bewegen.

Unter der geozentrischen Theorie wird jene Lehre verstanden, welche behauptet, daß die Erde der unbewegliche Mittelpunkt des Universums sei, unter der heliozentrischen jene, welche beweist, daß die Sonne der Mittelpunkt unseres Planetensystems ist, als notwendigen Schluß folgernd, daß die Erde ein sehr kleiner und untergeordneter Körper sei, welcher sich um die Sonne drehe.

Ich habe bereits erwähnt, warum die römische Kirche durch ihre Stellung gezwungen worden war, die geozentrische Lehre aufrechtzuerhalten. Sie war dahin gelangt, sie als durchaus wesentlich für ihr System zu betrachten, dessen intellektuelle Grundlage, wie sie glaubte, untergraben werden würde, wenn diese Lehre unterminiert werden sollte. Daher kam es, daß solch eine Unruhe über die Behauptung der Kugelgestalt der Erde gezeigt wurde, und daher die außerordentliche Bedeutung der erfolgreichen Fahrt von Magalhães Schiff. Dieser unbestreitbare Beweis der Kugelgestalt war stets eine feste Stütze für die wissen-

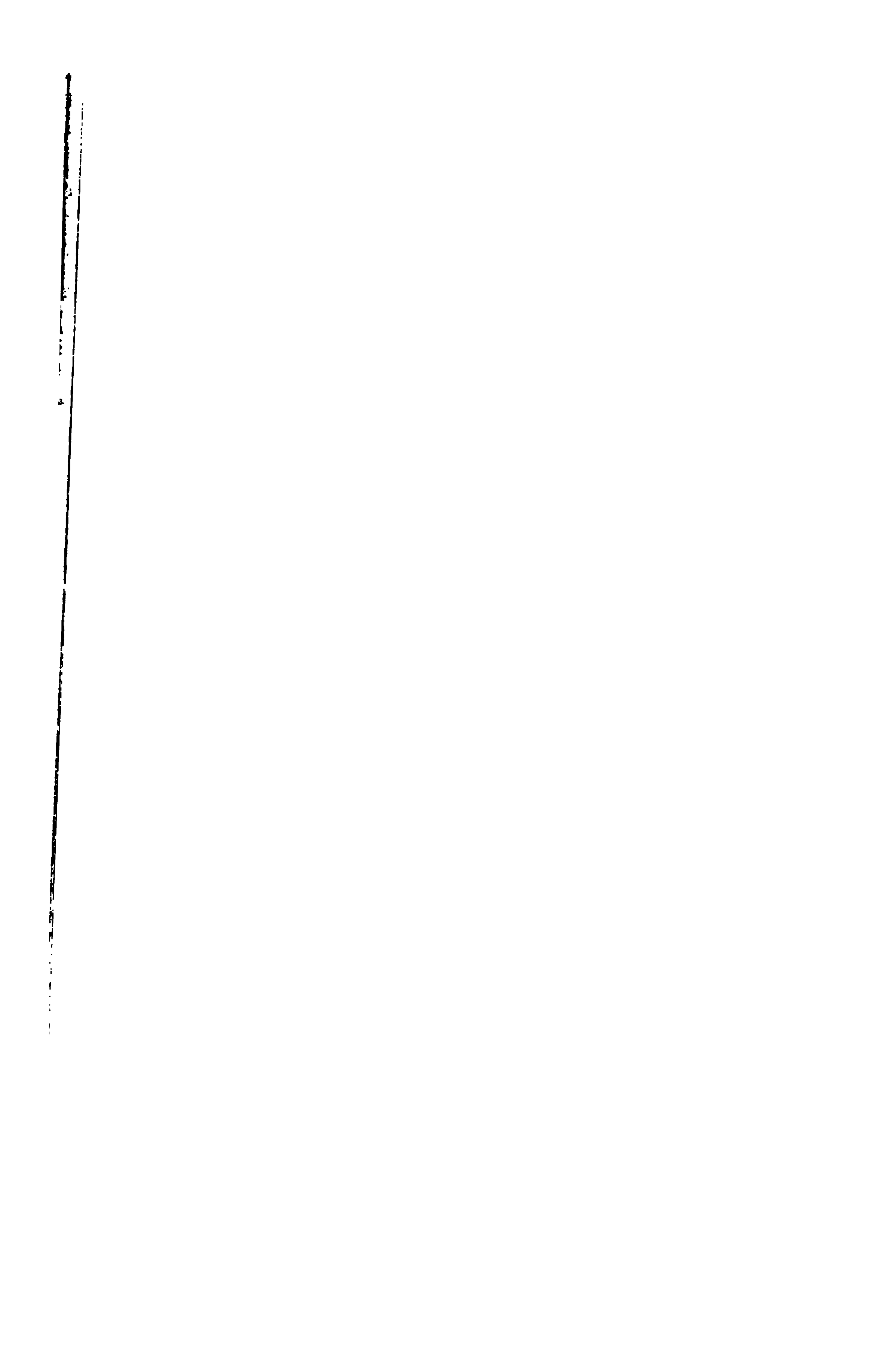
Die Heilige Katharina und die Heilige Agnes.

Nach M. van Eyck.

Die Heilige Katharina von Alexandrien (links) mit Rad und Schwert — den Marterwerkzeugen, mit denen sie unter Maximian II. (dessen Bild links unten) hingerichtet wurde. Rechts die Heilige Agnes mit dem Lamm als Symbol der Unschuld. In der Linken hält sie das Buch der Weisheit, mit der Rechten reicht sie der Heiligen Katharina den Ring, der die beiden als Bräute Jesu Christi kennzeichnet.

Nach Paul Lacroix, Les Arts au Moyen-Age, 3e éd. Paris 1873.







Glockenturm des Domes von Florenz.

schaftliche Partei in dem ungeheuren herannahenden Kampfe.

Im stillen waren Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen Umwälzung in verschiedenen Richtungen gemacht worden. Die fünf Denkschriften des Kardinals Alliacus „Über die Konkordanz der Astronomie mit der Theologie" zeigen die Wendung, welche das Denken nahm. Sein „Imago Mundi" ward im Jahre 1460 herausgegeben. Im Dom von Florenz selbst hatte Toscanelli (1468) seinen berühmten Gnomon errichtet, indem — bedeutungsvolles Omen — ein Sonnenstrahl durch eine Kupferplatte in die Laterne der Kuppel zugelassen wurde.

Bevor die heliozentrische Theorie entwickelt und dahin gebracht werden konnte, eine deutliche Erklärung des Sonnensystems zu liefern, was offenbar der erste Schritt zu richtigen Ansichten des Universums ist, war es nötig, daß die Wissenschaft der Mechanik bedeutend verbessert — ja man könnte sagen, geschaffen würde; denn während jener traurigen Zeiten, die der Errichtung der byzantinischen Macht folgten, war nichts zur Erlangung rich-

tigerer Ansichten entweder in Statik oder Dynamik geschehen. Es war unmöglich, daß Europa aus seinen niedrigeren Ständen Leute hervorbringen konnte, fähig, da anzufangen, wo Archimedes aufgehört hatte. Es hatte dafür das Herannahen eines neuen Zeitalters abzuwarten.

Der Mann von Fähigkeit kam endlich. Lionardo da Vinci wurde 1452 n. Chr. geboren. Der Geschichtschreiber Hallam bemerkt, indem er einige seiner Werke aufzählt: „Sein Wissen war fast übernatürlich.“ Mit ihm endete das Denken und Schaffen des vergangenen Zeitalters.

Das Leben im späteren Mittelalter.

Eine Geschichtschreibung, die nur bei den Schattenseiten des Lebens verweilt, ist ebenso unwahr, wie eine solche, die romantischen Schimmer über ferne Zeiten breitet und Tugenden hervorhebt, die der eigenen Generation als Beispiel dienen sollen. Im gotischen Zeitalter wohnt das Gute nahe dem Wilden, Unkultivierten, das Schlechte neben dem Edlen und Hervorragenden, der Durchschnitt nähert sich beiden im Gleichmaß des Alltags. Die Lebensverhältnisse sind immer noch einfach wie im romanischen Mittelalter; aber es bieten schon drei Lebenskreise Gelegenheit zur Entwicklung eigentümlicher Anlage und Charaktere, der des städtischen Bürgers, des Dienstmanns und des Handwerkers. Darüber stehen Ritter und Fürsten, nebenher bewegen sich frei die Fahrenden.



Trachtenbild aus dem 16. Jahrhundert.
Nach einem Augsburger Flugblatt der Zeit.

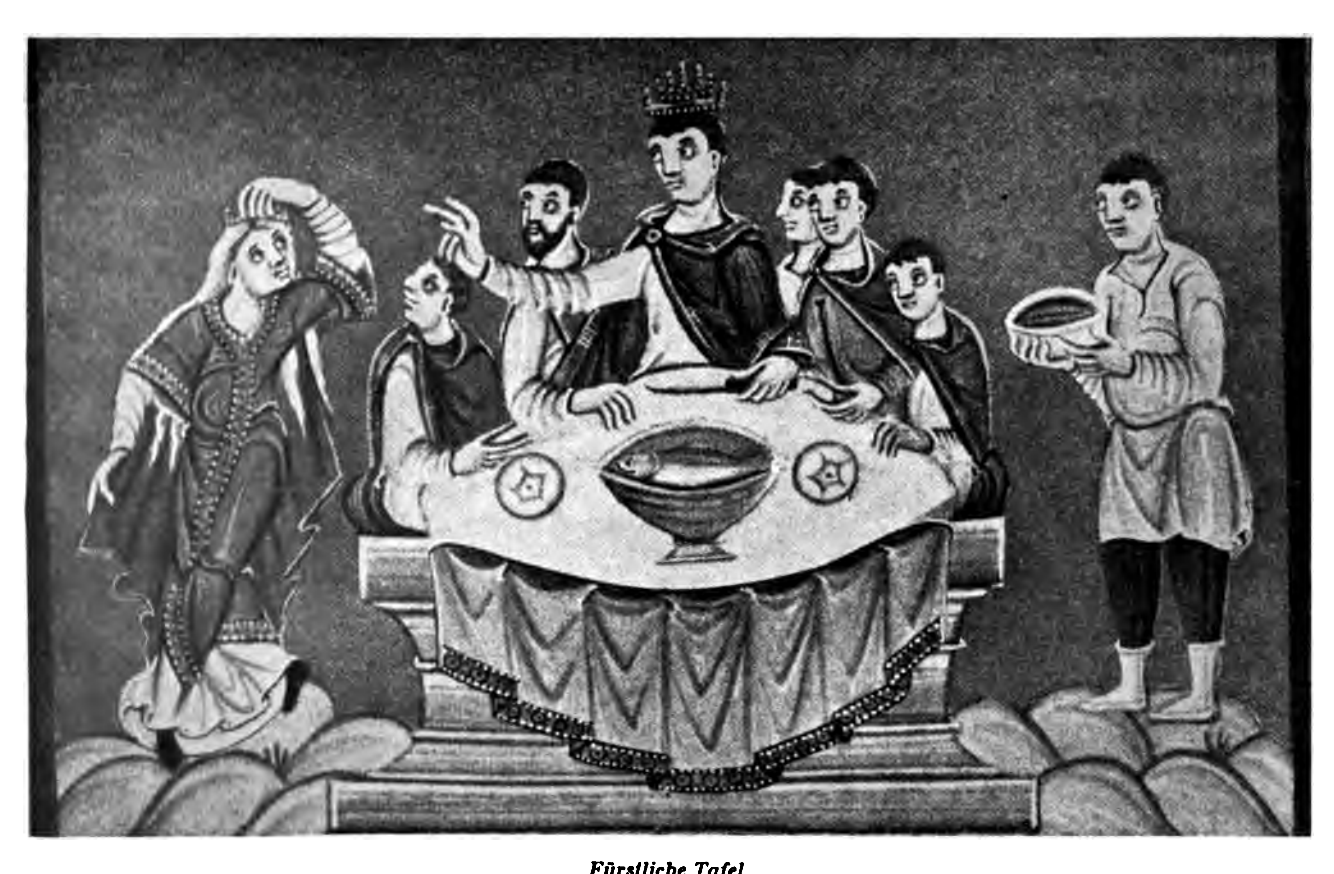
Die Stellung des städtischen Bürgers war in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene. Von der Höhe, zu welcher deutsche Städte aufstiegen, spricht die Dichtung der gotischen Jahrhunderte, die ritterlichen Minnesänger schwiegen, der Meistergesang richtete sich ein, und die gelehrte Welt rang nach neuer Erkenntnis, unterstützt von dem Wohlwollen reicher Bürger und hochgesinnter Städteverwaltungen. Wenn der Meistersang auch handwerksmäßig trocken nach regelrechter Tabulatur erklang, er hatte die gute Folge, daß Arbeit und Alltag mit sinn-



Kopfputz im 15. Jahrhundert.
Nach dem Bildnis der Beatrice, Gräfin von Arundel, in der Kirche zu Arundel.

vollen Sprüchen und Liedern umgeben wurden, die das Gemüt auf Jahrhunderte anheimelten.

Wichtig war in politisch-kultureller Beziehung der Kampf des Patriziats — der eingesessenen reichen Geschlechter, zumeist Handelsherren und große Kaufleute — mit dem aufstrebenden Handwerk, dem Kleinbürger, der das Recht begehrte, im öffentlichen Leben gleichberechtigt mitzuwirken. Es kam zu Streitigkeiten, sozialen Kämpfen, bei denen schon bitterer Haß in Flammen aufschlug; man vertrug sich nach mühseligen Unterhandlungen, bei denen weitgereiste Kaufherren und Handwerker durch ihre Menschenkenntnis vermittelten, und schloß sich zusammen, wenn es galt, vom Kaiser neue Privilegien für die Stadt zu gewinnen. Nach diesen beiden Richtungen suchte das öffentliche Leben seine dramatische Spannung in einer Zeit, die keine Sorge um das tägliche Brot kannte, denn Handel und Handwerk warfen reichen Gewinn ab, und die Vornehmen sparten nicht. Ihre Feste, ihr behäbiger Alltag setzte nicht nur zahlreiches Gefolge in Arbeit, sie gaben den Künsten, dem Handwerk und Handel reichen Verdienst. Gute Pfründen ermöglichten den Welt-



Fürstliche Tafel.
Aus dem Evangeliar Ottos III. (11. Jahrhundert.)

geistlichen ein sorgenfreies Leben, so daß jüngere Söhne des Patriziats ebenso wie des Landadels und der Fürstenhäuser sie als Sinekuren erstrebten und der Volkswitz aller Länder sich gern mit ihrer üppigen Behaglichkeit abgab. Die „carmina burana" der fahrenden Scholaren sind voll davon. So brauchte der Neubau irgendeines Münsters, dessen Arbeit ins Stocken geraten war, Geld zu seiner Vollendung. Das erwähnte der Pfarrer in seiner Predigt und fügte hinzu, er wäre wohl für jede Gabe dankbar, nur von ungetreuen Weibern nehme er keinen Pfennig an. Da strömten die Frauen in Scharen herbei und opferten reichlich. Im Predigtgottesdienst saßen die Kirchenbesucher noch vielfach auf dem Boden. War es kalt, wurde er mit Stroh oder Blättern bestreut, manche Frauen nahmen Schemel mit, würdige Männer blieben stehen, wie es eine Zeichnung in Holbeins Totentanz schildert. Die Predigt war Zeitung, war Unterhaltung; sie sollte nicht nur Erhebung und Mahnung zur Buße bringen. Nachsichtige und milde Geistliche, die das Recht heiter-üppigen Lebens anerkannten, waren beliebt, das ewige „Kriegen", wie man die Bußpredigt nannte, mochte niemand leiden. Zu Ende der gotischen Zeit, als die Frührenaissance schon in den südlichen Kulturländern einsetzte, schildert Erasmus die damalige städtische Zuhörerschaft: „Behandelt der Redner seinen Stoff ernsthaft, so gähnt, hustet, schneuzt und schläft alles, man langweilt sich; wenn dagegen das Geschrei — ja so, ich wollte sagen der Vortrag — durch eine alte Leier von Geschichten aufgeheitert wird, dann wacht und richtet man sich auf, überall Aufmerksamkeit, die Augen offen und der Mund aufgesperrt."

Man ging geputzt — mit dem Neuesten und Reichsten, was man hatte, angetan — zum sonntäglichen Hochamt; die Behäbigkeit einer satten Zeit leuchtete auf Sammet und Seide, die Sonne funkelte auf Gold- und Silberketten, wie blankgescheuert glänzten die Gesichter, denn alle kamen reinlich und gebadet ins Gotteshaus. Die Musik der neuen Orgel lud feierlich die Gemeinde, zum Eingang spielte sie ernst erhabene Weisen, und lustig setzten ihre Pfeifen ein, wenn die Andächtigen das Kirchenschiff verließen. Weil man seinen ganzen Reichtum zeigen wollte und sich von Lieblingstieren nicht gern trennte, da ja das ganze Hauswesen zur Kirche zog, sah man in mancher Stadt die edlen Herren mit ihrem Jagdgefolge erscheinen. Geiler von Kaisersberg erzählt, daß in der Kirchweihwoche die Leute sich um Fässer lagerten und sogar Tänze in der Kirche aufführten. An Werktagen gab der „Ammeister" darin Audienz und sprach Recht, in

der Vorhalle handelten Käufer und Verkäufer, wie im Tempel von Jerusalem. „Es sind etliche, die, wenn sie in die Kirche gehen wollen“, berichtet Geiler, „sich stellen, als gehen sie beizen oder jagen, und nehmen die Vögel mit den Schellen auf die Hand und einen Haufen Hunde, so klingeln die Schellen und beißen die Hund aneinander und wird der Praedikant geirrt und hört man





Mittelalterliches Gastmahl.
Miniatur aus dem 15. Jahrhundert. Paris.

nicht, was man im Chor singt, und können die Leute nicht beten.“

Die Macht der kirchlichen Rügen und Strafen war gebrochen, in Deutschland und Frankreich hatten die Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht die Begriffe verwirrt. „Man schlug den Bann des Papstes in den Wind“, und die allzu zahlreich erfolgten Exkommunikationen hatten deshalb an Bedeutung eingebüßt, sie verloren ihren Einfluß auf die gesellschaftliche Stellung, denn — wie Thomas Murner dem Bischof sagt — „Fast um drei Haselnüsse verkündet ihr den Bann im Land.“ In den französischen Novellen des 14. Jahrhunderts ist diese Sitte durch eine lustige Verballhornung verspottet: „Ich exkommuniziere die Alte, die sich bespiegelt und den Reichen, der allein ißt. Nach reiflicher Überlegung die arme Frau, die nicht spinnt, den Knappen, der das Turnier flieht, den Ritter, der die Liebe eines Mädchens verschmäht, den Mann, der seine junge Frau ein-

sperrt . . ., den Edelmann, der sein Tor den Spielleuten verschließt. Ich exkommuniziere einen Spieler, der beim Würfeln nicht Rock und Mantel läßt, einen Gaukler, der nicht lügt, einen Mönch, der die Tafel nicht liebt, einen Prozessierenden, der sich keinen Meineid getraut. Ich exkommuniziere endlich alle Diebe und Betrüger mit Ausnahme der Dirnen und Zuhälter, mögen sie alle Tage Kränze von Rosen und Blumen tragen."

In den Jahrhunderten des späteren Mittelalters waren Spott und derber Witz von der Taverne bis zur Fürstentafel, vom Markt bis zur Kanzel weidlich im Schwang, und keine Würde, kein Beruf war sicher davor. Der Spott ist, gut gehandhabt, ein gewaltiger Erzieher; er führt die Kultur über die Hecken des Veralteten und Lächerlichen und macht, daß sie umkehrt, wo sich ein Irrweg geöffnet. Richter und Ärzte können ein Lied davon singen. Hugo von Montfort, der vornehme Dichter des 14. Jahrhunderts, dessen Reden und Briefe mancherlei Einblick in das persönliche und öffentliche Leben gewähren, erzählt, daß er einmal von einem Beinhaus geträumt habe. Da seien die Leichen aufgestanden, und es sei ein greulicher Rumor gewesen. Ein Richter darunter klagte besonders laut, daß er für die Ewigkeit



Wallfahrt der Tänzer von St. Guy zur Kirche des heiligen Willibrod in Epternacht bei Luxemburg.
Nach einer Zeichnung von P. Breughel.

verloren sei, weil er „seinen Mut nicht zu gerechten Dingen geleitet habe“.

„Die Logik trieb ich als ein Dieb.
Um Gut war keiner mir zu lieb.“

In einem andern Gedicht begegnet ein Richter dem Teufel und fragt ihn, was für ein Gewerbe ihn zur Stadt führe. „Ich will



Christine von Pisa an ihrem Schreibtisch.
Nach einer Miniatur aus dem 15. Jahrhundert. Brüssel.

holen“, antwortet der Teufel, „was man mir ernsthaft gibt.“ Voll Neugierde begleitet ihn der Richter, und beide hören oft auf der Straße und dem Markt, im Wirtshaus und im Palast: „Der Teufel hol's!“ oder „Zum Teufel damit!“ Aber keinem ist es ernst, und schon will der Teufel sein Bemühen aufgeben, da kommt ein altes Weib des Weges, das jener Richter an den Bettelstab gebracht, indem er ihm die einzige Kuh wegnahm. Als die Frau den Richter sieht, wünscht sie ihn zum Teufel. Und diesmal ist es ernst; der Richter wird vom Teufel zur Hölle gerissen.

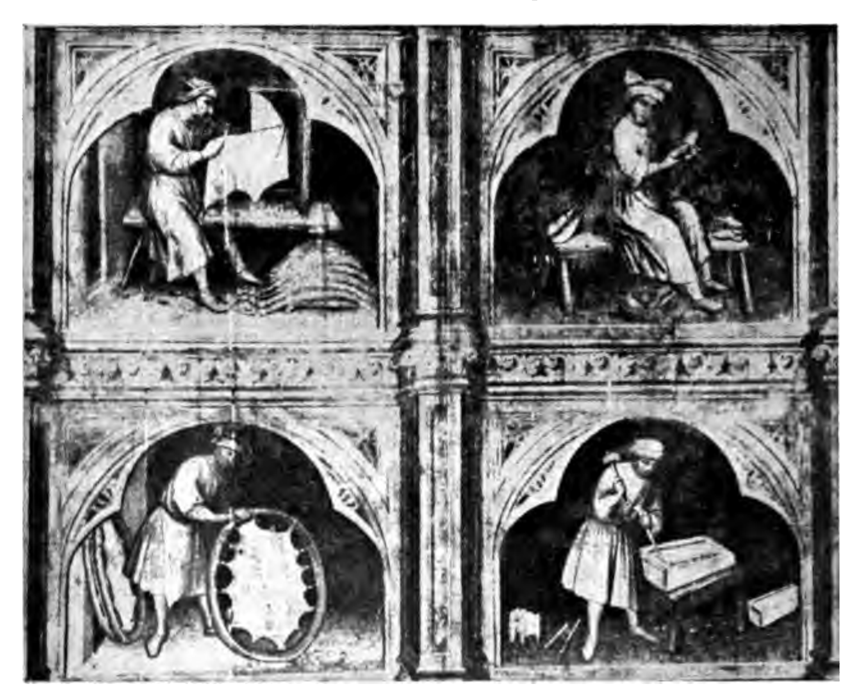
Auch der fromme Hugo von Trimberg, der um 1300 in seinem

vielgelesenen Gedicht „Der Renner“ die sieben Todsünden abhandelte, geht schlecht mit den Juristen um. Er nennt sie Judisten, „denn Judas teilt Judisten mit seines Namens einen Teil nach Freundessitte“ und sagt, sie nehmen größeren „Gesuch“ (Anteil oder Zins) als die Juden und größeren Fluch; sie rauben manchem Gut und Ehr', zertrennen Recht und Vertrag, sie brechen Treue und Eid, die Spötter aber sagten allgemein, die Juristen glichen dem Zünglein der Waage, das sich nach der Schale lenkt, die am schwersten ist. Die Zimmerische Chronik, die Sagen, Gewohnheiten, Kulturschilderungen noch aus mündlichen Berichten zusammenfaßt — sie ist im 16. Jahrhundert geschrieben —, drückt die Volksmeinung der gotischen Leute treffend in dem Wort aus: „Der Juristen Buch und der Verleiher Gesuch (Zins), dazu des Kaisers Kanzlei, machen ein groß Gewirr.“ So steht am Anfang der neuzeitlichen Finanzwirtschaft, der Bureaukratie und des Schwindels, der mit dem Recht getrieben wird, ein markanter Satz, der den Gang der Dinge auf Jahrhunderte zeichnet.

Im 14. und 15. Jahrhundert verwirrten geldhungrige Richter und Anwälte, kassenleere Regierungen, in deren Amtsstuben aufgestapelte Akten ihr Unwesen trieben, Erbschaftsprozesse, Grenzstreitigkeiten, Besitzteilungen und ähnliche Dinge, „damit aus dem Sächle werd' ein Sach' und einem Runsli (Rinnsal) werd' ein Bach“, wie im Narrenschiff Sebastian Brants zu lesen ist. Das war nicht anders in den Ländern, die der kaiserlichen Gewalt unterstanden, wie in jenen des Königs von Frankreich, denn zu Ende des Mittelalters beschrieb Rabelais, daß Gerichtsdiener, Gerichtsboten, Rabulisten, Anwälte und Richter die Börsen der Parteien aussaugen und den Prozeß erst richtig erschaffen. Und der englische Dichter Chaucer, der einen guten, einen gerechten Richter seinen Lesern vorstellt, beendet die Geschichte von diesem würdevollen, angesehenen und klugen Mann mit dem Nachsatz: „Aber er sah es über Gebühr ab auf Geld und Gut als Lohn seiner Weisheit.“

Chaucer, dessen Erzählungen von den Sitten des gesamten kultivierten Europa berichten, weiß von Ärzten ebenso wie von Richtern Kunde zu geben und findet, daß beide an der gleichen Geldgier, der Zeitkrankheit des Jahrhunderts, leiden. Bei der Erwähnung eines Arztes des 14. Jahrhunderts sagt er: „Er kannte die Schriften aller fremden Ärzte, Dioskorides, Rufus, Hippokrates, Hali und Gallien, Serapion, Rasios und Avicenna. In Trank und Speise hielt er Maß und Ziel und nahm nur leicht verdauliche Nahrung. Die Bibel war sein Studium nicht. Gold liebte er

vor allem, denn Gold ist in der Natur eine Herzstärkung (a cordial)." Das war in England so wie in Frankreich und Deutschland, wo Thomas Murner vom Besuch eines Arztes meint, bevor der Medikus schaue, wo die Krankheit sitzt, sehe er nach, wo der Geldbeutel hängt und ob dessen Bauch geschwollen sei.



Mittelalterliche Handwerker.
Links: Gerber und Kürschner, rechts: Schuhmacher und Tischler.
Nach venezianischen Darstellungen.

Das sind die Schattenseiten einer Zeit, deren sozialpolitischer Herrscher der Reichtum ist. Daß aber, jedenfalls durch diesen ziemlich allgemeinen Reichtum bedingt, die Ärzte für eine gewisse Hygiene sorgten und sorgen konnten, geht aus mancherlei Regeln hervor, die in verschiedenen medizinischen Schriften zerstreut sind. Dr. Georg Grupp hat in dem Band „Ideen und Gesetze der Geschichte" eine Auslese gegeben, der die folgenden Sprüche des „Brautexamens" und mehrere Anregungen für diesen Abschnitt entnommen wurden: „Vor allem soll man für gute Luft sorgen, die weder zu kalt noch zu heiß ist. Die Luft sei auch den Schlafenden gut, und es tauge nichts, daß viele an Orten schlafen, wo keine Luft hinkommt. ... Gegen den

scharfen Wind soll man sich mit Seide, Leinen oder Baumwolle bekleiden. Beim Essen komme das Zarteste zuerst und das Gröbste zuletzt; man soll vor dem Essen weiches Obst, nach Tisch aber härtere Früchte genießen, damit sie die Speisen hinabdrücken.“



Paradebett mit Baldachin.
Nach einer Miniatur aus dem 14. Jahrhundert. Paris.

Daß im 14. Jahrhundert die Reinlichkeit und die Sitte, selbst in den Dörfern fast jede Woche das Bad zu heizen, aufhörte, war wohl durch die Verbreitung ansteckender Krankheiten bedingt, denn der sorgsame Arzt setzt seine hygienischen Ratschläge fort, „einmal in der Woche oder wenigstens im Monat müsse das Haupt, öfters aber die Füße gewaschen werden“. Ungeziefer gab es viel, wie aus Satiren und ernsten Schriften zu lesen ist.

Als der Schweizer Thomas Platter aus Wallis nach Breslau wanderte und wieder zurück, dem neuen Bildungshunger ent-

sprechend, der allzuviele unter die fahrenden Scholaren gehen hieß, trat er in den Dienst eines älteren Vaganten und erduldete allerlei Schicksal. Im Alter beschrieb er sein wechselvolles Leben von der behaglichen Warte des reichen, angesehenen Mannes aus und erzählt, wie er als Hirtenjunge zu Hause fortgelaufen sei, und weil er nicht lesen konnte, sich als 18jähriger „unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter ihre Küchlein setzen mußte", wie er habe betteln müssen, und daß in Breslau mit ihm zusammen „mehrere Tausend gewesen seien, welche alle von Almosen lebten". Die Fahrenden wurden zu einer Landplage um die Wende des 15. Jahrhunderts. Es war so unsauber in ihren Herbergen und sonstigen Unterkünften, daß sie sich im Winter auf den Herd legten, wenn sie dort Platz fanden, und im Sommer im Kirchhof auf zusammengetragenes Heu. „Bin auch oftmals", schrieb Platter, „hinaus ans Wasser gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, hab's an eine Staude gehängt und getrocknet und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Ungeziefer darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuzlein darauf gesteckt." In den Schulen, die Platter besuchte, saßen die Schüler auf dem Estrich, bekamen eine Tracht Prügel, wenn das Auswendiglernen nicht flott vor sich ging, und wurden in der Grammatik unterwiesen und in der Heiligengeschichte, die aber schon zu allerlei Glossen Anlaß gab.

Nicht nur von den Fahrenden, die oft in ganzen Zügen wanderten, auch von Handwerksgesellen und abenteuernden Rittern, die mit Gefolge von Turnier zu Turnier zogen, waren die Landstraßen gefüllt. Sie scheinen in den friedlichen Zeiten besser geworden zu sein; die reichen Bauern sorgten für den Verkehr, und die Städte liebten, daß die Warenzüge zwischen Süd und Nord, Ost und West bei ihnen Rast machten. Die Wanderburschen der Handwerke und des Wissens benutzten sie aber mit desto größerer Fröhlichkeit, je besser sie waren und je mehr reiche Gehöfte oder Märkte daran lagen. Dem Wanderburschen gab der Meister manchen Rat mit auf den Weg: „In der Nähe der Stadt wirst du einen Galgen sehen — ein Wahrzeichen fast jedes größeren Ortes —, da sollst du dich nicht freuen und nicht traurig sein, als solltest du daran hangen. Du wirst dann hören die Hämmer klingen und die Schmiede singen, so wird dein Herz anfangen, sich zu freuen, daß du auch ein Stück Brot bekommst. Der Torwart wird dich anrufen, woher des Landes; so nenne dich nicht weit her, sondern sag das nächste Dorf, wo du die Nacht gelegen

hast.“ Die Meister nahmen sich der Gesellen ihres Handwerks an, sie verdienten reichlich und konnten Gastfreundschaft üben.

Chaucer läßt Weber, Färber, Tapezierer und andere Handwerker auftreten und sagt von ihnen: „Ein jeder trägt des gutgestellten Bürgers Miene, als ob er im Gildenhaus säße, und jedem sah man so viel gesunden Menschenverstand an, daß man ihn zum Vorstand hätte wählen können. Geld haben sie genug.



Handwerksleute des 14. Jahrhunderts.
Nach einer Handschrift der
Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel.

Ihre Frauen hängen Mäntel um nach fürstlichem Schnitt, sie halten sich Köche, Geflügel und große Braten zu dressieren, Marzipan, Pasteten und Torten zu machen und das Bier im Hause zu brauen.“ Dieser Einblick in eine bürgerliche Haushaltung gilt auch für deutsche und französische Städte und mag noch für Flandern und Italien eine Steigerung in bezug auf „gutes Leben“ erfahren. Der Zustand wird nur unterbrochen, wo staatliche Mißwirtschaft störend eingreift, wie im Streit zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen von Österreich, im schwäbischen Städtekrieg, in den Kämpfen des englisch-französischen Streites, die Aufstände in Paris verursachen, und in lokalen Wirren zwischen beutelustigen Nachbarn. Doch überall herrscht die Tendenz des Wirtschaftslebens, Schäden auszubessern und fortschreitend Vorteile zu erringen. Diese Tendenz setzt sich durch in der Goldenen Bulle, die so heißt nach den goldenen Kapseln ihrer Siegel und die durch ein Reichsgrundgesetz die Ordnung in deutschen Landen zu gewähren verspricht. Sie setzt

sich weiter durch, wenn auch mit langsamem, oft unterbrochenem Erfolg durch die „Ligue du bien public“ in Frankreich, deren Bestreben dahin ging, den drohenden Absolutismus zu verhindern. Sie lebt auf in Venedigs großem Machtbewußtsein und wirkt überall kulturfördernd, wo der Handel gedeiht, die Kunst



Mittelalterlicher Schmied.
Skulptur am Dogenpalast in Venedig.

und das Handwerk mehr Aufträge bekommen, als ihre Hände schaffen können.

Es ist bekannt, wie dadurch die italienischen Städte und die freien Reichsstädte in Deutschland, die nordischen und spanischen Handelsmetropolen in Blüte kamen. Wir wissen durch Villani, daß in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Einnahmen der Stadt Florenz 300 000 Goldgulden betrugen, also mehr als das ganze englische Reich unter Königin Elisabeth einnahm. Die Wollweberei beschäftigte 200 Werkstätten mit 30 000 Arbeitern, und ähnlich war es in Augsburg, wo die Leinweberei blühte, in Flandern, wo die großen Kaufleute „mit Biberhut und Gabelbart“ feierlich in den auswärtigen Kontoren erschienen, ihren Gewinn einzuheimsen.

Auf ihrer Höhe angelangt, stellt die mittelalterliche Kultur

einen geschlossenen Zeitabschnitt dar, der sich im weitausgedehnten Welthandel, im organisierten Handwerk, im geordneten Goldverkehr, dessen Entwicklung allerdings unter staatlicher Falschmünzerei leidet, im ersten Knospenansatz von Kunst und Wissenschaft dokumentiert und seinen herrlichen symbolischen Ausdruck in den machtvoll aufwärtsstrebenden Domen findet. „Das Leben war, wie sein Baustil an einer Fülle von Details, reich an Symbolen und Zeremonien, die in gemessenen Formen den warmen Inhalt der Treue und des Vertrauens, der Liebe und des Hasses bargen“ (Grupp).

Daß die soziale Frage in den Städten ihre Zweifel aufwarf, Wünsche erzeugte und alte Bindungen obsolet werden ließ, lag natürlich begründet im Zuge der Zeit, denn Reichtum erweckt überall und immer den Wunsch, daran teilzunehmen und namentlich die Rechte der Reichen mitzugenießen. Wo Gewinn entsteht, beginnt die Furcht vor Ausbeutung, diese führt zur Agitation, und Gegensätze, denen das Wort der Hetzer schmeichelt, vertiefen sich leicht. Aus der Literatur des Mittelalters spricht das Volk zu späteren Geschlechtern weit deutlicher, als es im Altertum, in Byzanz und in der romanischen Ritterdichtung geschehen. Sein geheimstes Denken und Fühlen werden offenbar, seine Wünsche und Bedürfnisse deutlich in Urkunden, in Liedern, in Streitschriften und Briefen. Der wirtschaftliche Erfolg brachte das arbeitende Volk zu Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, die Erkenntnis wurde lebendig, daß kein Mensch bloß Mittel für die Zwecke eines anderen sei, und schlug das alte Verhältnis von Lehnsherrn und Lehnsmann, von Ritter und Hörigem, von Bürger und Arbeiter in Stücke. Nun wollte jeder selbst leben, da er sah, wie gut die Herren lebten, und diese Stimmung wurde so allgemein, daß Aufruhr in die sichere Behäbigkeit kam.

Durch den wachsenden Handelsverkehr, durch die Fahrenden hörte auch der Bauer solch neue Mär, und er lernte mit Unbehagen die Schlösser seiner Herren zu betrachten. Denn er war Höriger, sei es unter Ritter, Bischof oder Abt. Erst dumpf im Gespräch, dann laut von einem Ort zum anderen getragen, später, als die Leute lesen lernten, in Sendschreiben aller Art gedrängt, dämmerte auf dem Land die Ahnung von Menschenrechten, wie sie in Zunft und Gilde laut wurde, und Klagen über den Druck von Adel und Kirche, von Stadtregiment und Meistern erhoben sich, ohne daß die Lasten größer gewesen wären als vorher und nachher. Diese Klagestimmen haben weniger objektiven als subjektiven Wert, „insofern sie Zeugnis geben von dem erwachen-





Lehnswesen.

Oben: Lehnsgericht. Mitte und unten rechts: Aufforderung zur Heeresfolge.
Unten links: Kampfszene. (Aus dem Sachsenspiegel.)

den Freiheitsgefühl der Zeit". Im „Roman de la Rose" gab der Dichter einer bäuerlichen Stimme Ausdruck, indem er schrieb: „Die Herren fügen uns nur Übles zu, sagen die Bauern, und wir können von ihnen kein Recht erlangen; sie haben alles, sie nehmen alles, sie essen alles und lassen uns in Armut leben. Jeder Tag ist voll Mühe, wir haben keine Stunde Ruhe, so viel Dienste und Frohne, so viel Steuern und Pflichten, so viel Gerichtsherren und Amtsleute gibt es", und Benoit de St. Maure ging schon weiter und näherte sich den Aufstandsgelüsten, die dann in der Jacquerie, im Bauernkrieg und bei den englischen Lollarden (den Anhängern Wiclifs) zur Tat wurden: „Warum lassen wir uns also behandeln", läßt St. Maure die Bauern ausrufen. „Entziehen wir uns der Gewalt, wir sind Menschen wie die Herren, wir haben die gleichen Arme und Beine, die gleiche Kraft und sind hundert gegen einen. Halten wir zusammen, und niemand wird eine Herrschaft über sich haben. Wir können Bäume fällen, das Wild jagen und die Fische fangen. Wir können im Wald, auf der Wiese und dem Wasser machen, was wir wollen."

Daß dieser neue Freiheitsdurst, der in Frankreich zuerst brennend wurde, wo Not herrschte, noch lange nicht in Deutschland und England zu Wort kam, sieht man bei Chaucer und Neidhart von Reuenthal. Nach den Darstellungen beider Zeitgenossen herrschte ein großer Wohlstand, viel Behaglichkeit und Frohsinn unter der Bauernschaft. In der Manesseschen Liederhandschrift ist Neidhart, den Rosenkranz auf den jugendlichen Locken, unter fröhlichen, mit dem Kurzschwert bewaffneten Bauern dargestellt; er verkehrte freundschaftlich mit ihnen, in seinen Gedichten führt er den Leser in Kammer und Stube der Dorfleute, auf die Maienwiese und den Tanzboden im Winter. Es sind süddeutsche Bauern, die der Dichter schildert, teils idyllisch, teils komisch gesehen. Seine losen Streiche gingen in die Legende über und ließen ihn als eine Art Hofnarr Ottos des Fröhlichen von Österreich erscheinen. Er galt für einen Zechgenossen des Pfaffen von Kalenberg, und alle Schwänke, die unter Bauern spielten, nannte man Neidharte, ob er sie geschrieben oder nicht. Nach dem Volksbuch soll er um 1334 gestorben sein (in Wirklichkeit wohl früher). „Als die Geigen schwiegen", sagt er von einem Bauerntanz, „ward um die Zeche ein Rundgesang gemacht, und durch die Fenster ging der Schall." Der Dorftölpel versuchte das Kunststück, mit einem vollen Becher auf dem Kopf durch das Zimmer zu schleifen, und Neidhart freute



Trachten ländlicher Arbeiter.
Echternacher Evangeliar, Gotha, 11. Jahrhundert.

sich, wenn das Gefäß abfiel und der Wein auf den Boden lief. Er riet den „Govenanz“, das ist ein Zusammenkommen für Tanz und Sang, „am Feiertag in die große Stube des Megenwart zu legen und um den Schragen zu tanzen“, den Auftritt der Spielleute.



Marktbauern aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Nach Dürer.

„Hüte dich vor der Wiege!“ ruft die Mutter der allzu tanzlustigen Tochter zu, sucht sie aufzuhalten mit Rechen, Rocken und Zwick oder schließt die Kammer ab, in der die Truhe mit dem Festgewand steht. „Schließ nur schnell das Gadem auf“, fleht die Tochter (den oberen Stock) und erweicht endlich die strenge Bäuerin; einen Kranz im Haar und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel an der Seite, eilt das Mädchen „im weißen Kittel“ auf den Anger. Dort trifft sie die Burschen im Wams mit bunten Knöpfen. Die reicheren tragen Schnallen am Schuh, schwarze Hosen und rote Hüte, die Spitze des umgeschnallten Schwerts reicht bis zur Ferse. Auf dem Anger ist großes Leben, lange Reihen treten an zum Tanz, wenn der Spielmann da ist, sonst wird Ball geschlagen. Kommt ein Sänger, dessen Tanzlied gut den Reigen lenkt, so ruft ihm einer das



Ländliche Arbeiten des 13. Jahrhunderts.
Miniaturen aus dem Sachsenspiegel, Dresdner Handschrift.

Scherzwort zu: „Sing eins, du golden Huhn; ich geb dir Weizen.“ Und der Sänger bringt neue Weisen, wie sie Ulrich von Liechtenstein und andere im sangesfrohen Land ersannen. Kommt es zum Streit um ein Mädchen, um einen Ball, um einen Tanzpreis, dann kreischen die Weiber auf, die Männer heben in gewaltiger Faust den Dreschflegel, und die Pflugräute dient zum Dreinschlagen; es ist nicht so schlimm, wie es ausschaut, meint der



Tanzender Bauernknecht und Magd.

Dichter. Einen gotischen Bauerntanz, plump und lustig, hat Holbein gezeichnet; Dürer, Schäuffelin, Aldengrever haben Rauferei und Tanz mit ihrem Stift festgehalten, es war die jahrhundertealte Sitte, die aus solchen Blättern spricht.

Im 13. und 14. Jahrhundert erfreute sich der reiche Bauer gern an ritterlichen Übungen, suchte, wenn's anging, den Ritter zu spielen und machte Ernst damit, wenn er, abenteuerlich gesinnt und gut gewachsen, sein Glück versuchen wollte. Er wurde Ritter auf ehrlichem oder unehrlichem Wege, wie's gerade kam. Von solchen Dingen gibt Wernher, der Gartenaere (Gärtner) eine lebendige Schilderung, aus der sich der große Wechsel im Rittertum erkennen läßt. Um 1250 schrieb der Gärtner die Geschichte des reichen Bauernsohnes Helmbrecht, ein wahres Ereignis seiner Tage, das die sozialen Schäden des ungesund aufstrebenden Bauernstandes und des Niederganges der Ritterschaft zeigt. „Als ich ein Knabe war“, erzählt Meier Helmbrecht seinem Sohn, „ging ich mit Käs' und Eiern zu Hof. Damals waren die Ritter

von anderer Art, höflich und von guten Sitten. Sie verstanden sich nicht auf Schalkheit, sie buhurdierten noch, die eine Schar hin, die andere Schar her. Es fuhr dieser, es fuhr der, als wollt' er einen stoßen. Dann traten sie einen Tanz mit edlem Gesang. Kam ein Spielmann mit seiner Geige, dann standen die Frauen



Französischer Bauer des 15. Jahrhunderts. Miniatur in einem Totentanz der Nationalbibliothek zu Paris.

auf, die Ritter tänzelten ihnen entgegen und führten sie an der Hand. Wenn das vorbei war, ging einer hin und las von einem Ritter Ernst (ein Ritterroman). Ein anderer schoß mit dem Bogen nach der Scheibe, dieser jagte, jener pürschte. Damals war der schlechteste, welcher jetzt wär' der beste. Der ist jetzt weise, wer ausschweifen und lügen kann. So war die alte Sitte, nun sage mir, Sohn, die neue." Der Junge, der ausgezogen war, Ritter zu werden, und vielerlei erlebt hat, lacht hell auf. Er berichtet: „Jetzt ist Hofbrauch: Trinke, Herr, trinke, trink! Trinkst du das aus, so trink ich das. Früher fand man die werten Leute bei den Frauen, jetzt aber beim feilen Wein. Das ist nun ihre Minne: Schenkin,

füll' den Krug, ein Affe und ein Narr ist, der je seinen Leib abhärmt um ein Weib, statt Wein zu trinken. Der Alten Leben ist nun im Banne und verhaßt wie ein Henker."

Anspielungen auf das Raubrittertum sind nicht mehr selten, in Ritterromanen werden sie häufiger und lassen darauf schließen, daß in weniger kultivierten Gegenden die Straßen von den festen Burgen aus immer unsicherer wurden; nicht nur Räuber und verkommene Kriegsgesellen wegelagerten, sondern es war, wie Jakob de Vitry (im 13. Jahrhundert) von den französischen Rittern schrieb: „Diese Seigneurs können trotz prunkender Namen nicht davon ablassen, auf Raub auszugehen und den Räubern ins Handwerk zu pfuschen. Aus kleinsten Ursachen lassen sie den Armen die Habe pfänden und unterwerfen Unschuldige der Tortur, ihnen das Geld abzupressen. Das alles geschieht, um Wucherschulden zu bezahlen, um Mimen, Jongleurs, Klienten, Komödianten und Schmeichler zu bewirten, wahre Hofhunde, die den Herabgekommenen das Letzte aussaugen." Das waren jene Ritter, die sich nicht in die neue Zeit richtig einstellen konnten, wie es die Italiener taten, sondern es den großen, reichen Bürgern an Lebensgenuß gleichtun wollten, ohne deren Arbeit zu leisten.

Daß es aber auch sehr viele tüchtige Männer und edle Frauen unter ihnen gab, läßt der Dichter immer wieder erkennen. Von einem solchen sagt Chaucer, er sei weise und ehrenwert, aber unansehnlich in seinem Rock aus Parchent und rostigem Panzerhemd dahergekommen. Neben dem Alten schildert er den Sohn, einen jungen „Squire" der anderen Generation: „Ein junger Bursch mit gelocktem Haar, das nachts gut eingebunden wird, stark und flink, mit frischer Gesichtsfarbe. Er trägt einen Kranz von frischen Blumen, weiß und rot, singt gern und spielt Flöte." Sein Rock war kurz, hatte weite, lange Ärmel; natürlich war er ein forscher Reiter. Er konnte Lieder dichten, flott erzählen, auch war er geschickt im Schreiben und Zeichnen. Der Dienstmann des Ritters ging im Waffenrock, trug den Bogen in der Hand, Schwert und Schild umgehängt und im Gurt ein Bündel mit „Pfauenfederpfeilen". Auf seinem Panzer war der heilige Christoph eingraviert.

Ein Ritter, wie ihn Chaucer beschreibt, oder der französische Rosenroman oder Herr Ulrich von Liechtenstein in „Frauendienst", mußte gute Pferde haben und ebenso wie die Reitkunst das Schmiedehandwerk verstehen, um den Beschlag und das Waffenzeug stets in Ordnung zu bringen; er mußte eine gute

Rüstung sowie ein „fürnehmes Kleid“ haben und sich, seine Rosse, seine Knappen unausgesetzt im Training halten, um den Anforderungen, die jeder Tag bringen konnte, gewachsen zu sein. So hat Ulrich, in dessen Art fälschlich sehr oft nur eine Parodie des Rittertums gesehen wurde, mit Recht sagen dürfen: „Nicht bei Tanz und durch Gelage haben wir die Gunst errungen — wir haben gekämpft, haben Taten vollbringen, die Zucht wahren



Italienische Trachten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach Figuren in Ölgemälden jener Zeit.

müssen um der Frauen Gunst willen und um ein Jemand zu werden.“ Über das Interessengebiet eines Ritters klärt er die Nachwelt auf, indem er zuerst „die reinen, süßen Weib“ nennt, dann Speise und Trank, gute Pferde und schöne Kleidung „sowie prächtigen Helmschmuck, die Gnade Gottes, Ehre, Bequemlichkeit und Vermögen“.

Mongoleneinfälle, Mord- und Raubzüge verwilderten in vielen Gegenden das flache Land, die Pest fiel ein in die reichen Städte und raffte einen großen Teil der Bevölkerung hinweg, über das sonnenhelle, üppige Leben der Gotik senkten sich schwere Schatten, erzeugten gedrückte Stimmung und Hysterie besonders da, wo man vorher im Reichtum schwelgen konnte. Aus dieser Hysterie gingen die Geißlerfahrten hervor, Züge fanatisch erregter Männer und Frauen, die sich mit Peitschen und Ruten den entblößten Oberkörper schlugen, schrien und wehklagten in furchtbarer Höllenfurcht. In großen Scharen zogen sie von Italien

bis Dänemark „durch alle Lant“, in Polen gellte ihr Geschrei, in Frankreich und auf den britischen Inseln. Wo sie hinkamen, störten sie alle bürgerliche und kirchliche Ordnung, vernichteten den Frieden der Familien, indem sie dort den Mann und da die Frau mit ihrer Hysterie ansteckten, wenn sie sich bis aufs Blut auf offenem Markte peitschten. Es half nichts, daß die Kirche,



Der Tod des Gottesgelehrten.
Der Teufel sucht in den Schriften des Sterbenden vergebens nach ketzerischen Lehren.
Nach einem Holzschnitt zu Savonarolas Cogitatione della morte.

daß die Städte dagegen einschritten; immer wieder tauchten Geißlerfahrten auf, bis sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts verschwanden. Am schlimmsten, aber auch am nachhaltigsten wirkte der große Flagellantenzug nach Straßburg im Jahre 1349 nach der schweren Pestepidemie in Europa.

Wie eine heilige Raserei erlebten die Völker die Leiden Christi. Die Umwandlung des Gekreuzigten von dem Sieger über Hölle und Tod, wie ihn die europäischen Christen nach dem Vorbilde der Byzantiner sahen, zu dem Schmerzensmann mit verzerrten Gliedern und verbogenem Körper vollzog sich um diese Zeit, wohl infolge des Anblicks gepeinigter Büßer, die Malern und Bildhauern zum Vorwurf dienten. „Vornehme und Geringe, alt und jung, selbst Kinder“, sagt der Chronist, „trieben sich unbekleidet,

nur mit einem Gürtel umschnürt, auf den Straßen umher. Sie verpflichteten sich zu einer Bußzeit von $33^1/_2$ Tagen nach der Anzahl der Lebensjahre des Heilands." Aber gleichzeitig raste eine Tanzwut über die Länder, das Totengerippe im Tanz mit dem Leben kam auf die Fresken an Kirchhofsmauern und in den Gotteshäusern, wo vorher der „gute Hirte" seine Herde geweidet.

Doch trotz Pest und Geißlerunwesens, trotz des makabren Zuges im religiösen Empfinden machten das Handwerk und der Handel unentwegt die größten Fortschritte, wurde die Zeit immer reicher an Werken der Kunst und des schöpferischen Geistes. Dem 13. bis 16. Jahrhundert gehören nicht nur die gotischen Dome, sondern auch die besten Miniatur- und Tafelmalereien an. Im 15. Jahrhundert, als Kunst und Leben aus dem Stamme der Gotik die schönsten Blüten entfalteten, konnte der Philosoph Ficinus mit Recht ausrufen: „Niemand wird bezweifeln, daß dieses Jahrhundert golden ist, wenn er die herrlichen Erfindungen desselben beachtet."

Diese „Erfindungen" lagen in der beginnenden wissenschaftlichen und politischen Erkenntnis, im philosophischen Erfassen des Lebens und in der Wertung irdischer Güter für alle jene, die man bisher nur mit den himmlischen vertröstet hatte. Die dem Menschen zunächstliegenden Gebiete der Kultur bekamen eine vorbereitende Bedeutung für das höhere Kulturleben. Die Sicherung, Erhaltung und Regelung im Wirtschaftswesen, der Sitte und dem Recht bekamen dadurch einen inneren, man könnte sagen, philosophischen Wert, weil sich das Leben mit geistigem Gehalt erfüllte. Die wirtschaftliche Arbeit, die durch den Welthandel, die Kunst und Bauförderung gegen früher ins Ungemessene stieg, verlangte Selbstüberwindung, Ordnungssinn, Mäßigkeit und eine verständige Berechnung, sie schärfte die Beobachtung und die Aufmerksamkeit, sie übte und stärkte die körperliche wie die sittliche Kraft.

Staatsbegriffe wandelten sich und riefen politisch-philosophische Erörterungen hervor, unter denen z. B. das weitwirkende Wort „Das Imperium kommt von Gott und doch zugleich durch die Römer" (Occam) zu nachhaltigem Streit Veranlassung gab. Durch die Gesellschaftsorganisation der gotischen Zeit wurde in manchem Städtewesen und mancher Landherrschaft der antike Grundsatz lebendig, „daß man nur demjenigen Gesetz zu folgen habe, das man sich selbst gibt". Denn an Bestimmung und Beratung gemeinsamer Angelegenheiten, an Gericht und Rüge über

Standesgenossen war jeder einzelne beteiligt. So war es im Hof- und Lehens- wie im Gemeinde- und Stadtrecht bestimmt.

Kirchengesetze, die stets am strengsten gehandhabt wurden, galten als Staatsgesetze, und wie die weltliche Macht, wo sie konnte, den kirchlichen Gehorsam erzwang, so behandelte sie Abtrünnige als Feinde des Staates. Da bekam jede häretische



Ritter, Tod und Teufel.
Nach dem Kupferstich von Albrecht Dürer (1513).

Lehre notwendigerweise einen revolutionären Charakter. Die Katharer und Albigenser z. B., deren Umtrieben die unerbittliche Ketzergesetzgebung in erster Linie galt, waren nicht nur Religionsfeinde, sondern auch die Kommunisten der Zeit. „Hätten sie gesiegt, ein allgemeiner Umsturz, ein Zurücksinken in Barbarei und Zuchtlosigkeit wäre die Folge gewesen" (Döllinger).



Vor dem Richter.
Nach dem „Mittelalterlichen Hausbuche"
(Bilderhandschrift im Germanischen Museum zu Nürnberg).

Das politische Gleichgewicht war durch die „Stände" gegeben, die im 14. Jahrhundert zu Versammlungen einberufen wurden, der Deutsche und der Polnische Reichstag entstanden, die französischen und niederländischen „Generalstaaten", die spanischen Cortes, das Englische Parlament. „Sie bildeten", sagt Guizot, „einen lebendigen Protest gegen die politische Sklaverei und hielten gewisse schützende Grundsätze aufrecht, wie z. B. das Recht, Abgaben zu gewähren." Aber nur in England erreichten sie die ihnen zukommende oder zugedachte Bedeutung, besonders in Verbindung mit dem englischen Freiheitsbrief der „Magna

Charta“ (1215), die den freien Mann nur unter das Urteil von seinesgleichen stellte, öffentliche Gerichte gewährte und „Forst und Wasser“ freigab.

Nach dieser Freiheit von „Forst und Wasser“, mit der vorzüglich die Jagd zusammenhing, strebte im Deutschen Reich und in Frankreich der Bauernstand, seit ihm die gotische Zeit Reichtum und den Wunsch nach ritterlichem Leben gebracht hat. Wo er arm geblieben war, drängte er danach, den Wildschaden und die Treiberarbeit loszuwerden. Im 15. Jahrhundert ergriff den deutschen Bauern allgemeine Unzufriedenheit über seine gesamte Lage, eine Stimmung, die zu den 12 Artikeln führte, wodurch die oberschwäbischen Bauern Abhilfe der wirtschaftlichen und sozialen Mißstände verlangten. Sie wurden im März 1525 in Augsburg gedruckt und über das ganze Reich verbreitet. In Samland, Estland, Livland waren sie ebenso bekannt wie in Brixen und Bozen, vom Böhmerwald bis zu den Vogesen machten die Bauern sie sich zu eigen, mehrfach wurden sie von der Kanzel — wie andere politische Nachrichten — verkündet. Das Reich trug damals noch vollkommen gotischen Charakter, von Humanismus und Renaissance kann man nur in einigen freien Städten und Bischofsitzen reden. Unter anderm verlangten die Bauern die Freiheit von Wasser und Forst, d. i. von Jagd, Vogelfang und Fischerei. Das „göttliche Recht“ dazu wurde aus der Bibel abgeleitet, der Bundschuh — das bäuerliche Feldzeichen — will die Güter der Welt frei und allgemein, wie es im Ersten Buch Mosis steht, „alles dem Menschen zunutz“, und es wurde nur verlangt, „was man früher besessen“ und wie es eine soziale Schrift zu den Zeiten des lustigen Kaisers Sigismund ausgesprochen (1438). Sucht man sich die ausbrechende Wut über die Jagd klarzumachen, die selbst gegen einen beliebten Herrn wie Kaiser Maximilian, den letzten Ritter, aufzüngelte, so muß man sich die Zustände vorstellen. In großer Zahl bedrohten Bären und Wölfe die Viehherden, und es war verboten, sie mit Hunden und Waffen abzuwehren, denn sie gehörten zum Jagdbann. Wildschweine durchwühlten die Äcker, Hirsche weideten in großen Rudeln die Wiesen ab, die durch keinen Zaun geschützt werden durften, denn die „Hatz“, die Jagd zu Pferde, verlangte freien Lauf. Jagdherren und Jäger ritten in prächtigem Aufzug durch Saat und reifende Frucht, aber Zins und Zehnt wurden trotzdem eingezogen. Diese Lage machte die Bauern aufsässig und ließ sie leichter, als alle anderen Beweggründe vermochten, zu den Waffen greifen. Der Aufstand brach zwar blutig zusammen, aber

die Forderungen wurden immer wieder erhoben, bis das 19. Jahrhundert sie erfüllte. Die Jagdherrlichkeit der gotischen Zeit mit ihrem Aufwand und ihrer Pracht verschwand, das Jagdrecht stellte die Zeit auf veränderte Erfordernisse ein.

Zum Schluß ist einer Eigentümlichkeit des Mittelalters zu gedenken. „Die ganze Gesellschaftsordnung", sagt Dr. Grupp in



Predigender Bauer.
Holzschnitt aus der Zeit des Bauernkrieges von 1525.

dem schon erwähnten Werk, „beruhte nicht auf abstrakten Gedanken, sondern persönlichen Verhältnissen. Wie man abstrakte Ideen in plastischen Symbolen aussprach, so war für den gesellschaftlichen Zusammenhang weniger durch allgemeine Gesetze und umfassende Bewußtseinsverbände, als durch eine Glied an Glied schließende persönliche Berührung gesorgt. Alle Verhältnisse, die Zunft wie die Lehnsordnung, die Gemeinde- wie die Ritterordnung, beruhten auf solchem persönlichen Zusammenhang." Verwaltung und mündliche Rechtsprechung lagen für

jeden, der damit zu tun hatte, mit Ausnahme der fahrenden Leute, in Händen von Gleichstehenden und zumeist persönlich Bekannten. Die öffentlichen Leistungen an Sachwerten, Geld und Heerbann waren persönlich. Bildung, Belehrung und Erziehung geschahen wie im Altertum von Person zu Person, und kein Buch drängte sich zwischen Lehrer und Schüler. Am wohltätigsten aber trat der persönliche Verkehr in der Fürsorge für Arme und Notleidende zutage. Hier betätigte sich eine Liebe und Barmherzigkeit, welche die spätere Zwangsgesetzgebung ersticken mußte. In der gotischen Zeit ging der Spruch des heiligen Ambrosius noch lebendig von Mund zu Mund: Nihil tam commendat Christianam animam quam misericordia.

Turnier und Turnierfähigkeit.

Als Schiller in den Adelsstand erhoben wurde, erkannte ihm der kaiserliche Adelsbrief des Römischen Reiches Deutscher Nation feierlich die „Turnierfähigkeit“ zu. Dies klingt absonderlich für uns, weil man sich den kränklichen und zarten Dichter gewiß nicht in schwerer Rüstung vorstellen kann, in die Schranken reitend mit der Stoßlanze. Die einzige Waffe, die er noch trug, war der zierliche Degen der Hoftracht, wie jenes Diplom, ein Ausläufer altertümlichen Ritterwesens, nur Schmuck und Symbol. Wahrscheinlich war er sich als Historiker nicht unbewußt der symbolisch ehrwürdigen Bedeutung jener absonderlichen, ihm verliehenen Turnierfähigkeit. Heute ist dieselbe so durchaus vergessen und unverstanden, daß es zur Aufgabe der Kulturgeschichte gehört, die verschütteten Zusammenhänge auszuschaufeln und behutsam freizulegen. Die Turnierfähigkeit bedeutete nicht nur Recht und Privileg auf eine besondere, besonders prächtige Art des Sports, denn Turnieren war nicht nur Sporttreiben, wenn es auch viel davon an sich hatte und vom Standpunkt des modernen Sports aus am besten gewürdigt werden kann.

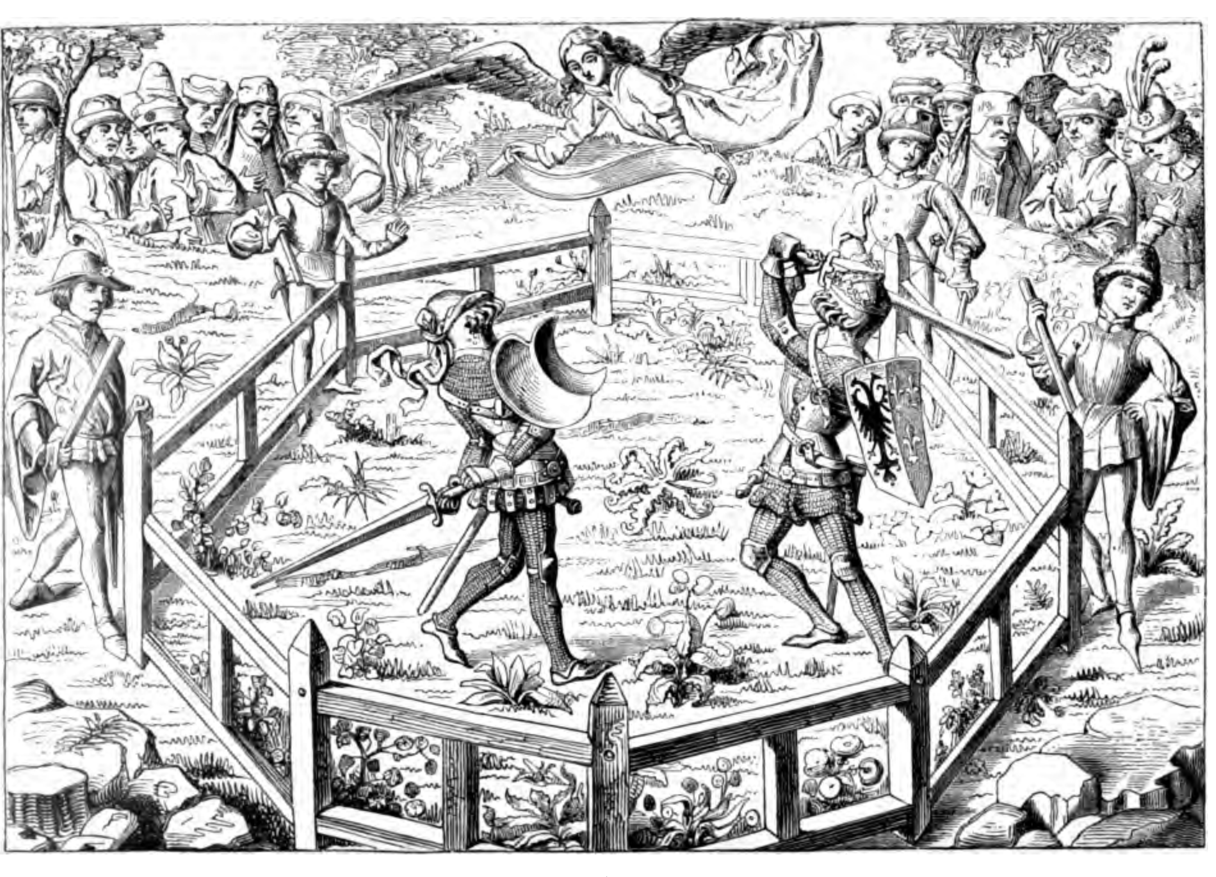
Inmitten einer Zeit, die allen Ehrbegriffen feind ist, hat der Sport den Ehrbegriff der Menschheit, der zu ihrer Kultur gehört, gleichsam in Hut genommen. Die sonst verpönte und verfolgte Anständigkeit findet Zuflucht beim ernsten Sport, hier allein ist der Begriff „fair play“ noch lebendig; der Wettkampf ist kein brutales Ringen und Vergewaltigen, kein Überfall, sondern ein ehrlicher Kampf ohne Haß und Hinterhalt. Genau dieselbe Rolle spielte jahrhundertelang seiner Grundsatzung nach das ritterliche Kampfspiel als Hort anständiger Gesinnung, als Sport der Elite, als Beweis, daß man der Elite zugeschworen, deren Spielregel im Leben wie im Spiel zu wahren sich streng verpflichtete. Wie der Sport vielfach als ein Kulturkampf gegen heutige Barbarisierung der Welt gelten kann, so war der ritterliche Sport ein Kulturkampf gegen damalige Barbarisierung und stets mög-

liche Rückfälle in Barbarei, wie sie immer wieder erlebt werden. Denn der Mensch ist stets in Gefahr, atavistisch zurückzufallen, und wir haben gesehen, daß auch die höchsten technischen Errungenschaften keine Gewähr dagegen bieten, daß sich solcher Rückgang sehr schnell vollziehen kann, ja daß die Menge, die Mehrzahl instinktiv, wie durch eigenes Schwergewicht hinabgezogen, dazu neigt. Sie ist bemüht, die einzelnen Höherstehenden mit sich hinunterzuziehen, statt sich von ihnen aus dem nächtlichen Wirrsal zu heller Erkenntnis hinaufziehen zu lassen. Ohne solche einzelne, ohne eine Elite, die sich gegen dieses Sinken und Versinken heroisch wehrt, ist kulturelles Leben unmöglich, werden alle errungenen Werte preisgegeben.

Im Unterbewußtsein muß dies der Mensch erfaßt haben, denn jahrhundertelang hatte er den starken Instinkt, höhere Kasten zu schaffen und zu erhalten, irgendeine Elite aus der Masse herauszustellen und durch ehrende Vorrechte und Zeremonien auszuzeichnen. Die turnierfähigen Ritter waren mehr als ein großer Sportverein, wenn ihr Wesen auch am besten vom Wesen des Sportverbandes aus zu verstehen ist.

Turnierfähigkeit bewies, daß man zu einer für die ganze kultivierte Menschheit wertvollen Elite gehörte, deren unweigerlich gerechtem Schwertarm Gott selbst die höchste Rechtspflege anvertraute. Bei diesem Privileg handelte es sich nicht um das Recht des Stärkeren, wiewohl Mut und männliche Kampffreudigkeit zu den selbstverständlichen Voraussetzungen gehörten; es handelte sich nicht um das Recht des Schlaueren — der Ritter verschmähte lange die Kenntnis von Lesen, Schreiben und namentlich Rechnen mit allen damit verbundenen Vorteilen —; es handelte sich um das Recht des Anständigen, des Mitglieds einer verbürgt anständigen Elite. Ein Ritter war nur dem Schiedsspruch dieser Elite untertan und deren Ehrenkodex verpflichtet. Sein Schwertarm traf im Gottesgericht die Entscheidung, wo es not tat. Die letzte Instanz war eine mystische, die erste eine selbstverständlich standesgemäße. Einen Edlen von einem Unedlen, einen Turnierfähigen von einem nicht in so hohe Verantwortlichkeit Eingeweihten richten zu lassen, wäre als ein Höhepunkt des Unsinns und als Frevel an der Kultur erschienen.

Genau wie ideale Religionen durch Mißbräuche parodiert wurden, hat auch die ritterliche Weltanschauung manchen Mißbrauch erlebt, ist karikiert und ad absurdum geführt worden. Das ideale Schlichten des Rechtsfalles durch turnierfähigen Schwertarm verkehrte sich in die Fratze des späteren Duell-



Zweikampf als Gottesurteil.
Miniatur aus dem 15. Jahrhundert.

9.

wesens, dem die Gesetzgebungen verschiedener Staaten mühsam zu Leibe gingen. Doch sogar in den Jahrhunderten, da die kulturelle Bedeutung der Turnierfähigkeit und des Turniers noch klar vor Augen stand und sich bewährte, rissen Mißbräuche ein. Die Gefahr lag nahe, daß ärmere Ritter, jüngere Söhne, abenteuerlustige „Sporntråger" das Herumturnieren als Broterwerb benutzten. Wie auch heute der Sport zum Geschäft entartet und Spekulation wird, so war es allzuoft, namentlich im gotischen Zeitalter, mit dem Turnieren bestellt. Außerdem lag die Gefahr nahe, daß einer sich hinreißen ließ, die Selbstbeherrschung verlor und das Kampfspiel in leidenschaftlichen, todbringenden Kampf mündete. Solche Fälle, die vielen Rittern das Leben kosteten, machten bedenklich, und das Turnieren wurde da und dort von Päpsten und Königen verboten. Oder man suchte es harmloser zu machen durch Hereintragen von Mummereien, Reiterkunststücken, ballettartigen Vorführungen zu Pferd, aus denen später das festliche Karusselreiten hervorging.

Die mystische europäische Adelsrepublik, deren stillschweigende Anerkennung bis weit in die gotische Zeit reichte, feierte ihre Feste und verkündete ihren Glauben an die Möglichkeit anständig geführten Kampfes bei den großen internationalen Turnieren, zu denen Ritter aller Nationen gleichberechtigt geladen waren. So verschiedensprachig sie sein mochten, sie standen unter demselben Ehrenkodex und bekannten sich zu mystischer Brüderlichkeit. Das war der höhere Sinn der Turnierfähigkeit, ein Weltrittertum.

Einst hatte es sich mit den besten Elementen des Christentums geeinigt, um nach der Völkerwanderung den europäischen Menschen aus drohender Vertierung zu erretten. All seine Institutionen, Turniere und Lebensregeln zielten auf die Festigung und Gewährleistung der Elite, einer internationalen Elite zum Schutz der wichtigsten Kulturbegriffe, als da sind Treue, Glauben, allgemeine Anständigkeit. Deren Vorhandensein macht allein Kulturarbeit möglich, deren Verschwinden stößt in das Barbarentum.

Diese Kulturbegriffe sind international. Auch der heutige Sport erkennt die Forderung an; sie enthalten kein nationales Vorrecht irgendeiner Nation, sondern das Vorrecht einer Elite aller Nationen. Nationale Eigentümlichkeiten wurden im Ritterwesen dadurch keineswegs verwischt, ja sie wurden im Zeichen der ritterlichen Ehre vielleicht schärfer betont als im übrigen Verkehr von Land zu Land, und wirkten sich in vorteilhafter Rich-

tung aus. Turniere dienten in Europa überall derselben Kulturidee, die Turnierbräuche waren jedoch in den verschiedenen Ländern verschieden und wechselten außerdem im Lauf der Zeit. Aber die Regeln, die als Grundbedingung für die Turnierfähigkeit galten, waren allgemein anerkannt landauf, landab.



Turnierszene.
Zu beiden Seiten empfangen Kämpfer aus der Hand der Damen den Siegeskranz.
(Elfenbeinarbeit auf einer Spiegelkapsel. Ende des 13. Jahrhunderts.)

Zuerst und ziemlich gleichartig wurden diese Regeln formuliert und aufgestellt unter König Heinrich dem Finkler in Deutschland (9. Jahrhundert), dann in Frankreich von Geoffroi de Preuilli von Anjou (1066), den man meistens Erfinder des Turniers nennt[1]. Doch war er wohl nur der bekannteste und an-

[1] R. Coltman Clephen, „The Tournament", London 1919. Methuen.

erkannteste Gesetzgeber dieses längst geübten Kriegsspiels, das unter der französischen Bezeichnung „Tournoy" nach England, Italien und auf dem Wege der Wechselwirkung wieder nach Deutschland kam. „Militaria exercitia" nannte man dies Spiel „quae nullo interveniente odio, sed pro solo exercitio, atque ostentatione virium". Claude Fouchet, der im 16. Jahrhundert über die Entstehung der Turniere schrieb in „Les origines des chevaliers", meinte, der Name komme von „prendre son tour" und Herumkreisen im Hof oder Ring, der für die Gelegenheit abgegrenzt (mit Schranken versehen) war, „fut premièrement appellé Tournoy pour ce que les chevaliers y coururent par tour, rompans premièrement leur bois et lances contre une Quintaine" (nach „The Tournament"). Quintaine hieß ein kleiner Trupp von Rittern; im eigentlichen Turnier operierte Trupp gegen Trupp, im Buhurt (franz. Joust) kam der Einzelkampf zur Geltung nach allen Regeln der Fecht- und Reitkunst. (Doch gab es auch Zeiten und Gegenden, in denen für die Gruppen der Ausdruck buhurdieren gebraucht wurde.) Besonders spannend verlief der Buhurt zwischen berühmten Kämpen, die gewissermaßen um eine Weltmeisterschaft streiten, und man kann sich die Begeisterung vorstellen unter den Zuschauern, namentlich den Damen auf den Tribünen, wenn man ein Stiergefecht in Spanien, einen großen Football oder Boxerkampf damit vergleicht. Die enthusiastischen Frauen rissen oft Bänder und Schmuck von ihrem Gewand, nestelten ihre kostbaren Ärmel ab, sie dem Sieger zuzuwerfen. Diese Kampfspiele waren Höhepunkt und Kraftprobe im Dasein des Rittertums.

Bei den Engländern waren sie in Erinnerung an König Artus oft mit einer Tafelrunde verbunden; die Ritter erkoren für diese Gelegenheit Namen berühmter epischer Kämpen und fochten gleichsam unter deren Schutzherrlichkeit, zu Ehren ihres Gedenkens.

Kulturgeschichtlich von größter Bedeutung sind die Regeln, von deren Einhalten die Turnierfähigkeit abhing, deren Mißaohten aber schimpflich ausschloß. Vor allen Dingen war jede Felonie verpönt, jeder Verrat, jedes verräterische Benehmen im Kampf. Man halte dagegen die schrankenlose Wildheit der Kämpfe in der Völkerwanderung und die Wut der Gegner im Glaubensstreit nach Untergang des eigentlichen Rittertums mit Waffenehre und adliger Gesinnung, die gewiß als ein menschheitsehrendes Kulturmoment erscheinen. Praktisch bedeutend war die wiederholte Einschärfung, daß ein Ritter, um turnier-

fähig zu bleiben, gegen weibliche Wesen ritterlich sein müsse, sich niemals der Gewalt Frauen und Mädchen gegenüber schuldig machen dürfe, dieselben vielmehr vor Gewalt zu schützen habe. Auch hier muß Gegensätzliches betrachtet werden, um den Wert solcher Regel zu ermessen. Vorher der roheste Frauenraub, das Weib war Beute und verfiel nach dem Recht des Stärkeren dem Sieger; nachher erneute Barbarei, die sich beim Sacco di Roma und mancher wilden Fehde geltend machte und während der Religions- und Bauernkriege die Frauen entsetzlich bedrängte.

Ebenso klar und kulturell wertvoll war die Regel, daß der turnierfähige Ritter Flur und Feld zu achten und zu schützen habe. Diese Regel brachte ein neues Motiv, denn vorher waren Saat und Ernte schonungslos behandelt worden, bei Jagd und Fehde zerstampft; der Bauern Arbeit war nicht geachtet. Als das Rittertum in Blüte stand, gebot strenge Regel dem turnierfähigen Ritter, den bäuerlichen Schweiß zu achten; Schändung des Feldes konnte wie Schändung der Kirche den Schimpf bringen, aus den Schranken des Turnierplatzes gejagt zu werden. Dieser tatkräftige, originelle Schutz der Landwirtschaft wurde freilich im gotischen Zeitalter bereits vergessen, und die Übergriffe des Jagdherrn wurden deshalb von den Bauern mit Recht als etwas Neues und Verletzendes, etwas gegen gute alte Sitte Verstoßendes empfunden.

Wie heute der Bauer den Staat haßt, der ihn mit unerträglichen Steuern plagt, so begann er die Herren zu hassen, als sie durch gedankenlos ausgeübte Jagdgepflogenheiten den Ertrag seiner Mühe gefährdeten, denn jeder Bebauer des Landes ist von der Heiligkeit seiner Arbeit tief durchdrungen, und die Empörung, die ihn ergreift, wenn selbige mißachtet wird, gleicht der Empörung des Priesters, der seinen Altar geschändet sieht. Nichts ist so unpolitisch, als diese Tatsache zu verkennen, die jede Kulturgeschichte feststellt; nichts war politisch so klug, als eine Regel aufzustellen, die es zur Bedingung der Turnierfähigkeit machte, das bebaute Land zu schonen und zu schützen.

Noch eine höchst bedeutsame Regel bestand, die aufmerksame Betrachtung verdient. Sie lautete, daß der Ritter keine Ware erzeugen noch vertreiben dürfe. Ausgeschlossen von den Schranken blieb, „qui fait marchandise pour revendre". Damit wurde alles Kaufmännische als unwürdig scharf abgelehnt. Rittertum schloß jeden Geschäftssinn aus, der Handel wurde Außenstehenden überlassen. (Von dieser Regel rückte man zuerst in Italien ab.) Der Arm, der das Schwert führte, war diesem geweiht, und es

wäre als Profanierung angesehen worden, hätte derselbe Arm die Waage des Krämers gehandhabt. Diese Anschauung pflanzte sich tief ein und schloß den Adel lange von jedem Geschäft ab. Als die Regeln entstanden, waren sie zeitbedingt und von Wert, denn ohne diesen Verzicht hätte der Ritter tatsächlich die ihm zugewiesene Kulturaufgabe gar nicht durchführen können.

Die Versuchung, Handelsgewinn einzuheimsen, war schon seit dem frühen Mittelalter vorhanden. Die Ritterschaft von diesem Weg abzuhalten, bedurfte es eines auf das Geschäftsleben geworfenen Odiums, eines Stolzes, der mit der Zeit zu unerfreulichem Hochmut auswuchs. Die zeitbedingte Notwendigkeit dieser Weltanschauung lag aber darin, daß der schwertmächtige Ritter tatsächlich nicht hätte Kaufmann sein dürfen, ohne sich etwas zu vergeben. Er hätte in seiner Übermacht die Kunden zu leicht terrorisiert, sich durch Gewalt Absatzgebiete verschafft oder der Konkurrenz entledigt, genau wie es heute Brauch der „Hochmögenden“ geworden. Er hätte das alles naiv geübt, was heute ohne Naivität vor sich geht, und nicht mehr als Ehrenamt betrachtet, das Recht der Unterdrückten zu schützen und durch ideales Anerkennen sittlicher Forderungen der Kulturarbeit den Weg zu bahnen.

Es war also ein richtiger Instinkt, der die europäische Ritterschaft veranlaßte, sich des Handels grundsätzlich zu enthalten, wie es schon die hohen Kasten in Persien und Indien getan, ganz in demselben Sinn. Wie hätte es dem mit Schwert und Speer Bewaffneten angestanden, über Pergament gebeugt Zahlen gegen Zahlen zu prüfen, Ellen Tuch abzumessen oder gar von einem Kunden Absage und Kritik der Ware zu erfahren? Die Stillosigkeit, die solches bedeutet hätte, war schon durch die Tracht bedingt, die den Waffenberuf hervorhob und von den anderen Berufen sichtlich trennte. Rechnen und Gegenrechnen war mit dem Kulturideal des Ritters unvereinbar. Der Turnierfähige konnte nur schenken und Geschenke empfangen — nämlich Preise für seine hervorragende Leistung oder Ländereien (als Lehen) nach kriegerischem Verdienst. Er selbst bezahlte auch nicht, sondern schenkte; je nachdem er gerade durch das Glück beschenkt worden, schenkte er weiter mit „Milde“.

Geschäftlich, rechnerisch mit Geld umzugehen, war unpassend, zumindest aber geschmacklos, und solcher Lebensrichtung war und blieb der Ritter entfremdet. In den frühen Turnierregeln als bindend aufgenommen, lag die Absage an den Handel, die Verachtung des Krämers dem Edelmann im Blut und wurde zu



Waffen und Banner der Ritter werden vor dem Turnier von den Richtern an die Kämpfer in Gegenwart der Damen verteilt.
Miniatur aus dem Turnierbuch des Königs René (14. Jahrhundert). Bibliothèque Nationale, Paris.

seinem Verhängnis, als mit dem gotischen Zeitalter ein neuer Welthandel Europa mit dem Orient verband. Naive Großartigkeit und „Milde“ waren nicht mehr am Platz, die einst verachteten Pfeffersäcke führten das große Wort, und wenn der Ritter vielerorts als Raubritter wegelagerte, so glaubte er nach seiner Ansicht dem verachteten Gewerbe gegenüber gar nicht im Unrecht zu sein. In Italien und dem französischen Süden verstand es der Adel, sich zeitgemäß umzustellen und den Geschäften anzubequemen. Doch im allgemeinen blieb seit den Jahrhunderten des blühenden Rittertums die Hemmung bestehen und läßt sich in mancher Beziehung noch bis in unser Jahrhundert verfolgen.

Jahrhundertelange Tradition lähmt, macht ungefüge und ungeschickt, wie der Albatros mit seinen großen Schwingen und zum Laufen unbrauchbaren Füßen auf dem Lande hilflos ist. Konventionen, seltsame Ausläufer uralten Turniergebots hielten viele Angehörige des Adels gefangen, als schon in der Gotik die Tradition von der veränderten Zeit überrannt wurde und manchen tragikomischen Konflikt erzeugte. Als die Ritterschaft noch ihrer Kulturaufgabe lebte, erschien ihr Stolz den anderen Ständen natürlich, er gab ihrem Stolz das Beispiel, und die Ehrbegriffe, von denen er ausging, ließen andere derartige Begriffe entstehen.

So sehen wir parallel eine Entwicklung des Bürgerstolzes, des Kaufmannsstolzes, der sich auf Ehrlichkeit baut, des Zunftstolzes, der für seine Ehrlichkeit fanatisch einsteht. Ist der Ritter zu Kauf und Verkauf zu heikel, für den Handelstreibenden bildet sich ein Ideal durchaus redlichen Handels. Die Innungen der Tuchmacher waren z. B. derart aufgeschworen, und es zeigte sich ein entschiedenes Streben, ein Ehrgeiz, zu einem stolzen Kastengeist zu gelangen, der neben dem ritterlichen bestehen konnte. Dadurch war der Fortschritt möglich, der parallel zu der weltumfassenden Brüderlichkeit turnierfähiger Ritter eine weltumfassende Geschäftsverbindung entstehen ließ zwischen den zünftig eingeschworenen Meistern und Gesellen. Trotz aller kriegerischen Verwicklungen — ein fester Formwille des Kulturlebens.

Um die Gefährlichkeit der großen Kampfspiele zu mildern, wurde im 13. Jahrhundert Brauch, die Lanzenspitze abzustumpfen, und der Effekt bestand darin, daß die absichtlich aus leichtem Holz gefertigten leichter splitterten, den Gegner zwar aus dem Sattel warfen durch die Wucht des Stoßes, aber nicht in die Fugen der Rüstung eindrangen oder den Panzer zerrissen. Vorher ausersehene Knappen standen ihrem Herrn in solchem

Falle bei und richteten ihn auf, woran ihn die schwere Rüstung sonst gehindert hätte. Bei manchem Turnier stand den Kämpfern die Wahl frei zwischen spitzen und stumpfen Lanzen, wie es z. B. der Fall war bei dem berühmten Spiel, wobei einer der bewährtesten Kämpen, der Marschall de Boucicault (1368—1421) Sieger blieb. An einem Baum hingen zwei Schilde, „l'un de paix, l'autre de guerre", auf diese Wahl hinweisend. Einzelkampf mit scharfer Lanze hieß „Joust à outrance". Boucicaults Laufbahn im Turnier feiern verschiedene Memoiren. Auch Froissart beschrieb eingehend die prächtigen Turniere des gotischen Zeitalters und erwähnt als Siegerpreise goldene Kronen, goldene Mantelschließen, vollkommen gerüstete Pferde und Falken mit jagdlichem Zubehör.

Anschließend an die Kämpfe gab es Bankette und Tanzvergnügen sowie Mummereien oft ausgelassenster Art. Diese liebte man besonders im deutschen Süden, wie Ulrich von Liechtenstein ausführlich erzählt. Dem Kampf beigesellte Scherze erheiterten Zuschauer und Troß. Daß die Ritter in ihrer phantastischen Pracht vollkommen unkenntlich bleiben konnten, erhöhte Spannung und Reiz des Schauspiels. Die Pferde waren mit Panzern und Turnierdecken ebenso vermummt wie die Reiter, gepolstert gegen Hieb und Stich, tief herab hingen die gestickten, bunten Schabracken, und das Streitroß sah aus wie ein Fabeltier.

Wie ein Fabelwesen ritt der geschmückte Ritter in die Schranken; er konnte sich seit Anfang des 14. Jahrhunderts nicht genugtun an wehender Helmzier. Wie es auf Wappenbildern zu sehen ist, zeigte er sich mit geschlossenem Visier, wenn die Trompeten oder Posaunen zum Eintritt riefen. Der Ringelpanzer, der aus dem Orient überkommen war, wo er seit der Antike im Gebrauch gewesen, wich dem modernen, reich ornamentierten Plattenpanzer. Dessen bewährteste Waffenschmiede arbeiteten in Mailand; am gesuchtesten waren die Harnische der Familie Missaglia Negroli, die man auf den Turnierplätzen in Deutschland, Frankreich und England so gut wie in Italien und im Orient traf.

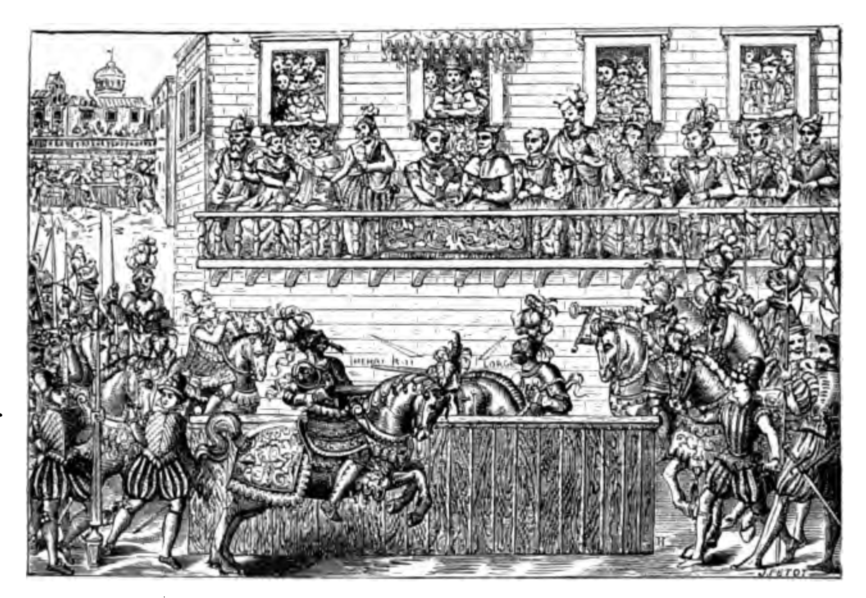
Diese technisch und künstlerisch hervorragende Industrie suchte Kaiser Maximilian I. (1493—1519) nach Deutschland zu verpflanzen. Es gelang ihm (1494), Mailänder Waffenschmiede für seinen Dienst zu gewinnen, die sich in Augsburg und Österreich ansiedelten, wo sie treffliche Rüstungen herstellten, durch leichtere Materialbeschaffung etwas billiger als in Italien. Im

Norden war Lübeck, in Frankreich Toulouse und Bordeaux berühmt durch tüchtiges und schönes Waffenzeug.

Maximilians Beiname, der letzte Ritter, bezieht sich vorzugsweise darauf, daß der Kaiser noch am Abend der Ritterherrlichkeit mit Leidenschaft für das Turnieren nach Überlieferung der Väter eintrat und selbst in den Schranken zu glänzen vermochte. Auf seine Anregung hin blieb das Kampfspiel in Deutschland noch lange bestehen, obwohl die Schußwaffen die Bedeutung der bisherigen Wehr herabsetzten und schließlich ausschalteten. Aber man hielt mit alter Waffenfreude „Gestech“, „Hohenzeuggestech“, „Kolbenturnier“, „Scharfrennen“ (oder Schweifrennen, La cour en queue), wie sie in Wien, Leipzig, Dresden die Ritterschaft zusammenriefen. Die neumodische Rüstungsart hieß nach dem Kaiser „Maximiliansrüstung“, in Frankreich „Maximilienne“. Durch das Einführen der Plattenpanzer der deutschen Industrie hat sich der ritterliche Kaiser um das Reich praktisch ebenso verdient gemacht, wie er es im idealen Sinne tat durch Einpflanzen und Erhalten der angeerbten Begriffe von Turnierfähigkeit und ritterlichem Kampf. Aber dies geschah just vor Torschluß; unselige Religionskriege und soziale Wirren, die aus den Gegensätzen der Weltanschauung hervorgingen, barbarisierten die Länder der gotischen Kultur und verwehrten der Renaissance, sich auszubreiten. Was reich und blühend war, verelendete.

In Frankreich gilt König Heinrich II. (1547—1559) für den letzten Ritter auf dem Thron, ein glänzender Kämpe im Sattel, ein poetisch schwärmender Troubadour für seine stolze Dame, Diane de Poitiers. Die schöne Herrin war ein sportgewandtes Frauenzimmer und nahm durchaus begeisterten Anteil am Reiten und Stechen in den wappengeschmückten Schranken, nicht anders, wie es die Damen der großen Trouvères und Troubadours getan. Um vor der Herrin seines Herzens hell zu glänzen, ritt Heinrich II. an unheilschwangerem Tag in die Schranken. Es war das glänzendste Turnier, das man sich denken konnte (1559), denn der König vermählte zwei Prinzessinnen seines Hauses, eine nach Spanien, die andere nach Savoyen. Diese politisch sehr wünschenswerte Doppelhochzeit bedeutete für Frankreich einen Höhepunkt von Glück und Macht. Im Herzen heiteren Triumph, bereitete sich der König vor, auf den Kampfplatz zu reiten, als ihm seine Königin, Katharina von Medici, in Tränen begegnete. Sie beschwor ihn, vom Turnier abzulassen, denn ihr Astrolog Nostradamus sehe höchst üble Aspekte und warne eindringlich

vor jedem Kampf. Heinrich schlug Katharinas Warnung in den Wind, ihm war um Dianas Beifall zu tun, sie sollte stolz auf ihren turnierenden Ritter sein. Mit Dianas Farben geschmückt ritt der König in die Schranken, siegte glänzend und wie spielend über die gewandtesten Gegner. Als er wieder zum Kampf aufrief, fiel ihm ein vertrauter und ergebener alter Edelmann in die Zügel,



Graf Montgomery bringt König Heinrich II.
im Turnier eine tödliche Verwundung bei (1559).
Nach einem gleichzeitigen Stich.

er möge es genug sein lassen mit dem heutigen Triumph, böse Träume und Ahnungen für den Turniertag quälten ihn, und seine Treue gebiete ihm, zu warnen. Auch diese Worte schlug Dianas Kämpe in den Wind und ritt frohgemut in sein Verhängnis. Schon waren alle Ritter, die als ebenbürtige Gegner in Betracht kamen, nach allen Regeln der Kunst aus dem Sattel gehoben, da erspähte Heinrich einen Ritter, der abseits stand und augenscheinlich nicht turnieren wollte. Es war einer, von dem gemunkelt wurde, er sei Hugenott. Hielt er sich deshalb fern? Gnädig aufgelegt, forderte ihn der König zum „Gestech" auf und wollte nichts von der gestammelten Entschuldigung wissen. — Man ermesse das Entsetzen der sportfrohen Gesellschaft, als Heinrich II., von der gegnerischen Lanze getroffen, stürzte, als man ihn am Boden tödlich verwundet fand gegen alle Regeln des

Spiels. Im Gedränge hatte sich der feindliche Ritter verloren. Nie wurde es vollkommen klargelegt, ob es sich um unglücklichen Zufall oder verräterische Absicht gehandelt. Man hielt letzteres damals für wahrscheinlich, denn religiöser Fanatismus zerriß die ritterliche Brüderlichkeit, die mystische Weltadelsrepublik war gesprengt. Nach einigen Tagen der Qual starb Heinrich II., und fortan ritt kein König mehr als Kämpe in die Schranken.



Kopfmaske eines Ritterpferdes.

Das Turnier erlitt nach und nach stärkere Umwandlung, es ging über in Ringelstechen und Karusselreiten, ein beliebter höfischer Zeitvertreib. In Spanien gingen die verschiedenen Reitspiele, der arabischen „Fantasia“ ähnlich, daraus hervor. Das Turnier nach alter Sitte und Brauch dauerte am längsten in Deutschland und England, wo noch im Jahre 1631 ein öffentlicher Kampf in den Schranken unter Karl I. abgehalten wurde.

Den sieben freien Künsten, denen sich die gelehrte und geistliche Welt des gesamten Mittelalters zugeschworen, stellte die höfische und ritterliche Gesellschaft zu ihrer Ausbildung die sieben ritterlichen „Behendigkeiten“ gegenüber, unter denen Reiten, Fechten und Schwimmen die wichtigsten waren. Ihnen gesellten sich Ringen und Weitsprung, Klettern und Voltigieren, womit das Springen über das Pferd bezeichnet wurde. In gotischer Zeit wurde der Ringkampf mit besonderer Sorgfalt gepflegt, wovon zahlreiche Fecht- und Ringerbücher mit Zeichnungen berühmter Meister, wie Albrecht Dürer, Kunde geben.

Von Bürgern und Bauern wurden vielerorts bei „offenen Spielen" verschiedene volkstümliche Wettspiele betrieben, die körperliche Kraft und Ausbildung voraussetzten. Auch Ritter und Fürsten beteiligten sich gern; so gewann Herzog Christoph von Bayern im Springen zu Augsburg den goldenen Ring (1470). Von der gewaltigen Stoßkraft Christophs erzählt noch ein riesiger Stein in der Münchener Hofburg. Unter den Humanisten wirkte theoretisch nur Joachim Camerarius in seinem Buch „Praecepta morum et vitae" (1544) für eine tüchtige, man möchte sagen, sportliche Ausbildung des Körpers.

Verfall der kirchlichen und ritterlichen, Aufschwung der bürgerlichen Kultur.[1]

Mit den Hohenstaufen war die Herrlichkeit des Kaisertums zu Grabe gegangen und die siegreiche Kirche war verweltlicht; sie kam durch ihren Anschluß an Frankreich unter die Botmäßigkeit seiner Könige, und die Päpste mußten von 1309 bis 1377 ihren Sitz in Avignon aufschlagen, wo ihr Hof an Eleganz und Zivilisation ersetzte, was er an Weltstellung verlor. Hatte die Kirche sich früher dadurch erhalten, daß sie von unten herauf arbeitende reformatorische Kräfte für sich wirken ließ, so verfolgte sie solche jetzt durch die Ketzergerichte mit Bann und Scheiterhaufen. Sie saugte die Länder aus, indem sie für Geld die Ehehindernisse und andere drückende Bestimmungen wieder aufhob, die sie vorher erst eingesetzt hatte, für Geld die höhern Stellen und Würden verkaufte an Laien, die sich dann im Besitz derselben wieder zu bereichern verstanden.

Wie früher die Kunst, kam nun die Wissenschaft in die Hände der Laien; Stadtschulen und Universitäten mehrten sich. Das Volk begann über die Geistlichen, die ihre Würde nicht mehr zu wahren wußten, frech zu spotten. Hunderte von Schwänken und Novellen geben Zeugnis, wie das Volk sich an der Liederlichkeit, der Dummheit oder der gemeinen Schlauheit mancher Pfaffen ergötzte, die den Aberglauben für sich ausbeuteten und Nonnenklöster zu Lusthäusern machten. Die Geistlichkeit selbst verbreitete von Frankreich aus jene Narren- und Eselsfeste, Travestien des christlichen Kultus durch tollen Mummenschanz, Zotenlieder und Würfelspiel vor dem Altar, Ausbrüche brutaler Roheit gegen die Vergötterung der Zeremonien. Schied man auch das Amt und Sakrament von schlechten Trägern und Spendern,

---

[1] Aus Moritz Carrière (1817—1895), Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit. 3. Band, 2. Abteilung, Das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft, 2. Auflage. Leipzig 1872, F. A. Brockhaus, Seite 555—565.

so war das doch immerhin ein schlimmer Bruch innerhalb einer Religion, die von Anfang an auf das sittliche Ideal gebaut war.

Fürchterliche Krankheiten, der schwarze Tod, das große Sterben verheerten Europa; man gab sie der Brunnenvergiftung durch die Juden schuld und erhielt einen Anlaß, Mord und Raub an diesen zu üben, das Geld wieder einzuziehen, das sie durch Wucher gewonnen; an mehr als einem Orte brachte sich lieber die ganze Judenschaft in den Flammen der angezündeten Syna-



Frau und Jüngling Brett spielend (Anfang des 14. Jahrhunderts). Nach einer Miniatur in einer Handschrift des Britischen Museums zu London.

goge selbst zum Opfer, als daß sie sich durch Abschwören ihres Glaubens gerettet hätte. Anderwärts aber zogen christliche Scharen einher und zergeißelten sich den nackten Rücken mit ekstatischer Aufregung, oder schlangen in Krämpfen von Wollust und Schmerz den Reigen der Tanzwut durch Stadt und Land. Danach, da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatten, sagt die limburgische Chronik von der Mitte des 14. Jahrhunderts, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein. Die Welt bewegte sich auf und ab im Wechsel von Ausgelassenheit und Zerknirschung. Ernstere Gemüter bildeten unter dem Namen der Gottesfreunde eine stille Gemeinde durch die verschiedenen Länder hin; durch Überwindung der Selbstsucht, durch ruhige Gottergebenheit und Menschenliebe suchten und fanden sie das Heil und fühlten sich eins mit dem Ewigen. Sich selbst aufzulösen und dadurch in Gott wiedergeboren den Frieden zu haben, war der Seele Ziel. Seherische, begeisterte Frauen, die Schwedin Brigitta in Rom und Katharina von Siena, gaben das Heldenbeispiel in der Entsagung des eigenen Selbst,

und forderten von den Päpsten in Avignon die Rückkehr nach Rom und die Reformation der Kirche in einem heilig reinen Leben. Auch die Geißler sangen davon, daß sie mit Bildern nicht umgehen, sondern ins Wesen eingehen und von der Anderheit



Versammlung der Juden in einer Synagoge.
Holzschnitt aus: Geschichte des zu Trient ermordeten Christenkindes.
Albertus (Kune aus) Duderstat von dem Eicksvelt. Hain 7733.

frei sein wollten, und die Brüder und Schwestern des freien Geistes steigerten sich zu dem verbrecherischen Hochmut, daß ihnen in der Einigung mit Gott nun kein Gesetz mehr gegeben wäre und sie tun könnten, was sie gelüstete.

Das mochte in den Gottesfreunden die Überzeugung hervorrufen, daß die sittliche Bildung des Volkes noch nicht so erstarkt sei, um sich auf das eigene Gewissen stellen zu können; deshalb blieben sie innerhalb der Kirche trotz der Verfolgung, die auch

sie erfuhren. Kühne Schwärmer in Italien, wie Segarelli und Dolcino, redeten bereits vom Betrug der Päpste und nannten alle die ketzerisch, welche von der Armut Christi abwichen. Männer der Wissenschaft verwarfen alle weltliche Gewalt der Kirche, stellten der Hierarchie die Gemeinde der Gläubigen entgegen und sprachen dem Papste die Schlüsselgewalt ab, da nur Gott binde und löse. Auch Wiclif in England und Huß in Böhmen schritten zum Angriff vor; sie erklärten sich gegen die Oberherrschaft des Papstes, nur Christus sei der Kirche Haupt; sie eiferten gegen die Sittenlosigkeit der Klerisei, gegen Zölibat und Klostergelübde; die Reue der Seele, nicht die Gewalt des Geistlichen befreit von Sünde und Strafe; der Kelch der Abendmahlsgemeinschaft soll den Laien nicht fürder entzogen, die Kirchenlehre an der Bibel geprüft werden. Die Verfolgung gegen die Lehrer weckte den Fanatismus der Anhänger, und namentlich brach im dumpfen Gefühl der Slawen, die langsam angesammelte Erbitterung gegen Rom wie gegen Deutschland furchtbar hervor. Die öffentliche Meinung Europas forderte eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern; die großen Konzilien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts traten wie ein europäisches Parlament auf, in welchen neben den Geistlichen auch Abgeordnete der Universitäten der Wissenschaft ein entscheidendes Wort sicherten; eine europäische öffentliche Meinung war zur Macht geworden, die Adler Frankreichs, Johannes Gerson und Peter d'Ailly, erfochten die Unabhängigkeit der Reichsgewalt vom Papsttum und stellten dasselbe unter die Konzilien, und diese steuerten dem Mißbrauch, daß drei Päpste nebeneinander die Christenheit unter sich teilten, aber sie brachten doch die rechte Hilfe nicht, die keineswegs von außen durch Verbesserung der Hierarchie, sondern von innen durch die Freiheit des sittlichen Gewissens kommen konnte.

Das Rittertum hatte in den Kreuzzügen seine religiöse Weihe und seinen poetischen Glanz gefunden, in den Stürmen des 14. Jahrhunderts verblich derselbe; der Papst selbst opferte die Templer und ihre Güter dem französischen Könige. Seit die Städte emporkamen, war der Adel nicht mehr der eigentliche Träger des Staats und der Zeitbildung. Durch das Fußvolk, vom Schießpulver unterstützt, begann der dritte Stand die Schlachten zu entscheiden. An die Stelle der religiösen Orden traten Turniergesellschaften, die auf Standesehre hielten, und in Frankreich zumal schlossen die alten Geschlechter dem Königtum als Hofadel und Pfleger der feinen vornehmen Sitte sich an, die den Edelmut der alten Ritterzeiten nach den Rittergedichten gern theatralisch zur

Schau trug und die politischen Unternehmungen mit hilfesuchenden Damen und tapfern Beschützern ihrer Unschuld ausstaffierte. Ihre deutschen Standesgenossen schienen den zierlich gewandten Franzosen roh und schwerfällig, habsüchtig und unedel; wüste Fehden hatten sie verwildert, das Faustrecht, die Wegelagerung



Mönche beim Klosterbau.
Federzeichnung des 15. Jahrhunderts aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg.

an die Tagesordnung gebracht. Auch für England und Italien gab Paris den obern Klassen der Gesellschaft den Ton an, und so las man nun eifrig jene Sammelwerke der epischen Poesie und ihre Auflösung in Prosa; aber einen frischen Trieb der Kunst erzeugte dies künstliche Wiedererwecken des ritterlichen Ideals nicht mehr. Das Glücksrittertum der Söldnerbanden und ihrer Führer war auch jenseits der Alpen ein verwilderter Auswuchs der Feudalzeit, ein Werkzeug ihrer Selbstzerstörung.

Den realen Gewinn der Kreuzzüge hatten die Städte, zunächst die italienischen, durch den Welthandel, durch die Gewerbtätig-

keit in seinem Gefolge, durch die Steigerung des Handwerks zur Kunst und durch die Ausbildung eines selbständigen Bürgertums, der freien Gemeinde.

Die produktive Arbeit ward emanzipiert, ja geadelt; innerhalb der städtischen Mauern gab es keine persönliche Unfreiheit, keine Leibeigenschaft, während Griechenland und Rom die Gewerbe auch in ihren Großstädten durch Sklaven verrichten ließen, die am Staat keinen Anteil hatten und die Arbeit um des Erwerbes willen für unwürdig des freien Mannes ansahen, welcher Kraft und Zeit der Ausbildung seiner Persönlichkeit und den öffentlichen Angelegenheiten widmete. Im Mittelalter aber beruhte gerade auf der Arbeit und ihrer besonderen Art der Eintritt des Bürgers in eine der Innungen, in welche die Gemeinde sich gliederte und in welchen die Männer ihre eigenen Angelegenheiten selbst verwalten und dadurch auch die öffentlichen führen lernten. Die Güte seiner Arbeit gab dem geschickten Bürger Vermögen und Ehre, und beides führte wieder dazu, das Handwerk zur Kunst zu steigern, während jene ehrenhafte Tüchtigkeit des freien Arbeiters zugleich einen sittlichen Charakter trug und die Grundlage der Bürgersitte, der Rechtlichkeit, der Gediegenheit war.

Wie im Innern der Stadt die Zünfte lernen mußten, ihre Interessen gegenseitig auszugleichen oder zu beschränken, sich zu vertragen und für die gemeinsamen Angelegenheiten des Ganzen den Rat und Bürgermeister einzusetzen, wie sie einander Sicherheit der Person und des Eigentums verbürgten, so führte dieser Erfolg des genossenschaftlichen Lebens dazu, daß nun viele Städte einander die Hand zum Bunde reichten, zumal ihr Gewerbfleiß und Handel eine größere Sicherheit verlangten, als der feudale Staat und sein Zerfall in ein fehde- und beutelustiges Treiben der Ritter und ihrer Lanzknechte gewährte. So entstanden denn die großen Städtebünde, nach dem Vorgang der lombardischen die in Oberdeutschland und vor allem die niederdeutsche Hansa. Ihren 85 Städten standen Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig in vier Kreisen vor; sie handhabte das Recht, sie schützte die Arbeit zu Hause und in der Fremde, sie wahrte die bürgerliche Freiheit, sie schuf eine Flotte, sie beherrschte durch den Handel und die Waffen den Norden von Europa, sie verbreitete durch ihre Kolonien und Faktoreien bis an den Finnischen Meerbusen, bis nach Polen und Rußland hin deutsche Sprache und Gesittung mit den Anfängen der bürgerlichen Kultur. In Südfrankreich und Spanien entwickelten sich die Städte unter dem Einfluß der italienischen;

in Nordfrankreich und Flandern begegneten sich die Einwirkungen der Provence und Niederdeutschlands. Überwog in der Hansa der Handel, in Oberdeutschland die Industrie, so standen beide Elemente in Flandern im Gleichgewicht. Solange der Weltverkehr sich im Becken des Mittelmeeres und noch nicht im Atlantischen Ozean bewegte, waren die englischen Städte nicht viel mehr als



Venezianischer Polizeihauptmann.
Nach einem Holzschnitt im Trachtenbuch des Cesare Vecellio.

Kolonien und Stapelplätze von Flandern und Niederdeutschland, und war die größte Gunst der Lage für Italien. Florenz und Venedig, Köln, Augsburg und Nürnberg, Gent und Brügge, wie sie politisch die Fahne des Bürgertums trugen und seine Kultur repräsentierten, so waren sie auch vom 14. bis ins 16. Jahrhundert die Hauptsitze der bildenden Kunst, die wieder wie im Griechentum als die schönste Blüte des freien Städtelebens erschien.

In Italien wurden die Städte der Staat wie im Altertum, und war der Sieg der Demokratie am vollständigsten, dafür aber auch die Verfassungswechsel am häufigsten und das Ende kein anderes, als daß an den meisten Orten militärisch und politisch gebildete Männer, ähnlich wie die sogenannten Tyrannen in Griechenland, sich der Obergewalt bemächtigten. Auch konnte die Zersplitterung der Nation in vereinzelte Stadtgebiete der Fremdherrschaft nicht wehren, die zuerst im Süden, dann auch im Norden Fuß

faßte. Die Geschichte verzeichnet den Aufruf, den Florenz 1376 an die Städte und Herren Italiens erließ: das Joch der Priester abzuwerfen, die Nation aus der Gewalt der Fremden zu erretten und einen Freiheitsbund zu schließen. Duldet nicht, hieß es im Schreiben an die Römer, daß euer Italien, das eure Ahnen mit ihrem Blut zur Herrin der Welt gemacht, Barbaren und Fremdlingen untertan sei; erhebt zum öffentlichen Beschluß jenen Spruch des berühmten Cato: Wir wollen frei sein, indem wir mit Freien leben! Die Geschichte verzeichnet, wie der Papst mit einem Fluch antwortete. Hab und Gut und Person eines jeden Florentiner Bürgers erklärte er für vogelfrei; Florentiner, wo sie immer sich befänden, möge man plündern.

Florenz hatte schon damals seinen Dante, Petrarca, Boccaccio, seinen Giotto und Orcagna erzeugt, und schickte sich an, durch die Wiedererweckung des Altertums einen neuen Lebenstag humaner Bildung für Europa heraufzuführen, wie Athen im Altertum ein Weltreich der Schönheit zu gründen. Da hatte wahrlich sein Gesandter das Recht, gegen jenen päpstlichen Bannspruch an das Urteil des Weltrichters Jesus Christus zu appellieren.

In Deutschland erhielten die Städtebünde die Kultur im Verfall des ritterlichen Mittelalters. Seit Rudolf von Habsburg waren die Kaiser mehr darauf bedacht, sich neben den andern Fürsten eine Hausmacht zu begründen, als für die Einigung aller Glieder in einem organischen Ganzen zu sorgen und die Einheit kräftig in sich darzustellen. Die Kurfürsten und anderen Landesherren, die Reichsritterschaft, die Stände standen in einem Zwitterding von feudalem und modernem Staat jahrhundertelang nebeneinander, die Kleinstaaterei wucherte immer weiter, und weder die Ritter noch die Städte verstanden es, den Bauernstand zur Freiheit heranzuziehen und mit ihm ein neues Gemeinwesen zu bilden. Denn dieser war immer mehr durch Lasten und Leiden gedrückt worden, je besser die oberen Stände für ihre Sonderrechte sorgten. Waren die Leibeigenen ursprünglich aus den Kriegsgefangenen und deren Familien hervorgegangen, so waren immer mehr freie Bauern durch Verschuldung oder Verfolgung getrieben worden, sich in die Hörigkeit der Ritter zu flüchten, und viele waren durch Gewalt dazu gezwungen und mit Frondiensten und Abgaben aller Art geplagt. Nur in der Schweiz hatten die Landgemeinden ihre Unabhängigkeit bewahrt; sie verteidigten sie siegreich gegen das Haus Habsburg im Anfang des 14. Jahrhunderts durch Kämpfe, welche bald von der Mythe und

dem Gesang verherrlicht wurden, indem Erinnerungen der Vorzeit auf neue Volkshelden niederschlugen, wie in der Tellsage, oder der Heldentod eines Winkelried zum Symbol des Bauerntums ward, das sich die Ritterspeere in die Brust drückte, um der Freiheit eine Gasse zu brechen. Hier in der Schweiz schlossen sich die Städte mit den Landgemeinden zu einer Eidgenossenschaft zusammen, die im 15. Jahrhundert ihre Existenz und damit den ersten neuen Volksstaat gegen die Herrschergelüste Karls des Kühnen glorreich sicherstellte.

Die übrigen Nationen gingen andere Wege. Die Einheit von Staat und Volk gegenüber der Zersplitterung in kleine Gebiete und schroff geschiedene Stände war die Forderung der Geschichte, und wo die Einsicht oder der gute Wille fehlte, sie zu vollziehen, da bediente die Vorsehung sich der Energie selbstsüchtiger Kräfte, die, während sie nach dem Ihren trachteten, doch das Heil des Ganzen förderten. Fürsten stellten sich als den Mittelpunkt hin und zentralisierten die Völker, indem sie alle Gewalt in sich vereinigten; wenn anders nicht, so sollte durch gemeinsame Knechtschaft das Gefühl der allgemeinen Menschenrechte und des gleichen Staatsbürgertums geweckt werden. Mit der Formenfertigkeit des französischen Geistes ergriffen seine Könige die Initiative. Philipp IV. emanzipierte sich von der Kirche, indem er neben Klerus und Adel die Städte in den Reichstag berief und eine dieser Mächte durch die andere in Schach hielt; vornehmlich aber stützte sich das Königtum, das nun die Regierungstätigkeit viel einheitlich durchgreifender auffaßte, auf das Bürgertum, dem die Zukunft gehörte. Die Kriege mit England kräftigten das Nationalbewußtsein, und als dasselbe in der Jungfrau von Orleans seine gottbegeisterte Heldin fand, da rettete es sich selbst im gläubigen Aufschwung für den König, in welchem es seinen natürlichen Träger und Führer sah. Dann vollzog Ludwig XI. mit harter, kalter Staatsklugheit die Unterwerfung der Vasallen und machte sie zu Zieraten seines Throns.

In England verstand die Aristokratie die Aufgabe der Zeit. Sie ertrotzte die Magna Charta, sie zog das Bürgertum heran und gewährte ihm eine ständische Vertretung im Hause der Gemeinen neben dem der Lords; so blieb sie im modernen Staat wie im feudalen das lebendige Band desselben in seiner Gliederung unter dem einigenden Königtum, das nach den Vasallenkämpfen der roten und weißen Rose im Mittelstand die gesicherte Grundlage für sich selbst und für die öffentliche Freiheit fand; regieren die Adelsfamilien den Staat, so geschieht es, weil sie durch Patriotis-

mus und Bildung ihre Befähigung so bewähren, daß die Krone und das Volk sie zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erwählen. Das normannische Rittertum verschmolz nun in Sprache und Sitte mit dem sächsischen Kern des Volkes, und



Ludwig XI. von Frankreich.
Kupferstich von Jean Morin.

dieser behielt seine Gemeindefreiheit, seine landschaftliche Selbstregierung, während er vor der kleinstaatlichen Zersplitterung durch jenes romanische Element bewahrt und zu wohlgegliederter Einheit geführt ward, innerhalb der dann die Freiheit im Laufe der Jahrhunderte sich höher und tiefer entwickeln und die Verfassung im organischen Wachstum ausbilden konnte.

Auch in Spanien einigte das Königtum die Nation, und da dies gleichzeitig mit der völligen Vertreibung der Mauren am Ende des Mittelalters geschah, indem Staat und Kirche zusammenwirkten.

so empfing die Krone dadurch eine religiöse Weihe und wurde der mittelalterliche Geist dort mehr als anderwärts in die Formen des neueren Lebens hinübergeleitet.

Blicken wir auf das äußere Leben dieser Periode, so erscheint es malerisch reich und spiegelt sich in mannigfachen Gegensätzen die Zeit des Übergangs. Der Ritter legt den Plattenharnisch als festen Eisenpanzer gegen die Kugeln um seinen Leib, und prunkt in Turnier und Schlacht mit dem wappengeschmückten Helm. Daneben werden die Landsknechte, die Bogenschützen schon gleichmäßig durch rote oder grüne Waffenröcke uniformiert. Im Friedenskleid tritt an die Stelle der weiten, oberhalb der Hüften gegürteten Tunika der Gegensatz der enganliegenden Beinkleider und des Wamses mit dem kürzeren und freiabstehenden Mantel bei den Männern, das enge Mieder und unterhalb desselben der faltig weit wallende Rock der Frauen. Spitze und in die Höhe geschweifte Schnabelschuhe und lange Schleppen zeigten bei Adligen und Bürgerlichen die nun in ihrem Wechsel oft sinnlos auffällige Mode; das Geckenhafte jener Schuhe parodierte sich selbst, wenn sie mit Schellen behangen wurden, und von den Pfauenschweifen sagt ein Sittenprediger: sie seien der Tanzplatz der Teufelchen, und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedürften, sie wohl mit etwas der Art versehen haben. Die Festlust äußerte sich mit buntem Glanz, und bei Tänzen und Gelagen zeigte sich die sinnliche Kraft in derber Frische und Ausgelassenheit.

In der Scholastik endlich löste sich das Band zwischen Glauben und Wissen. War sie von der Voraussetzung der gleichen Wahrheit in Offenbarung und Vernunft ausgegangen, so kam sie zur Einsicht, daß keineswegs alle Kirchenlehren vor dem Verstand gerechtfertigt oder mit dem Verstand bewiesen werden könnten; aber das sollte ihrer Glaubwürdigkeit noch keinen Eintrag tun; man meinte, das Übersinnliche mit anderem Maßstab als das Sinnliche messen zu dürfen, man sagte, es könne etwas in der Theologie wahr und in der Philosophie falsch sein und umgekehrt. Noch ordnete die Vernunft der äußern Autorität sich unter, aber die Zeit der großen Dogmatiker war vorüber, und die Gelehrten, die immer mehr aus dem Laienstande hervorgingen, wandten ihre dialektische Schule und Disputierfähigkeit nunmehr auf weltliche Dinge und suchten das Recht und die Heilkunde auf ähnliche Weise aus den Überlieferungen der Alten zu deduzieren, wie sie die Theologie nach Sätzen der Kirchenväter dargestellt hatten. Noch dachte man nicht daran, daß die Wissenschaft sich vor

allem an die eigene innere und äußere Erfahrung zu halten und von Tatsachen auszugehen habe, man hielt sich an die Satzungen des römischen Rechts, an die Aussprüche des Aristoteles oder Galen, um auf sie ein weiteres Schlußgebäude mit Worten zu bauen, und begnügte sich mit dessen Folgerichtigkeit. Man



Tracht der Juden in Deutschland
im 12. Jahrhundert.
Aus dem Lustgarten der Herrad von Landsberg.

meinte, auch das Gewöhnlichste in syllogistischer Breite darlegen zu müssen. Autoritätsgläubig bewies man mit Zitaten, und je mehr Meinungen oder Beispiele aus dem Alten und Neuen Testament oder aus der griechisch-römischen Geschichte man anführen konnte, um so besser begründet galt eine Sache und wäre sie so nichtswürdig gewesen wie ein gedungener Meuchelmord oder so sinnlos wie der Aberglaube an Hexerei. Die Theologen disputierten über die Zahl der Engel, die auf einer Nadelspitze tanzen könnten, über die Frage, ob Christus statt der Gestalt des Men-

schen auch die des Esels oder Kürbisses hätte annehmen können und wie er dann seine Wunder getan haben würde. Von der hohlen Weitschweifigkeit und trockenen Geschmacklosigkeit, die durch diesen autoritätssüchtigen Zitatenkram der Gelehrten selbst in das gewöhnliche Leben kam, seien zwei köstliche Beispiele erwähnt. Der Magistrat von Berlin fängt eine Polizeiverordnung über den Fleischhandel der Juden damit an, daß er Aristoteles im ersten Buch der Städteregierung zum Beweise der großen Wahrheit heranzieht, wie der Mensch unter allen Tieren das vornehmste sei, und König Karl V. von Frankreich in einem Hausgesetze vom Jahre 1374 beruft sich, um die Bestimmung des Großjährigkeitstermins seiner Nachkommen zu begründen, nicht nur auf eine stattliche Reihe jüdischer, mazedonischer und fränkischer Könige, sondern schließlich auf einen Vers aus der Liebeskunst des Ovid, dem Modebuch des Jahrhunderts.

Indessen wuchs der gesunde Menschenverstand in der Beobachtung der Natur für die Zwecke der Gewerbe wie in der Führung der häuslichen und städtischen Angelegenheiten heran; der Volksmund sang in einfach schlichten Liedern von Leid und Freude des Herzens, und das Gemüt vertiefte sich in einen Verkehr mit Gott ohne Priestervermittlung; die Maler drückten das Seelenleben klar und innig aus, und in einzelnen Geistern brach bereits in der Erkenntnis der Antike ein neuer Tag formenklarer Schönheit an. Die Schranken der feudalen Standesunterschiede wurden gebrochen, die Ideale des Mittelalters, das Papsttum und das Kaisertum, entartet oder kraftlos, wurden von der Kritik zersetzt, und das klassische Altertum ward wiedererweckt zum dauernden Element einer humanen Bildung. Wie schon Dante im Geleit Virgils durch die Geisterwelt schritt, so ward Cicero der Lebensgefährte Petrarcas, und die barbarische Geschmacklosigkeit der Scholastik wie ihre Unterwerfung unter die Autorität der Kirchenlehre wich dem Studium Platons und dem neuerwachenden, selbständigen Denken. Die geistige Heimat war von neuem entdeckt.

Staatmachen und Städtekultur.

Im späteren Mittelalter deuten Sitte und Gerät, Gebrauch und Gewand mit ihren lebensnotwendigen Formen auf das durch den ganzen Zeitstil gebotene „Gesetz des Staatmachens", ein Gesetz, das die Mächtigen und Reichen, die Tonangebenden streng unter Bann hielt.

Wenn ein „Staatmachen" z. B. durch besonders schmerzhafte Tätowierung, phantastisch schweren Kopfputz oder durch gewisse mühsam zu befolgende Anstandspflichten, die viel Selbstbeherrschung verlangten, schon unerläßlich ist für den Häuptling eines barbarisch wilden Stammes, für den anerkannten Führer, Fürsten, Vornehmen von Völkern, die im Schutz ihres Herrn Kultur annahmen, erschien der Prunk, der Staat, mit dem sie auftraten und auftreten mußten, als unzertrennliches Merkmal der Herrscherwürde.

Er bewies Erlesenheit, und der Untertänige, der Unterstellte verlangte diese Erlesenheit der Großen als sein gutes Recht. Einem Menschen Gehorsam zu leisten, der nicht erlesen, nicht würdevoll, nicht beispielkräftig und selbstbeherrscht war, der nicht durch ästhetische Werte in der Erscheinung zu Andacht und Ergebenheit stimmte, der nicht bereit war, jeden Augenblick seiner Stellung, seinem Namen, der Ehre seines Hauses jedes Opfer zu bringen, angefangen von den kleinen und doch so durchgreifenden Opfern der Bequemlichkeit, solchem Menschen, der nicht Staat zu machen verstand, Gehorsam zu leisten, wäre als unerträgliche Demütigung, als frevelhafter Unsinn empfunden worden.

Das Ansehen der Person mußte durch fortwährende, unerbittliche Zeremonien so gesteigert werden und in der Steigerung erhalten bleiben, daß die Untergebenen, die Untertänigen von Herzen untertänig empfinden konnten, irgendwie unbewußt dankbar für das ihnen gebrachte Opfer, stolz darauf oder zum mindesten mit Genugtuung eitel. Die Herstellung dieses Gemütsverhältnisses erwuchs organisch aus Seelengründen und hatte

allergrößte Wichtigkeit für das Kulturleben der Menschheit in allen Ländern.

Die naive Art des Staatmachens im gotischen Zeitalter Europas läßt den psychologischen Zusammenhang am deutlichsten erkennen. Steif wie Kartenkönige und Kartenköniginnen, stilvoll



Gotischer Stuhl und Lagerstätte am offnen Kamin.

schreiten die großen Herren und Damen einher. Würdelose Eile ist undenkbar, das Gefolge muß mit ihnen Schritt halten, und der Tag verläuft geregelt, nach Viertelstunden geordnet mit Sitzen und Stehen bei irgendwelcher Zeremonie, mit Händereichen, Händewaschen, mit Essen und Trinken, Zutrinken, feierlichem Aufstehen, feierlichem Zubettgehen, alles in strenge Vorschriften gefaßt.

Leben, Lieben, Sterben — es verläuft im Bann zeitgeheiligter Zeremonie. Der Herzog, die feine Prinzessin, sie müssen Staat

machen in jedem Augenblick des Daseins, Staat machen, wenn sie das Hochzeitsbett besteigen, Staat machen, wenn sie sich aufs Sterbebett legen, Staat machen im Tod auf dem Paradebett. Daher die Bedeutung des reichen Bettes, das mit Wappen geziert wird, schwere, schwer gestickte Vorhänge hat und aufragenden, wichtig gerafften Himmel.

Daß der Untertan seinen Herrn zu eigen nimmt, wie der Herr ihn zu eigen hat, daß dieses Verhältnis durchaus auf einer Art Gegenseitigkeit beruht, könnten diese gewaltigen und oft tragischen Staatsbetten beweisen, in denen es ein Pflichtgebot wird, die ehelichen Pflichten zu erfüllen und Besuche zu empfangen. In Staat müssen jene schlafen gehen, die tagsüber in Staat lebten, und in Staat müssen sie sterben. Der hierarchische Unterschied ist beim Bett deutlich ausgeprägt. Nur der Hochgeborene liegt unter hocherhabenem Himmel, der nicht also Geborene liegt niedrig, wie er auf niedrigem Bett geboren war (in dem es sich wahrscheinlich viel bequemer schlief).

Die niedrigen Betten (englisch truckle bed) konnten auseinandergelegt und tagsüber unter das Himmelbett geschoben werden. So schlief zu Füßen des Herrn der Page, zu Füßen der Dame die getreue Kammerfrau. Bei der Weitläufigkeit der Schlösser war es unerläßlich, daß solcher „Kammerdienst" die Herrschaft betreute. Es ist bezeichnend, daß auch der Pädagoge in einem solchen „truckle bed" schlief, zu Füßen seines Zöglings, der das hohe Himmelbett ihm zu Häupten „standesgemäß" bewohnte. Als sich soziale Unruhen regten, wurde dieser Brauch beanstandet und abgeschafft, doch lange Zeit war er selbstverständlich, denn der Lehrer hatte die Stelle des Sklavenpädagogen der Antike ziemlich unverändert übernommen. Der geistig beflissene, der arme „Scribifax" wurde herablassend behandelt. Erst in der Renaissance rückte er zu seiner späteren Bedeutung auf.

Knaben, die gemeinschaftlich mit einem Prinzen erzogen wurden, bekamen ihre Schulbank in respektvoller Entfernung von dessen Sitz, wie ein Bild aus dem „Weißkunig" zeigt. ihre Bänke und Tische waren kahl, während den Platz des Prinzen köstliche Decken bekleideten. Er mußte „in Staat" lernen, in Staat durch einen von hohem Prälaten oder Gelehrten gehaltenen Vortrag seine Fortschritte kundgeben, von hoher Estrade aus über die Köpfe der Anwesenden hinweg. Im „Weißkunig" ist dies getreulich abgebildet.

Herr und Dame aßen in Staat auf einem Hochsitz, dem „dais" oder „doïs", am oberen Ende der langen Tafel, Fürsten unter

einem Baldachin. Inmitten der Tafel stand ein großes, schmuckreiches Salzfaß und teilte die Anwesenden streng in zwei Rangklassen. Oberhalb des Salzfasses saßen die Hochgestellten und waren bei Tisch zwar mit reicheren Tafelgenüssen bevorzugt, allein durch die Etikette eingeengt, indes unterhalb des Salzfasses ohne viel Umstände zugegriffen wurde.

Durch diese Tischordnung wurde zwar eine gewisse Erziehung zu feineren Eßmanieren angestrebt und auch erreicht, doch mag am unteren Tischende noch manch roher Witz übriggeblieben sein, namentlich wenn ein Fremder die Milde der Herrschaft an diesem Ende genoß. So wurde Dante, als er am unteren Tischende bei Can Grande saß, das fremde Brot gründlich verleidet. Bitter war es für den Dichterfürsten, unter dem Salzfaß zu sitzen, doch späteren Dichtern wurde im Elend selbst solche Milde versagt.

Eine Ausnahme der Sitte des Tafelns an langen Tischen, die derartig stilisiert abgestufte Gastfreundschaft auch für Fremde oder Niedrigstehende als Pflichtgebot sahen, war der runde Tisch — seit den sagenhaften Zeiten des König Artus — ein Traum der Ritterschaft. Er schloß die Rangordnung aus, der Gastgeber wirkte fast revolutionär, wenn er seine Gäste gleichstellte oder vielmehr setzte. Eine Tafelrunde galt daher seit alters für den Inbegriff einer gewissen Zwanglosigkeit, Verkündigung einer Brüderlichkeit wie unter Ordensbrüdern und gewann symbolisch-mystischen Einschlag.

An solcher Tafelrunde war die Giftprobe nicht nötig, welche die lange Tafel allzuhäufig verunzierte, denn jenes die Gesellschaft scheidende Salzfaß war oft mit verschiedenen Gegenständen behängt, denen man die Eigenschaft des Probiersteins, der Giftprobe zuschrieb. Auch wurden gläserne Gefäße ursprünglich darum als besonders köstlich geschätzt, weil man glaubte, sie zerschellten, sobald sie mit Gift in Berührung kämen. Silberne Becher blieben jedoch immer hochgeschätzt.

Zu reichen Häusern gehörte, wie die Silberkammer voll kostbarer Geräte, die Teppichkammer, die eigenen Beamten unterstand; sie enthielt die Wandteppiche und Gehänge, die abwechselnd gebraucht wurden, bei Reisen und Aufenthaltswechsel mitgingen und sofort, zeltartig benutzt, die Räume wohnlich machten. Die bemalten oder auch rohen Steinwände waren mit Gestellen versehen, an deren Stangen die Wandteppiche mit Ringen befestigt wurden, meist in einem gewissen Abstand (von 1 Meter) von der Mauer, so daß der Zwischenraum als Versteck benutzt werden konnte, wie es Shakespeare noch in Hamlet anwendete.

Zuweilen waren die Wandteppiche von den vornehmen Frauen gestickt, wie jene berühmte „Tapisserie de Bayeux", die der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, Mathilde, zugeschrieben wird. Zuweilen stammten sie aus dem Orient oder aus den Webereien von Arras, die so große Berühmtheit erhielten, daß ein Wandteppich an sich „Arras" (später ital. Arrazzo) genannt wurde.

Schwer herabfallende Vorhänge schützten vor Zugluft, indem sie vor die Fensternischen gezogen wurden, da die Fenster selbst nur durch hölzerne Läden verschlossen werden konnten oder mit Rahmen, über die ölgetränkte Leinwand gespannt war. Die mit Blei gefaßten runden Butzenscheiben bürgerten sich sehr langsam ein und galten in der gotischen Zeit für großen Luxus. Damit die Wachslichter in den hohen, güldenen Kandelabern nicht allzu heftig flackerten, schloß man abends auch die Portieren, die an den Türen angebracht waren. Den schweren „Arras" hochzuheben, wenn eine Dame das Zimmer verließ, gehörte zur höfischen Höflichkeit des Herrn. Durch diese Zeremonie erhielt jeder Eintritt und jedes Verlassen des Raumes einen Anstrich von Feierlichkeit.

„Ein Zimmer" („une chambre") war ursprünglich der Ausdruck für die vollständige Sammlung von Gehängen, Vorhängen und Teppichen, deren ein Saal zu seinem Schmuck bedurfte. Im deutschen Lied heißen die Wandteppiche „Umbehanc". Vielfach wird geschildert, wie solcher Umbehanc dazu diente, ein Brautgemach oder einen Festraum zu schmücken. Es war auch Klosterarbeit, die wundervollen orientalischen Stickereien nachzuahmen. Solche Werke dienten dann als Huldigungsgeschenk für die Stifter oder schmückten die Kirche an Feiertagen. Die wertvollsten Gehänge waren aus Seide und golddurchwirkt, mit Edelsteinen verziert, hatten an Stelle der Fransen goldene Schellen und waren stark parfümiert.

Wie solche Stücke nur zu besonderen Gelegenheiten aus der Teppichkammer geholt wurden, etwa bei Turnieren, Hochzeiten, Empfang hoher Gäste, so brauchte man in den Kirchen, um an hohen Feiertagen „Staat zu machen", kostbare Teppiche. Waren Fußteppiche auch sonst außerhalb des Frauengemachs nicht üblich, so breitete man in den Kirchen Läufer oder viereckige „Vorlagen" zum Knien aus für hohe Damen, Fürstlichkeiten und kirchliche Würdenträger. Der irdische Staat war vorbildlich für den himmlischen, für den Prunk des Gottesdienstes, und verschwisterte sich mit diesen. Der Vorrang, die besondere Kapelle, der besondere Stuhl oder die abgeschlossene „Empore" in der

Kirche gehörten zur Erlesenheit, und es gereichte zur freudigen Genugtuung der übrigen Kirchgänger, wenn die Hochgestellten „in Staat“ daherkamen und in diesem Staat beteten. In der Kirche begraben zu werden, gehörte ebenfalls zum selbstverständlichen Vorrecht der Großen.

Bei kirchlichen Festen wie an Fronleichnam, welcher Feiertag 1264 eingeführt wurde, ist es noch heute Brauch, den Weg der Prozession mit Blumen und wohlriechenden Kräutern zu bestreuen; im Süden erhielt sich die Kunst, aus Blumen einen Teppich zu flechten. Es ist dies ein Andenken an die Zeit, da es zum Staatmachen gehörte, den Estrich mit wohlriechenden Kräutern und Blumen zu bestreuen. Es war anmutig und angenehm, auf solchem Blumenteppich zu lagern, und elegante junge Herren taten dies mit Vorliebe zu Füßen der Dame, wie Hamlet sich zu Ophelias Füßen niederließ. Zu diesem festlichen Fußbodenbelag liebte man es, eine Binsenart zu verwenden, die einen angenehmen Geruch ausströmte. In England hieß deshalb das Tanzen scherzhaft „die Binseln kitzeln“ (tickle the rushes).

Duft gehörte zum Staat als Begriff der Huldigung für Götter und Menschen vom fernsten Altertum an, daher auch die Wichtigkeit, die kommerziell hohe Bedeutung von allen wohlriechenden Hölzern und Pflanzen, der große Aufwand von Weihrauch in den Tempeln, an Blumen und Essenzen in den Palästen. Die Bekehrung zur Zivilisation einst barbarischer Völker zeigt sich auffallend durch die Bekehrung ihrer Nase, durch beginnendes Verständnis für Reinlichkeit und Wohlduft, durch Huldigung, die den Großen der Erde und der himmlischen Majestät mittels Wohlgerüchen feierlich gespendet wird. Zu ihrem Staat gehört es, in eine Wolke von Wohlduft gehüllt zu sein. Höchster Staat verlangte außer den parfümierten Behängen und den Blumenteppichen wohlriechende Tischtücher, wohlriechendes Wasser zum Händewaschen nach jedem Gericht, parfümierte Handschuhe und Gewänder. Man trug am Gürtel den „Pomander“, Essenzbüchsen mit kostbaren Parfüms oder trug ein Sträußchen wohlriechender Blumen in der Hand. Bald kam das Kauen wohlriechender Pastillen auf, den Atem zu erfrischen vor dem Willkommkuß, den die Dame des Hauses geehrten Gästen bot.

Auch bei manchem zeremoniösem Tanz waren Küsse üblich. Man küßte in der Kirche das Kreuz oder ein verehrtes Bild, bei feierlichen Investituren wurde der zu neuem Rang Erhobene mit feierlichem Kuß entlassen. Überall gehörte der Kuß zu Prunk und Staat.

Der Blumenluxus, eine Tradition der Antike nach dem Beispiel des Orients, kam in der gotischen Zeit zu verschwenderischer Entfaltung und diente auch der Idee des Staatmachens. Eine plötzlich erwachte und modisch gewordene Vorliebe für die Natur kündigte sich nicht nur an in dem selig andachtsvollen aus „laus" (Laude, Lobgesang) stets wiederholten Frühlingspreisen von Vögelein und Blümelein, sie wuchs und rankte sich an den Stätten der Andacht bis zum triumphierenden Blatt- und Knospengespitze in den Lüften hoch über allem irdischen Grüßen, sie webte und lebte in den zierlichen, abkonterfeiten Pflanzen der Andachtbücher und schlang Blumenornamente in die Prunkstoffe zusamt den Wappen, fügte Arabesken, stilisierte Blätter in jeden Schmuck an Truhe und Gestühl; wie die romanische Zeit Tiermotive geliebt hatte, so schwelgte die gotische vorzüglich im Pflanzenmotiv, als dem neuentdeckten, nunmehr neuzeitlichen.

Stark bewußt ist die Gotik eine Neuzeit, eine mit vielen alten, ihrem Sinn nach veralteten Dingen aufräumende Zeit, obwohl sie von späteren Jahrhunderten als die altertümliche, rückschrittliche galt. Gemeinsam ist den einstigen Kulturstilen die selbstverständliche Anlehnung, das Herauswachsen, aber auch das Hineinwachsen der Natur gegenüber, die ihr entnommenen verbindenden Schmuckteile, das Anschmiegen und Einschmiegen in die Landschaft. Erst der gegenwärtigen Kunstentwicklung ist grundsätzliche Emanzipation von der Natur selbstverständlich, ja es gibt eine spitze geometrische Gegensätzlichkeit, die überall zerreißt, schneidet, stört und die sich endlich von den der Natur abgesehenen Schmuckteilen losgesagt hat im Namen äußerster Sachlichkeit.

Sogenannt „barbarische" Vorfahren hätten diese Sachlichkeit vielleicht als barbarisch empfunden, ebenso wie die geselligen Sitten mitten im Raucherqualm, der ihnen unerträglich gewesen wäre, wie wahrscheinlich den heutigen Freiluftmenschen die heftigen Räucherungen mit Parfüm der gotischen Zeit entsetzlich vorkämen. Aber Rosenblätter bedeckten damals das Bad des Gastes, auch das gemeinsame Bad, zu dem man sich einlud, sie bedeckten den Prunktisch und das Prunkbett. In bewußter Nachahmung der Antike öffnete sich sogar in einem fürstlichen Schloß die Decke eines Prunksaals, und es regnete Rosenblätter auf die Tafel. Ganze Gärten dienten der Anpflanzung von Rosmarin und Lavendel.

Das Begehren nach Staat und Prunk, der Wunsch zu huldigen und auszuzeichnen auf profanem wie kirchlichem Gebiet, schuf

an allem, was die Gotik hinterließ vom reichgezierten Krug und Becken, die zum Händewaschen bei der Tafel dienten, bis zu den höchsten Offenbarungen der Architektur, der Malerei und der Plastik. Es kam ein leidenschaftliches Verlangen nach Lobgesang und Erhöhung zum Ausdruck, nach Emporsteigen aus dem Gewöhnlichen, nach Verehrung, nach Abwerfen des Niedrigen und Gleichmäßigen.

So sind auch die wichtigsten Möbel, die ein Symbol der ehelichen Gemeinschaft bilden, Tisch und Bett Ehrenbringer und voll Bedeutung. Die übrigen Einrichtungsgegenstände, die Truhe, die auch als Sitzgelegenheit diente, der Betstuhl, das Kissen, auf dem vornehme Damen nach orientalischer Weise gerne mit gekreuzten Beinen saßen (eine Sitte, die sich bis ins 18. Jahrhundert erhielt), Devotionsstatuen, die in Nischen angebracht waren oder auf eigenem Säulenpostament, die Kredenz in verschiedenen Abteilungen architektonisch aufgebaut, die den Reichtum der Familie an Gold- und Silbergefäßen zur Schau trug, gesellten sich in einheitlicher Stilwirkung den Hauptmöbeln.

Auf der Kredenz, die dann dem Rang des Hauses entsprechend in mehreren Stufen hergerichtet wurde, gab es Schaustellungen des häuslichen Reichtums bei Taufen, Hochzeiten und anderen Familienfesten. Zum Staatmachen waren sie besonders wichtig und zeigten der Freundschaft wie der Sippe den Glanz des Hauses. Da mußte es hoch hergehen, man liest, daß Tausende üppig bei solcher Gelegenheit bewirtet wurden, und jeder Untergebene, jeder Untertan „nahm sich das Recht“ mitzufeiern, sich an dem schweren Prunk als berechtigter Teilhaber zu ergötzen.

Das Eindruckvollste an Staat war aber der Trauerstaat mit seinen mannigfachen und reichen Zeremonien. Das letzte Fest, das ein Herrscher, ein Vornehmer, ein Reicher gab, mußte die bisherigen übertrumpfen, um ihm ein respektvolles Andenken zu sichern und den Erben einen festen Grund zur Tradition zu bereiten. So wurde bei den Leichenbegängnissen am wenigsten gespart. Am französischen Hof hielt man die Fiktion, daß der Tote noch Gastgeber sei, durch eine porträtähnliche Wachspuppe aufrecht.

Zum Staatmachen gehörte bei jeder Zeremonie das Staatsgewand, das immer noch den Charakter der byzantinischen Kaisergewandung auch im Westen trug und die durch nichts zu ersetzende imponierende Würde reichen, lang am Boden schleppenden Faltenwurfes zeigte. Der Mantel des Fürsten und der Fürstin, die solche Feierlichkeit um sich breiteten, gehörte zu

den Insignien der Macht, gleich für Herrin und Herrn. Die Herrschermacht, die sich kundgibt im würdigen Tragen der Prunkgewänder, behielt seit Anfang der Kultur eine beziehungsreiche Bedeutung, und sie gehörte symbolisch zum Staatmachen. Das Volk erwartete und verlangte, daß die Hochgestellten augenfällig und offensichtlich schwer an ihrer Pracht zu schleppen hatten. In heimlicher Demut trugen manche unter ihnen härene Hemden oder Bußgürtel auf dem bloßen Leib, einige bestimmten, in der Mönchskutte, im Nonnengewand statt im Staatskleid begraben zu werden. Allein mit dem Staat hatten sie ihre Aufgabe, ihre Pflicht erfüllt. Die Untergebenen besaßen eben ein Recht darauf, sie sahen den Glanz des hohen Hauses als ihr mystisches Eigentum an, murrten bei einer geringen Heirat und fanden es natürlich, wenn eine Prinzessin aus „Staatsräson" einem ungeliebten Gatten folgen oder ins Kloster gehen mußte. Opfer gehörten zu Rang und Stand. Schwer drückte jede Krone, mit wieviel Zacken sie begabt sein mochte, auf der Stirn. Weil sie „gottgewollt" war, wurde sie mit Anstand getragen von denen, die in der Tradition aufgewachsen waren, voll Stolz bewußt, daß sie höheren Kulturaufgaben dienten, Aufgaben, die ohne Opferfreudigkeit nicht erfüllt werden konnten.

Um das Jahr 1000 war die große Wandlung vollbracht. Die Nachkommen der Völker, die so intensiv stadtfeindlich gewesen und so viele Städte zerstört hatten, die den Begriff der Städtekultur, der sich unbezwingbar dünkte, in langem Ringen niedergerungen, sind nun selbst Städtebauer, errichten Ringmauern und Türme, um sich zu schützen gegen neu heraufziehende, städtefeindliche Horden, geben ihrem Kaiser, Heinrich, dem Finkler, den Ehrennamen Städtebauer und nennen mit abergläubischer Ehrfurcht das alte Rom „Stadt der Städte". Die Selbstregierung der neuerstandenen Städte modelt sich nach der Erinnerung an die römischen Munizipien, setzt deren Art fort, meist unter dem Schutz eines Bischofs, und begehrt nichts so sehr als immer wachsende, von den Kaisern zugestandene Freiheiten und Privilegien.

Einige italienische, deutsche und französische Städte, vor allem Paris retten ziemlich viel von antiker Tradition, in ihren Mauern setzt ein freudiges Erwachen geistiger Kräfte ein. Handelsemporien erstarken wetteifernd, die Städte bilden sich zu festumrissenen Persönlichkeiten aus, eigenartiger, als es die Muni-

zipien je gewesen, sie sind leidenschaftlich individualistisch und werden Tummelplätze von Herrennaturen. Als nach der Völkerwanderung im Abendland Kunst und Handwerk fast ausgestorben, glühte der Funke zertretener Kultur unter der Asche, indem einige Werkkundige die Tradition pflegten, aber manches Gelenk, manche notwendige Verbindung fehlte, vieles war vergessen oder



Deutsches Städtebild um 1500.
Kupferstich von Albrecht Dürer.
Im Vordergrunde der heilige Antonius in die Lektüre eines Buches vertieft.

nicht rechtzeitig dazu gelernt worden, so daß jede menschliche Fertigkeit das Pathos erlebte, neu und kindlich buchstabiert zu werden. Hauptsächlich im Schutz der Klöster war dabei eine frische Freudigkeit zu finden, und rückblickend sieht es so aus, als ob fast im Nu das Verlorene wiedererlangt und Neues daran geknüpft war.

Das Märchenhafte, ja das Gefährliche, das später noch so lange an den Geisteswissenschaften hindernd klebte und auf ihnen lastete, so daß es Heldensinn erforderte, denselben selbst ständig nachzugehen, klebte und lastete zu Anfang der neuen europäischen Errungenschaften auch an jedem Handwerk, jeder Hantierung, Fertigkeit und Kunst, waren es doch tatsächlich weiße

Wilde, welche dieselben anstaunten und darin eingeweiht wurden. Solche Ausnahmestellung der Technik führte zu Grausamkeiten den wenigen gegenüber, die Kunstvermögen besaßen auf handwerklichem Gebiet. Es gehört nicht nur in das Reich des Märchens, daß jene, die irgendein Wunder der Technik vollbrachten, gefangengehalten wurden oder gar geblendet, um



Werkplatz eines Zimmermannes.
Holzschnitt von Jost Amman aus Hans Sachs' „Eigentliche Beschreibung aller Stände". Frankfurt a. M., 1568.

dieses Wunder nicht Fremden offenbaren zu können, daß ein Verrat der Meistergeheimnisse schreckliche Ahndung erfuhr und seltsamer Aberglaube sich an die verschiedenen Tätigkeiten der Hand wie des Geistes knüpfte. Von manchem wurde behauptet, teuflische Hilfe sei dazu nötig gewesen.

Eine englische Urkunde berichtet, daß die Glasermeister, die wegen ihrer Seltsamkeit sehr gesucht waren, gebrandmarkt wurden als nötige Arbeiter zum Bau einer mit bunten Glasfenstern geschmückten Kathedrale, um ihr Davonlaufen zu hindern. Wie im Altertum Raub, Ankauf und Verkauf besonders geschickter Sklaven Brauch war, so dauerte im Mittelalter die Gepflogenheit fort, Leute, die in irgendeiner begehrten Technik bewandert waren, zu rauben und im eigenen Bereich anzusiedeln.

So verfuhr z. B. Amalfi mit Seidenwebern an orientalischen Küsten, und noch in späteren Jahrhunderten fanden sich in Polen von Persern bewohnte Dörfer, die als Teppichwirker einst dahin verschleppt waren.

Eine erste Emanzipation des Arbeiters fand insofern im gotischen Zeitalter statt, als an diesem Wendepunkt die schon längst zum Schutz von Kunst und Gewerbe ins Leben gerufenen Innungen und Gilden, allen voran die stolze Bauhütte, sichtbaren Triumph feierten, daß alle Handwerke und Künste sich vom Verdacht der Teufelshilfe reinigten, aus dem Bann der Sklaverei befreiten, aus der Angst des Aberglaubens erhoben und diese Kulturerrungenschaft weithin sichtbar in den großen Kathedralbauten verkündigten. Ausgenommen blieb allein die Alchimie mit den ihr zugehörigen und verwandten Experimenten.

Die gotischen Dome sind durchaus nicht nur eine himmelssehnsüchtige Verkündigung mystischer Inbrunst, sie sind ein Ausruf der Befreiung, ein Chorgesang der höchste Würde erlangt habenden Arbeit, die nicht mehr versklavt und hörig geübt wird. Die Kunst schwebt nicht in der Luft, ist kein abstraktes Geschwätz. Die Entweltlichung, die der Gotik nachgesagt wurde, jenes „Beflügeln des Steins“ ist nicht in dem Grad weltabgewandtes ekstatisches Glaubensbekenntnis, wie Gelehrte vielfach annahmen. So hoch der Dom die Stadt überragt, er gehört zum Stadtgedanken und Stadtbild wie die Akropolis zum antiken Athen.

Im tiefsten Sinn ist die gotische Kunst eine schier revolutionäre Bejahung berechtigter Menschenwürde. Schweiß der Arbeit sollte nicht mehr als Fluch, sondern als Segen angesehen werden trotz der biblischen Erzählung, und diese neugewonnene Weltanschauung wurde triumphierend kundgetan durch das Werk der Werkkundigen und ihres Betriebs im Fortschritt von Adams erstem Erdschaufeln an bis zur höchsten Spitze ihrer Dome. So zu sehen am Florentiner Campanile und anderen gottgeweihten Bauten, die Behauptung der heiligen Freude, ihrer Arbeit und ihres Stolzes.

Doch schon springt dieser Preis über von den geistlichen zu den weltlichen Bauten, zeigt sich an der Tuchhalle von Ypern, am Dogenpalast von Venedig. Vielleicht war die feierlichste, die magisch ekstatische Inbrunst mit dem Schauer am nächsten verbunden, den der Gläubige empfand vor dem hieratischen Mosaikbild in der Apsis romanischer Kirchen, und die vielen seltsamen allegorischen Tiere frühchristlicher Kunst haben etwas atavistisch Gefühlsmäßiges wie ein Aufleben des Totemglaubens, der die Höhlenbewohner zu ihren Tierbildern bewogen haben mag.

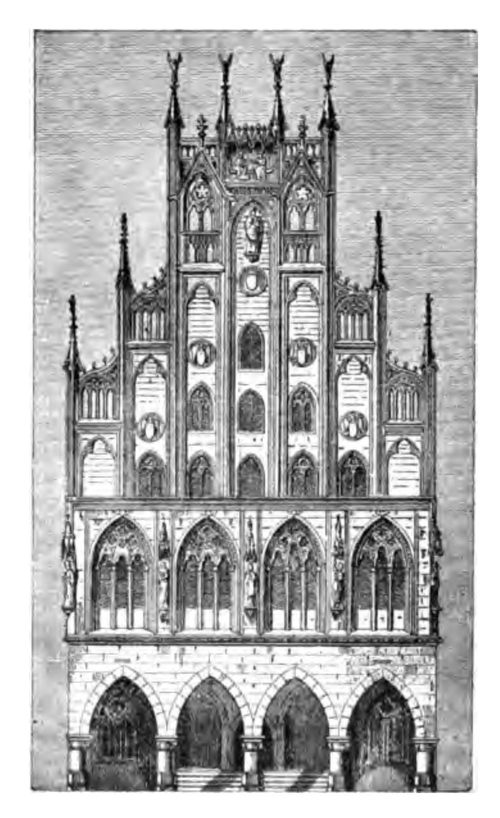
Aber das erste Wiederaufleben heidnischer Lebensbejahung und Daseinsfreude, der Werktagsheiligung, ist von der Gotik ausgegangen.

Wie dann das Volk hoffnungsfreudiger Handwerker und Künstler die erste Madonna, die dem Zwang byzantinischer Stilisierung entwuchs, jubelnd durch die Stadt geleitete, bekam diese Werktagsheiligung beredten Ausdruck.



Münster zu Regensburg.

Die Stadt nach neuem Begriff, wenn auch auf ältester Tradition errichtet, zeigt an allen Profanbauten denselben Atem der Befreiung, dieselbe triumphierende Selbstbejahung. Wenn in erster Linie sakrale Kunst gedieh, so wollte sich dadurch der Tüchtige zu eigener Ehre der Gottheit gegenüber behaupten und zeigen,



Fassade eines gotischen Profanbaues.

was er konnte. Er hatte das Vertrauen, daß solches Können eine Huldigung, ein Gottesdienst sei. In einem glücklichen Kulturaugenblick war er der finsteren Dämonologie mit ihren Ängsten entronnen und noch nicht der neuen Dämonologie verfallen, die mit der Absage der nordischen Länder an die Renaissance das Herz und den Geist verdunkelte, einen bösen Teufels- und Hexenglauben heraufbeschwörend. Der gotisch Gläubige trieb beinahe Possen mit dem Teufel, er hielt ihn für überwunden. Die Besessenheit war durch Arbeit geheilt, der Teufel komische Figur geworden, gerade

gut genug als Pfeilträger, als Wasserspeier zu dienen, im Mysterienspiel der Genarrte zu sein — ein gezähmter Kaliban. Auch dem Höllenfürsten gegenüber entdeckte die Menschheit den Humor. Die gotischen Bauten sind oft voll Schabernack, voll lustiger Einfälle. Im Schutz der Stadt konnte man sich erlauben zu lachen, mochten die Burgen im Land noch in finsterem Ernst verharren.

„Da sich das Leben jetzt in den Städten zu zentralisieren begann", sagt Karl Scheffler im ‚Geist der Gotik', „da die Begabungen miteinander in engste Berührung kamen, da das Erlebnis der Kreuzzüge schmerzvoll und stark befruchtet hatte, mußte der Schöpfungsakt mit explosiver Heftigkeit vor sich gehen. Wie ein Wunder entstand, sich emporwindend über die aufschäumenden Volkswogen, eine reichgegliederte, mit nie gesehenen Reizen verklärte Baukunst."

Der Mensch erzählte sich selbst und drängte mit der Erzählung in den Himmel hinein, wie eine erregte Volksmenge in ein Königshaus. „Dem Künstler war keine Idee zu unsinnlich, kein Motiv zu grotesk oder naturalistisch, keine Konstruktion zu kühn, keine Masse zu ungeheuer, kein Affekt zu stark, keine Fülle zu groß, alles bewältigte er, brachte es organisch zusammen, so daß die Formenwelt aus Gottes Hand hervorgegangen zu sein scheint." (K. Scheffler.)

Niemals ruht die Form aus, alles an ihr ist Leben und Affekt. Dieselbe Temperamentslinie umschreibt menschliche Figuren, Fensterwölbungen, Kreuzblumen und Turmsilhouetten — die ganze Natur, das ganze Leben ist in diesem Transzendentalgedanken, der Gotik heißt!

„Das Erhabene und Groteske, das Häßliche und Schöne, das Geschaute und Gedachte, Natur und Unnatur, das Wirkliche und Phantastische, Menschen, Tiere und Pflanzen, Teufelsbestien, Madonnen und Blumen." (K. Scheffler.)

Aber gemach, in dem scheinbaren Wirrsal ist eine treffliche Ordnung, nichts kann herausgerissen werden, ohne daß es sinnlos wird, jedes Ding ist an seinem Platz köstlich und notwendig. Es ist sicher dahin gesetzt, wohin es gehört. Der Reichtum ist keine Verschwendung, die Freiheit keine Zügellosigkeit. Gestrafft, gerafft, ehrlich gebaut, ehrlich gemeißelt und geschnitzt, ein Werk nicht allein der Begeisterung, sondern auch höchst anständiger bürgerlicher und meisterlicher Gesinnung ragt der gotische Dom über die werktätige Stadt, Denkmal einer in sich vollendeten und mit Recht auf sich stolzen Kultur.

So neu die Entwicklung wirken mochte, so revolutionär sie in

mancher Beziehung war, die neue Städtekultur erscheint nicht durchaus im Lichte der Neugründung, sondern zeigt Spuren der einstigen kolonisatorischen Tätigkeit Roms. Deutlich sieht man den Ursprung mancher Kulturerrungenschaft und darf wohl annehmen, daß dieser Ursprung nichts anderes ist als eine Verjüngung antiker Tradition. Ein wichtiges Beispiel: Ob der antike Handel schon Reklame kannte, ist noch nicht erforscht. Doch zweifellos fand schon lebhaftes Anpreisen der Waren statt, Marktschreiertum am Wochen- und Jahrmarkt, vor den Tempeln und den Toren. Diese Reklameart erwacht mit neuer Städtebildung, Messen setzen die alten Tempelmärkte fort oder lassen sie neu aufleben. Die Sammlung der „cris de Paris" veranschaulicht, wie lebhaft dieser Lärm gewesen und wie er doch einer gewissen rhythmischen Regelmäßigkeit nicht entbehrte. Von Morgengrauen an ertönte durch die engen Gassen weithin vernehmbar, hell und heiter, der zumeist von Knabenstimmen ausgestoßene Lockruf, der allerlei frische, frisch zu beziehende Ware verkündete, frische Eier, Gemüse, Milch und Obst, Käse und Gebäck, vor allem die beliebten Waffeln, die im Freien hergestellt wurden, noch warm mit Honig und dickem Rahm bestrichen wurden. Bademeister luden mit Schellen zum Bad, Barbiere zum Schröpfen und Frisieren. Allerlei Kleinkram boten die Händler aus, und Handwerker trugen sich zum Reparieren an. Nach gewohntem Takt sang und leierte, rief und modulierte diese Warenanpreisung auf der Straße, Hausfrau und Magd an die Schwelle zu locken. Außerordentlich steigerte sich das Getöse an Markttagen und zu Messezeiten, da berufsmäßige Marktschreier, bunt angetan, hanswurstartig mit Sprüngen, Grimassen und Scherzen aller Art zum Kaufen luden.

Laute Reklame war nötig, da die Leute meist noch des Lesens unkundig waren. Typisch dafür blieben Zahnarzt und Quacksalber, die ihre Kuren oft mit Musik ausführten oder mit bezahlten Kumpanen, denen scheinbar Würmer aus der Nase gezogen und riesengroße Zähne triumphierend ausgerissen wurden. Die Reklame alter Zeit betraf in der Hauptsache das Kleingewerbe und



In der Vorstadt. 16. Jahrhundert.
Nach einem Holzschnitt von Hans Schäuffelein.

Handwerk; sie zielte auf das Kleingeld der kleinen Leute, war volkstümlich, aber nicht ohne Schwindel und Bauernfang.

Das ausgedehnte und ernste Geschäft von Großkaufmann zu Großkaufmann wurde dagegen mit Würde und Pedanterie betrieben, streng redlich, und verschmähte die Reklame als gemein. Den ernst zu nehmenden Kaufmann mußte man oft mühsam suchen im Hintergrund seiner Bude oder seines Hauses, wo er — wie es im orientalischen Bazar Brauch geblieben ist — gleichmütig und scheinbar gleichgültig die Dinge abwartete. Scheinbar ungern und nur aus besonderer Gefälligkeit ließ er sich nach



Wandernder Kaufmann, seine Waren in einer Jahrmarktsbude feilbietend: Harnische, Eisenhandschuhe, Beinbergen, Kettenpanzer, Zeuge, Kästchen, Schalen, Pokale.

Aus einer Bilderhandschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg.

umständlichen Präliminarien zum Geschäft herbei. Offenbar kam diese Art des Handels wie alle Kulturelemente des Westens vom Morgenland. Auch die Sitte, daß die verschiedenen Gewerbe streng zusammenhielten, die einzelnen Handwerke ihre eigenen Gassen hatten und denselben eigene Stempel aufdrückten, in jener Gasse lautes Klopfen, in dieser andächtige Stille, in der dritten Hämmern und Sägen, je nachdem, was darin getrieben wurde. Dort herrschte die laute, ausgelassene Fröhlichkeit der Färber und Walker, faschingsmäßig bunt, hier war die vornehme Brücke (wie in Florenz), wo ausschließlich Goldschmiede arbeiteten. Die Gasse der Goldschmiede war oft ein Stolz der Stadt, und die Goldschmiedfrauen, die in der Laube vor den Herrlichkeiten saßen, waren bekanntlich die Schönsten nach des Dichters Wort und winkten mit Blicken lautlos herbei. Eine schöne Frau als Lockvogel ist dem Geschäft oft ebenso nützlich gewesen wie dem Wirtshaus. Darin unterschied sich das europäische Handelsleben vom orientalischen, das es sonst nachahmte.

Die europäische Frau interessierte sich lebhaft für das Handelstreiben und städtische Leben, und die Frauen waren oft bewußt ein Stolz der Stadt, wenn sie bei den vielen Aufzügen geistlicher und weltlicher Feste feierlich einherschritten. Die Bürgerin „fühlte sich", sie war wie in der Antike eine vorzügliche, nimmermüde Hausfrau. Mit ihr standen gleichsam im Verband verschiedene Kleingewerbe, die ihr halfen, alles in Stand und Ordnung zu halten. Der denkbar größte Gegensatz zu heutigen Zuständen namentlich in Amerika, wo es nicht mehr möglich ist, irgendeinen Gebrauchsgegenstand ausbessern zu lassen, denn das unbrauchbar Gewordene wird einfach auf die Straße geworfen, ja, ein Hemd wird fortgeworfen, wenn ihm ein Knopf fehlt, denn wer sollte sich der Mühe unterziehen, ihn anzunähen, einen Strumpf zu stopfen, ein Loch zu flicken. Das Zeug zu flicken war aber einst so selbstverständlich, daß die Redensart entstand „am Zeuge flicken". Man empfand Ehrfurcht vor jedem Stoff und Gerät, vor der Gewissenhaftigkeit, dem Fleiß, der Treue, womit die Dinge aus bestem Material hergestellt waren. Man verwahrte und pflegte sie, um sie weiter zu vererben, denn das gehörte zum Ehrgeiz, und den Dingen in der menschlichen Umgebung wurde durch viel Liebe eine Seele verliehen. Der streng gewahrte Unterschied der Stände ließ die Dinge meist nicht herabkommen von Hand zu Hand und verhinderte, daß sie in schlechtem Material nachgeahmt wurden. Die Vornehmen und Reichen verschenkten neues, gutes Tuch in Stücken, doch niemals abgelegte Kleider,

denn das Tragen solcher wäre abgeschmackt und sozial verderblich erschienen. Die herrschaftlichen Gewänder wurden in besonderen Kammern der „Garderobe“ verwahrt. Das Märchen erzählt, daß Frau Blaubart in einer solchen schöne Kleider zu finden hoffte, aber auf die Leichen der ermordeten Frauen stieß.

Eine Garderobe wurde als „Bibliothek der Kleiderkunst“ (library for tailors) angesehen, denn hier holte man sich, was man brauchen konnte zum Herstellen von Kinderanzügen, für Schlitzärmel und Schlitzhosen, für Futterzwecke und Aufputz, denn alles wurde verwendet und gewendet von diesem kostbaren Material. Die Hausindustrie machte ein Haus mannigfaltig und interessant. Oft trieb man etwas Landwirtschaft dabei, hatte seine eigene Bierbrauerei, zog Wachs, zimmerte, schnitzte, und so erhielt das Bürgerhaus außen und innen ausgeprägte Physiognomie.

In vornehmen Häusern blieb die Halle, in der die Waffen hingen, lange der Hauptraum. Nördlich der Alpen entstanden die mächtigen, oft prachtvoll geformten Öfen, im Süden, in England und Frankreich erhielt sich das offene Feuer im Kamin.



Nürnberg im Jahre 1530.
Nach einer Tuschzeichnung des 16. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Noch einmal die geliebte Stadt.

Paris als Weltstadt. — Stadt und Universität — Quartier latin. — Die älteste Tochter des Königs. — Die Bastille. — Sinn und Seele der Stadt. — Palladium. — Städtegründungen. — Reliquien. — Der Galgen. — Freiheiten der Städte. — Die Heiligen und Aristoteles.

Die Stadt war Rom für das Altertum und Byzanz für die romanische, langsam der Romanisierung entwachsende Zeit. Von der Gotik an teilt sich der Begriff, eine neue Kapitale der Kultur strebt empor zugleich mit ihren Pfeilern und Strebebogen, eine nur europäische, eine für Europa unentbehrliche und für das neue Europa recht bezeichnende Hauptstadt — nie mehr auszulöschen aus der Geschichte von Europas geistigem Schicksal.

Diese Sendung fällt an Paris.

Rückblickend gewahrt man, daß ohne Rom Paris nicht denkbar ist. Die Stadt hat der römische Adler ausgebrütet. Lutetia Parisiorum war freilich nur eine armselige Niederlassung, während Narbonne und Aix zu glänzenden Munizipien gediehen. Es ist merkwürdig, daß diese im Lauf der Jahrhunderte so oft revolutionäre Stadt ihre erste Größe einem revolutionären Kaiser, Julian Apostata, verdankte, der ihr zwischen 357 und 358 seine Sorgfalt zuwandte.

Ihre eigentliche Bedeutung entwickelte sich jedoch erst, als Hugo Capet die Stadt zur Kapitale erhob (987). Es ist gesagt worden, daß Paris einem Schmetterling glich in seiner Form. „La cité“ bilde den Körper, „la ville“ und „l'université“ die beiden Schwingen des Falters.

Man beachte, welche Wichtigkeit dadurch von Anfang an der Universität verliehen ist. Die gewaltige Institution nahm bescheidenen Anfang, indem — wie es zu Abälards Zeiten üblich gewesen — eine Gilde unter anderen Gilden entstand. Der Unterricht fand oft im Freien statt, im Schatten der mächtig aufwachsenden Kathedrale und auf der Brücke zwischen beiden Ufern der Seine. Nach und nach verbreitete sich das Stadtgebiet bis zum Mont St. Geneviève und nahm die Gegend in Anspruch, die von da ab bis in ferne

Jahrhunderte, nach der Universität „quartier latin“ genannt, das Heim der Studentenschaft blieb.

Am Nordufer der Seine ließen sich die Handelsleute nieder. Bedeutende Messen brachten reges Leben in ihre Unternehmungen.

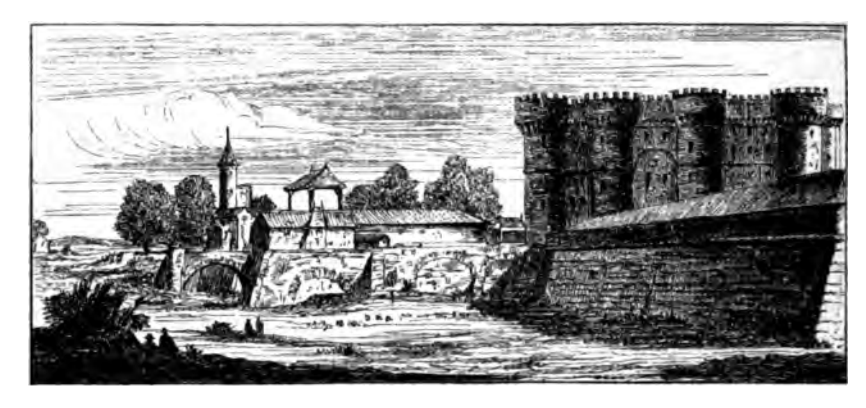


Die gotische St.-Maurice-Kathedrale in Angers, errichtet an der Stelle einer galloromischen Basilika.

Der Wohlstand wächst, die Bildung macht nirgends so guten Fortschritt, der Geist ist nirgends so beweglich. Bald nennt sich Paris die älteste Tochter des Königs (fille ainée du roi), wie Frankreich sich „älteste Tochter der römischen Kirche“ tituliert, da von seinem Gebiet aus der Sieg der christkatholischen Weltanschauung einst unter Chlodwig Ursprung nahm.

So groß das Vertrauen auf die Schutzheilige der Stadt, Ste. Geneviève, auch war, man fand es doch gut, weltliche Sicherung nicht

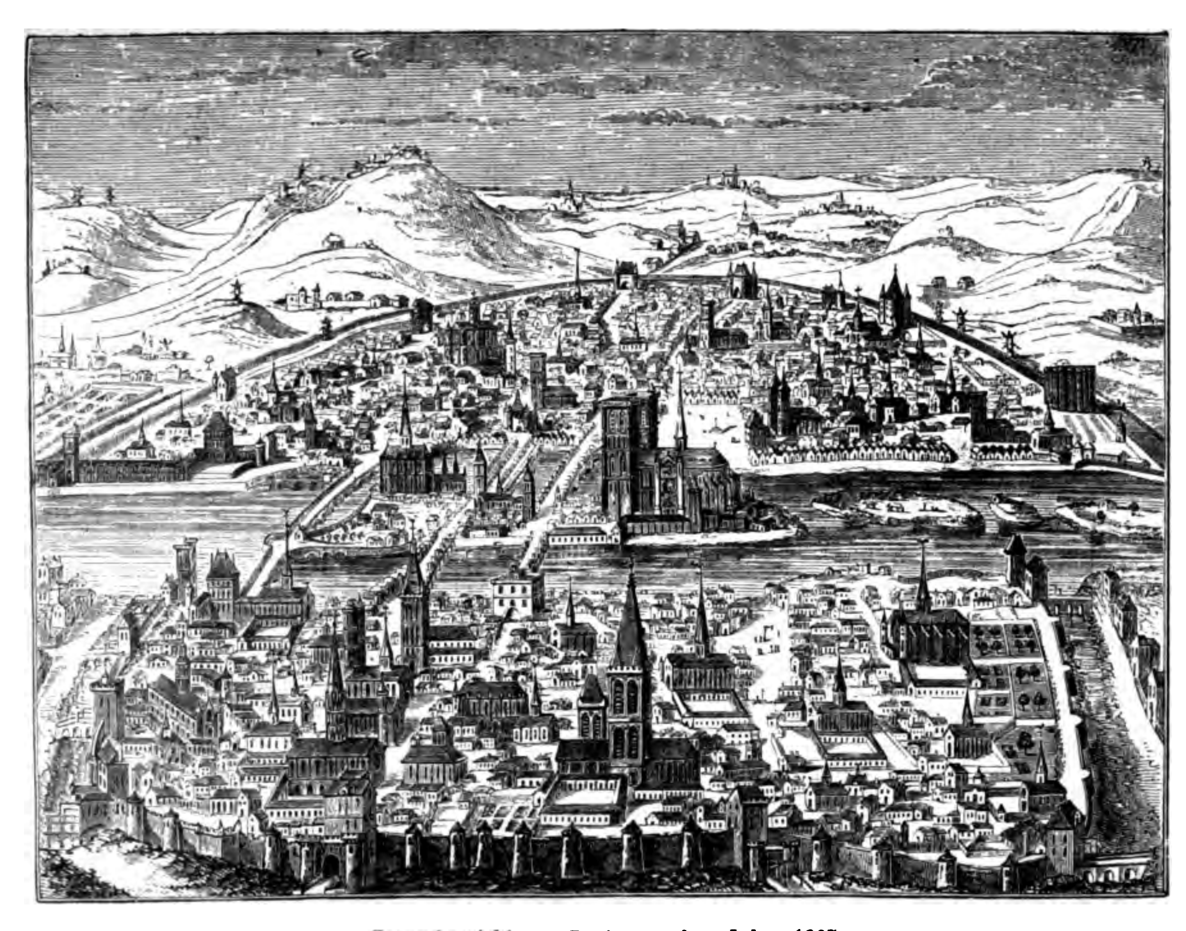
zu verschmähen, und König Philipp August (1180—1223) ist einer der großen Macher von Paris, da er die Straßen zusammenfaßt und die Stadt in den Schutz einer mächtigen Mauer stellt. Ihre Häuser lehnen nunmehr an der Brust eines steinernen Schutzmantels, 10 Fuß breit und 28 Fuß hoch. Mitten in dieser Umgürtung wächst „Notre Dame", von den Königen inbrünstig gefördert.



Ansicht der Bastille im 16. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Stich.
Bibliothèque Nationale.

Trotz aller Frömmigkeit versäumen sie nicht die Sorge für weltliche Wissenschaft. Im Philobiblion schrieb Richard of Bury: „Welch ein Strom von Freude überwältigt das Herz, wenn wir Muße haben für Paris, das irdische Paradies. Wunderbare Bibliotheken sind dort, duftender an Wissen als Griechenlands Schatzhäuser, üppige Büchergärten gibt es, darin die mannigfachste Weisheit prangt."

Ludwig der Heilige siedelte vom Louvre nach dem „Palais de la cité" über und baute die „Sainte Chapelle" als Schrein für die Dornenkrone, die er aus Venedig gebracht. Nach der Schlacht von Poitiers erweiterte Etienne Marcel, Prévost des Marchands, die Ringmauern zu der Porte St. Martin und der Porte St. Denis, so daß sie den Louvre, den Temple und die Bastille mit einbegriffen. Den Bau der Bastille, ein Gegenstück zu Londons Tower, vollendete Karl V. Er bewohnte wieder den Louvre und häufte dort alles an, dessen ein Fürst, Freund der Wissenschaften und Künste, des Luxus und des Komforts bedurfte. Reiches Mobiliar, eine Bibliothek größter Vollständigkeit, Wandteppiche herrlichster Ausfüh-



Gesamtansicht von Paris aus dem Jahre 1607.
Nach dem Kupferstich von Léonard Gaultier.

rung, ein Tiergarten und ein Ziergarten machten den Palast zur schönsten Wohnstätte des gotischen Europa. Dem Luxus des Hauses gesellte sich ein neuzeitliches Arsenal und alle Betriebe, deren eine große Hofhaltung bedurfte. Neben dem Louvre ragte als stilvoller gotischer Bau das weitläufige Gebäude hervor, das die Äbte von Cluny in der Hauptstadt des Landes errichteten, in dem heute das berühmte Museum untergebracht ist.



Die Überführung der Dornenkrone nach Frankreich durch die Kreuzfahrer.

Das Zeitalter der Wiedergeburt bereitete sich in der gotischen Zeit durch das bedeutsamste kulturelle Wiederaufleben, ja, man könnte sagen, durch eine gewaltige Auferstehung vor. Was da auferstand, war Sinn und Seele der geliebten Stadt, wie sie die Antike gekannt als kulturell unendlich fruchtbarer Gemütswert, wenn auch unter veränderten Formen, Namen, politisch-kirchlicher Gliederung, Kostümen und Bräuchen.

Man bedenke immer wieder, um den großen Schritt, den die Jahrhunderte getan, verfolgen und richtig auffassen zu können, daß die Nordländer ursprünglich Haß, Mißtrauen und Verachtung dem Stadtgedanken entgegenbrachten und grundsätzlich, nicht nur gelegentlich, die weit ausgedehnte Stadtblüte, die sich zum römischen Namen bekannte, geknickt und zum Teil der Erde gleichgemacht haben. Die Nachkommen der also Stadtfeindlichen bekehrten sich in Frankreich und Deutschland zur Stadt, eine Bekehrung, die kulturell nicht weniger wichtig ist als jene zum Christentum.

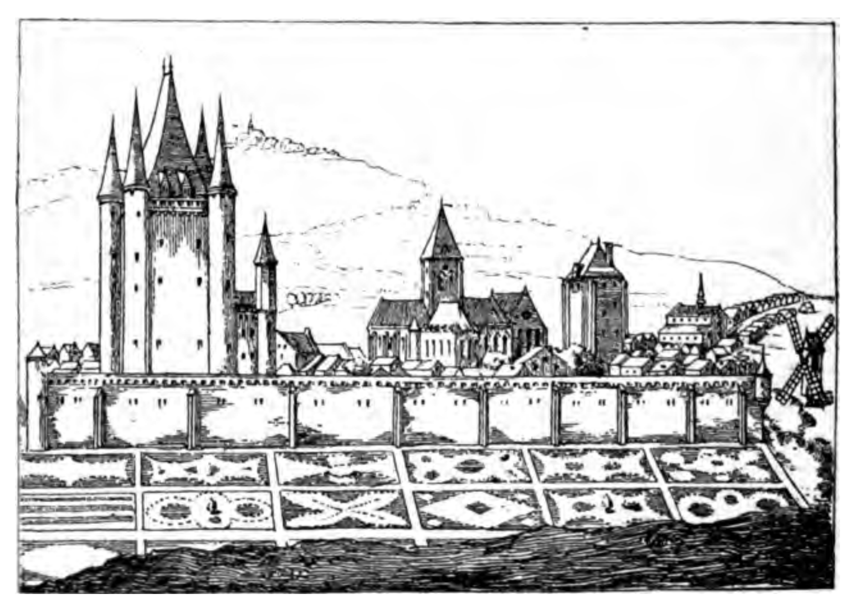
Das Christentum bietet seine Hilfe, es nimmt sich schließlich des Stadtgedankens an, es heiligt ihn, wie die antike Religion stadtfreundlich gewesen, und schützt sich selbst, indem es die Stadt zu schützen unternimmt.

Dem fanatischen Prinzip orientalischer Asketen und Schwärmer, die das Christentum einst zu überwuchern drohten mit angeblich demütigem, im Grunde krankhaft hochmütigem Armuts- und Entsagungsideal, setzte die christliche Stadt, wie sie namentlich im gotischen Zeitalter sich in Italien, Frankreich und Deutschland entwickelte, ein Ideal gemeinschaftlich wohlgegliederter Wohlfahrt entgegen, ein Pochen auf Menschheitswürde innerhalb der Stadthoheit, einen weltlichen und dennoch frommen Stolz auf sie, die Wichtigkeit des eingesessenen Bürgers.

Heute, da es fast gleichgültig geworden, in welcher Stadt man lebt, in welche man zieht oder nicht zieht, auf lang oder kurz, wo der einzelne Bürger in bezug auf das öffentliche Geschehen unverantwortlich und uninteressiert ist, und nur durch allgemeines Klagen über Steuerlast, törichte Verordnungen und Belästigungen sich mit den Mitbürgern verbunden fühlt, heute ist es schwer, sich *die geliebte Stadt* zu vergegenwärtigen, wie sie die gotische Zeit neu erlebte als durchaus lebendigen Stadtkörper mit geheiligter Gliederung, gesundem Ausmaß und fester Regierung. Jeder an seinem Platz, ohne Gedränge werktätig, keine Hast, sondern organisch langsames Wachstum, natürliche Entfaltung, Gilden und Zünfte voll strenger Disziplin.

Wieder wie in der Antike — auf die zurückzugreifen eine sinnvolle Kulturgeschichte stets die Pflicht hat, denn von der geistigen Heimat losgerissen schwanken alle Begriffe sinnlos unverständlich — wieder ist die geliebte Stadt schön und eben deshalb instinktiv verehrt, ihr Bild tief im Herzen und nie zu verwechseln mit anderer Stadt. Meist baut sie sich an eine Höhe gelehnt oder auf einer Höhe zur besseren Verteidigung, an bedeutendem Flußufer zum Zweck

leichten Verkehrs. Sie ist gekrönt von einer Feste, einer Akropolis wie die antike Stadt, oder einem Kirchenbau, der dem griechischen Tempel gleich Schutz und Andacht gewährte. Wurde die Stadt belagert oder erstürmt, flüchteten die Einwohner letzten Endes wieder zu dem Heiligtum und verschanzten sich darin, vertrauten dem Schutzheiligen Weiber, Kinder, Greise und Schätze an im



Der Temple, das Ordenshaus der Tempelherren in Paris.
Nach einem Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert.

Glauben, daß eine schirmende Gottheit den Schild darüber halte und den Feind schrecke, daß der letzte Frevel nicht begangen werde oder die Verteidiger übernatürliche Kraft, ein Wunder, schütze.

Man halte dagegen die äußerste Gleichgültigkeit im Krieg des 20. Jahrhunderts bezüglich jeden Heiligtums, die moralische wie technische Schutzlosigkeit moderner Großstädte gegen neuzeitliche Kampfmittel.

Mochten mittelalterliche Städte noch so oft berannt werden oder dem Schrecken peinigend langer Belagerung ausgesetzt sein, der Bürger verlor nicht den Glauben an seine Stadt und nicht die Liebe zu ihr. Denn wie in der Antike ein Gott, Halbgott oder Heros der Stadt einst zur Geburt verholfen und deshalb ihr Geburtstag feierlich begangen wurde, so hing die gotische Stadt mit ihrem Dom von

der Schutzherrlichkeit eines heiligen Wesens ab, hatte Schutzpatron oder -patronin, die Verantwortung für das Gemeinwesen trugen und weiter gewährten, solange die Bürger würdig blieben. So trägt auf zeitgenössischen Bildern mancher Heilige und manche Heilige einen kleinen Dom, eine kleine Burg als Symbol der Stadt in der Hand und empfiehlt sie dem Schutz der Gottheit.

Oft hingen Städtegründungen bzw. Kirchenbauten, denen dann Städtegründungen folgten, von dem weissagenden Traum des Gründers ab, des Fürsten oder Abtes, der den ersten Stein unter Gesang und Gebet legte, genau wie im Altertum solche Gründung, solcher Bau oft im Zusammenhang war mit einem mystischen Traum und in solchem Traum befohlen wurde. Dadurch war es klar, daß die Stadt, um ein Heiligtum geschart, heilig, gottgewollt



Blick in das Innere der Kathedrale von Bourges.

erschien, daß jede bürgerliche Ordnung, die zu ihrem Dasein gehörte, eine göttliche Ordnung war und demnach zu achten. Der Ehrgeiz, den sie ihren Bürgern einzuflößen vermochte, war der Gottheit genehm, ihr zu Ehren statthaft.

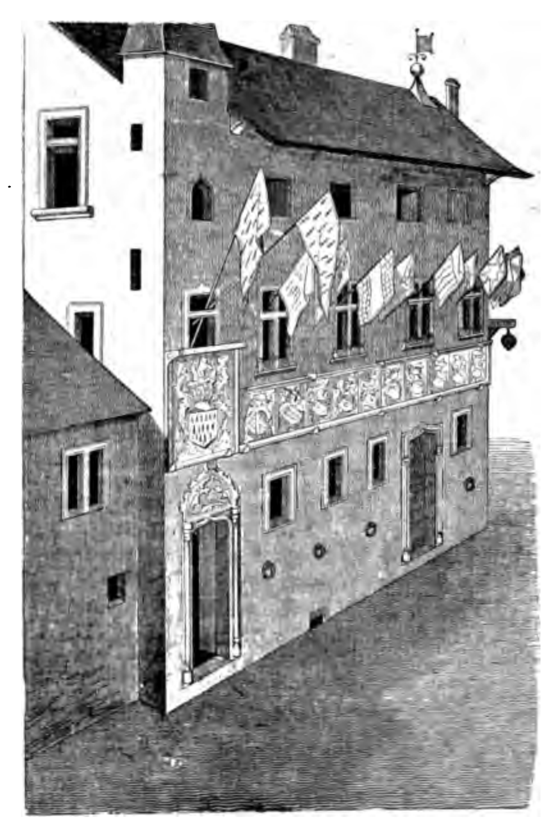


Das Hôtel des Ursins in Paris.
Erbaut im 14. Jahrhundert.

Jede Stadt suchte sich in Besitz einer besonderen Reliquie zu setzen, genau wie im Altertum; es sei nur an das Palladium Athens erinnert. Der Eifer am Dombau, der zuweilen die gesamte Bürgerschaft in Bewegung setzte, der von ihrem Sparpfennig gespeist sich frohgemut erhob, war neugeartetem Ehrgeiz entsprossen und nur dadurch erklärlich, daß die Stadt wieder die geliebte Stadt war und deshalb der Gottheit anempfohlen wurde durch strebsam aufjubelnden, möglichst gewaltigen und lebendig reichen Bau.

Sie war schön im Winter, die geliebte Stadt der Gotik, wenn der

Schnee ihre vielen Spitzen, ihre Türme, ihre vorspringenden Giebel, ihre lustigen Verkröpfungen, das ausdrucksvolle Gesicht jeder krummen Straße und Gasse weiß-schwarz zeichnete, gut umgürtet vom Band ihrer Festungswerke, wie es die Stiche Merians deutlich



Wappen und Fahnen der französischen Ritter an der Außenfront des Hauses des Waffenherolds. Nach einer Miniatur aus dem 15. Jahrhundert.

zeigen, und das Behagen der gesicherten Ordnung in der warmen, bereits traulichen Stube genießend, konnte der Bürger seiner Stadt und seines Lebens froh sein.

Sie war schön im Sommer, wenn auf dem befreiten Fluß, am Fuße der Festungsmauer die Warenschiffe breit ankamen, die Lustbarken schaukelten, der Markt sich vielgeschäftig belebte — von seiner Säule herab blickte der Schutzheilige gnädig auf das Treiben. Sonngeschützt saß man in Lauben vor dem Haus,

selbstgezogene duftende Kräuter und Blumen waren aufgestellt, wetteifernd von einer Tür zur andern. Man trug das Spinnrad, dies lärmende, neumodische Ding, hinaus, im Freien zu spinnen, und es schnurrte um die Wette mit der Katze, die in diesen Zeiten Haustier geworden. Alte Frauen, die gegen das Spinnrad protestierten,



Innenansicht der Kathedrale von Tours.

hielten noch in schwergefaltetem langem Gewand auf der Bank vor dem Haus den Rocken zwischen die Knie gepreßt.

Freilich draußen, vor dem schön aufgemauerten, mit Skulpturen geschmückten Stadttor erhob sich drohend der Galgen und war selten unbesetzt — ein trauriges Wahrzeichen der Stadtherrlichkeit, des Regiments, das die Stadtväter übten, üben mußten, um ihr Weichbild sauber zu halten, ihren Namen in Respekt zu setzen.

Eine der schönsten, der geliebtesten und für die Städteblüte der

Gotik die bezeichnendste Stadt wird Paris, auf allerlei Freiheiten pochend, sich allerlei Freiheiten herausnehmend, besonders was die für Paris wichtigste Institution betrifft, die für Europa vorbildlich wirkt, die Universität. Sind Mailand und Nürnberg, Venedig und Augsburg, die Städte am Niederrhein und den Niederlanden auch „geliebte Städte" im gleichen Sinne, die Weltgeltung, die Führung im europäischen Geistesleben wird von der gotischen Zeit an ein Erbteil von Paris durch die Sorbonne, deren Gutachten und Beschlüsse entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Katholizismus gewannen. Im Jahr 1470 entstand in der Sorbonne die erste französische Druckerei trotz der Verfolgungen, denen Fust dort ausgesetzt war.

Weltliches Wissen, wenn auch noch bevormundet von der Theologie oder vielmehr von dieser sachte in Schritt gehalten, behauptete in der gotischen Zeit zum erstenmal wieder seit dem Zusammenbruch der Antike eine neue Wichtigkeit und rang sich durch gegen die Strömungen des Glaubens, die es immer noch zu überfluten drängten. Meist von Arabern und Juden, seltener durch die lateinischen Schriftsteller der Antike direkt übermittelt, roch es leicht nach Ketzerei. Doch es erhielt im Lauf des 14. Jahrhunderts „offizielle" Beglaubigung, einen Lehrkörper, der allgemeine Anerkennung fand und im Gelehrtenstreit durchaus ernstgenommen wurde. Die Sorbonne lud die Jugend aller Länder ein, sich am Borne ihrer Weisheit zu laben, über dessen Quelle auf ehrwürdiger Herme stets und überall der Kopf des Aristoteles sichtbar war, ehrfurchtsvoll und gläubig bekränzt. Aristoteles mischt sich seltsam und bedeutungsvoll in die Zahl der gotischen Heiligen und hat schließlich mehr zu sagen als alle zusammen.

Die Bauhütte.

Verstehen wir unter Bauhütte eine Vereinigung von Werkleuten, die unter Leitung eines Meisters sich zur Ausführung eines großen Baues zusammenfinden, so müßten wir ihren Anfang in Urzeiten verlegen. Denn ohne Bauhütte in diesem Sinn können weder die Pyramiden, noch der Tempel von Karnak, noch Zigurat, der Babelturm, noch die Höhlentempel von Mavalipuram an der Küste Koromandel, noch der Poseidontempel zu Paestum oder der Parthenon zu Athen entstanden sein. Aber davon soll nicht die Rede sein. „Es wird mit dem Worte ‚Bauhütte' wohl ein Verein von Bauleuten bezeichnet, aber bloß von Steinmetzen, nicht auch von Steinhauern oder Maurern, nicht geeint zu beliebigem Werk, sondern zunächst zum Bau von Kirchen und geistlichen Gebäuden, nicht dem städtischen Zunftzwang unterworfen, sondern einer eigenbürtigen Ordnung, ebenso frei von äußerer Beschränkung durch eine städtische Gewerbeordnung, als in sich selbst bis ins kleinste gegliedert, gegründet auf religiöser, sittlicher Basis ‚Got zu ere und zum gemeynen nutz', erwachsen auf dem Boden der Kirche, eine Frucht der klösterlichen Bauschulen, selbst kein kirchliches Institut, wohl aber geleitet durch kirchliche Prinzipien, keine klösterliche Einrichtung, wohl aber aus ihr hervorgegangen, ein Kind der Zelle und der Zeitrichtung." (Dr. F. Janner, Die Bauhütten, Leipzig 1876.) Nichts wäre so verkehrt, als Zunft und Bauhütte gleichzustellen, die erste schließt das Handwerk politisch und wirtschaftlich zusammen, die andere verbindet mystisch das früheste, streng geschlossene Künstlertum, das noch innig mit seinem Handwerk verbunden war.

Als im 9. Jahrhundert der gelehrte Engländer Iso als Schüler des berühmten Abtes Salomon in Sankt Gallen studierte, fand er in der Klosterschule eine Abteilung für die schönen Künste und das Kunsthandwerk. Er schrieb das Wort seines Lehrers nieder: „Wahre Kultur kann nur durch geweckten Kunstsinn erreicht werden; nur dadurch kann die schwerfällige Volksmasse der

Religion veredelt zugeführt und in eine wahre Lebenstätigkeit versetzt werden.“ Da in anderen Klöstern dieselbe Meinung bestand, traten die dort ausgebildeten Meister in Verbindung zueinander, so z. B. durch Iso mit Canterbury, durch die weitaus-



Der Kölner Dom. *(Vgl. dazu Abbildung Seite 206.)*

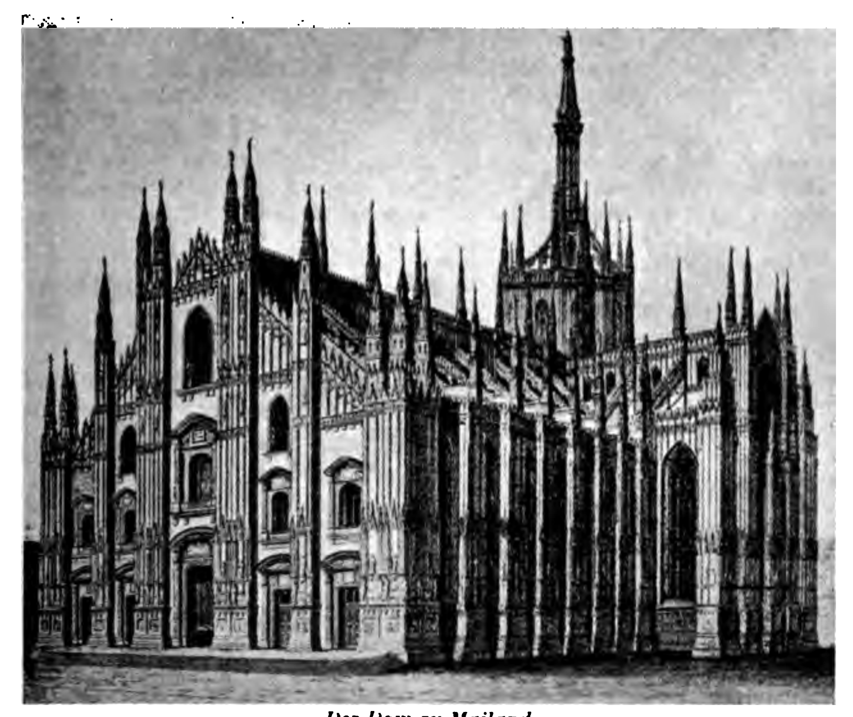
gedehnten Benediktinerbeziehungen mit Cluny und dessen Klosterreich, durch die Bauleute des Klosters Hirsau mit den deutschen Abteien. Abt Wilhelm von Hirsau, ein Pfalzgraf von Scheyern, der schon vorher Meister der Bauhütte von Sankt Emeran in Regensburg gewesen, kann als Begründer der frühesten klösterlichen Bauschule gelten, die als solche mystisch hinauswirkte ins Laientum, „damit jeder sein Talent Gott weihe, nicht an profane Gegenstände vergeude und niemals die Eitelkeit pflege, die der Seele, der Sitte und dem Wohlstand gefährlich sei" (Trithemius, Chronik von Hirsau[1]).

In der Zeit der höchsten kirchlichen Begeisterung, als man allerorten Gotteshäuser und Klöster baute (Ende des 11. bis Mitte des 12. Jahrhunderts), reichten die Kräfte der Klosterinsassen und der Hörigen nicht aus. Man rief die Hilfe der Laien an, denen die Teilnahme an dieser frommen Arbeit als Mittel der Buße und ein verdienstliches Werk willkommen war. Man begnügte sich nicht mit Geschenken, sondern forderte und gewährte persönliche Dienste und hielt diese, je niedriger sie waren, für desto wirksamer zur ewigen Seligkeit. Daher strömten Männer und Frauen aller Stände herbei; man sah Fürsten, Ritter und ihre Damen mit dem Volk vereint Steine, Mörtel und Holz herbeischleppen oder Nahrungsmittel zubereiten und an die Werkleute verteilen. Zugelassen wurde nur, wer seine Sünden reuig bekannte, christliche Liebe für alle mitwirkenden Brüder zeigte, der Bauleitung Gehorsam versprach und Beleidigung willig verzieh. Der Tag begann mit Gebet, und nachts leuchteten Fackeln zwischen den Zelten, der aufgefahrenen Wagenburg und den Hütten, die rasch zur Aufnahme der Tätigen errichtet wurden. Feierlich-fromme Hymnen klangen empor zum nächtlichen Himmel. In der Normandie, im Rheingebiet, in Flandern soll dieser Eifer zu höchst gestiegen sein. Genaue Schilderung des Treibens bei einem großen Bau gibt der Dichter des französischen Epos „Renans de Montauban", der seinen Helden schließlich nach Köln gehen und dort an der Erbauung des Doms zur Abbüßung seiner Sünden mitarbeiten läßt.

Als im 13. Jahrhundert ein größeres Selbstgefühl unter den Laien erwachte und außerhalb der Klöster Kunst und Wissenschaft regeren Anteil fanden, ging die Architektur aus dem Reservat der geistlichen Bauherren in das Gebiet weltlicher Meister

[1] Das herrliche Kloster zerstörten französische Horden im 17. Jahrhundert, und die Ruinen ließ die ebenso vandalische Regierung des Königreichs Württemberg im 19. Jahrhundert als Steinbruch verwenden.

über. Von großem Einfluß war natürlich der fortschreitende Städtebau, und die Anforderungen an technisches Geschick in der Behandlung des Steins steigerten sich dermaßen, daß die Klosterarbeiter nicht mehr genügten. Es bildeten sich Maurer, Stein-



Der Dom zu Mailand.
Begonnen 1386, beendet unter Napoleon I.

metzen und Baumeister unter den Laien, die dem Zeitgeist gemäß sich wie andere Gewerksgenossen zu einer Zunft vereinigten.

In Heideloff's Geschichte der Bauhütte (Nürnberg 1844) wird erzählt: „Wenn eine Bauhütte in ferne Länder berufen wurde, um dort ihre Kunst in Kirchen, Klöstern oder auch Profangebäuden zu zeigen, so waren alle Klöster und Stifter am Wege verpflichtet, sie zu beherbergen und für ihren Unterhalt zu sorgen ... Eine solche Baukorporation reiste unter Führung ihres Meisters. Alle waren bewaffnet, was unerläßlich war." Leute dieses Schlages, an schwere, anstrengende Arbeit gewöhnt, das Schwert an der Seite, hatten nichts zu fürchten. In der Mitte des Zuges gingen die Maultiere oder Packpferde, beladen mit Lebensmitteln und sämtlichem Handwerkszeug. Die Männer trugen kurze Leib-

röcke, einen Kragen mit Kapuze oder die Gugel, ledernes Schuhzeug, Filz- oder Strohhüte als Kopfbedeckung. So zogen die Bauhütten über Land, als überall gotische Kathedralen sich erhoben, „als man baulich die Masse überwand, in hohem Bogen die Gewölberippen, kunstgemäß ausgekehlt, verwendete, als Fiale und Maßwerk, Kapitäl und Portal, Wimperg und Turmhelm in bilderreicher und kunstgerechter Weise den Meißel des Steinmetz verlangten“ (Schnaase). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts verbreitete sich durch die Bauhütten die neue Architektur im gesamten Kulturgebiet Europas. „An allen Enden ist's ein Leben und Weben, Werke zu schaffen, kühn und doch edel, zierlich und gleichsam von zartem Körperbau, aber doch strotzend von Kraft der Idee und der Technik.“ Meister Erwin schafft in Straßburg am Münster, Rheinländer bauen in Frankreich, Bauhütten aus der Normandie in deutschen Gauen, der deutsche Baumeister in Pisa und Siena, in Orvieto und Mailand, der Bayer am Niederrhein, der Lombarde nördlich der Alpen und in Böhmen, die Schranken des Raumes scheinen überwunden, Entfernungen durch die Idee ausgeglichen, „und doch ist alles gefügt und gegliedert nach bestimmter Satzung, ein wohlgeordnetes Ganzes — das ist die Bauhütte“, und ihr Spruch lautet: „Got zum Lob und redlicher Aufrichtung und Beständigkeit des Handwerks.“

Als am Schlusse des 14. Jahrhunderts mehr und mehr Willkür in den ornamentalen Teil der Gotik eindrang, das Figürliche das Wesenhafte überwog, siegte die Laienschaft im Bauhandwerk über den klösterlichen Einfluß, die Hüttenmeister bewarben sich um weltliche Ehren, suchten um des besseren Verdienstes willen feste Niederlassungen in den Städten und gliederten sich als eigene Zunft in den Kranz der Zünfte ordnungsgemäß ein. Der mystische Charakter im Wesen der Bauhütte verlor sich ins Äußerliche, aber es blieb doch eine mönchische Grundlage in der Ausgestaltung einer neuen Gemeinsamkeit, und es entstand die Bauhütte im Sinne der Gotik — ausgebildete Technik, sozialer Zusammenhalt, Abgeschlossenheit anderen Zünften und Ständen gegenüber. Im Geist der Zeit und der Tradition führte die Gemeinsamkeitssehnsucht zur „fraternitas“, anders geartet als die übrigen Zünfte, aber doch mit ihnen des öfteren gleichgestellt oder verwechselt.

Zur Zeit, da die kirchliche Baukunst in Laienhände überging, waren die Zünfte bereits zahlreich und so angesehen, daß sie dem patrizischen Monopol der Städteregierung rivalisierend gegenübertraten. Manchenorts kam es zu Reibungen, ja, zu

Die Kathedrale von Canterbury.
Begonnen 1184, beendet 1495.

offenem Aufstand, und das Handwerk forderte seinen Teil an der Leitung des Gemeinwesens. Die Bauhütten standen abseits von diesem Kampf, religiöse und wohl auch praktische Erwägungen hielten sie zunächst fern, später wichen die Widerstände, und Kompromisse wurden den veränderten sozialen Verhältnissen entsprechend geschlossen. Zur Zeit des Straßburger Dombaues brach im Jahre 1332 die große Zunftbewegung aus, nachdem sich die herrschenden Patriziergeschlechter der Stadt in Privatfehden geschwächt und zerfleischt hatten. Die Zünfte schnellten empor und sandten Abgeordnete in den Großen Rat. Die Dombaumeister, Söhne und Nachfolger des großen Erwin, vermochten nicht mehr, die Mitglieder ihrer „freien Dombaubrüderschaft" zurückzuhalten, sich der Zunftbewegung anzuschließen, sie traten in die städtische Steinmetz- und Maurerzunft, wobei sie, „die Hochangesehensten", selbst Sitze im Stadtrat bekamen. Auf veraltete Privilegien fußend, durch die Kaiser und Papst die Bauhütten einst (solange sie noch geistlich waren) von jedem Zunftzwang befreit hatten, erstrebten die Straßburger so lange die Wiederherstellung der alten, freien Bauhütte, bis ein Ratsbeschluß im Jahr 1402 ihre Selbständigkeit anerkannte, worauf sie sich auf Erwins Grundlage als eigene Johannesbruderschaft frei organisierte.

Da die Bauhütten bei Aufnahme und Lossprechung dieselben Regeln wie die Zünfte befolgten, auch sonst sich in ihren Satzungen wenig von anderen Zünften unterschieden, lag das Hauptvorrecht in der absoluten Freizügigkeit der gesamten Hütte und der eigenen Gerichtsbarkeit, die der Meister laut kaiserlichem Freibrief hatte und die aus der einstigen Klosterzugehörigkeit hervorgegangen war. Schon seit Kaiser Rudolf besaß der Straßburger Maurerhof, auf dem die Hütte der Steinmetze stand, eigene Gerichtsbarkeit. Nachdem eine stattliche Korporation vorzüglicher Werkmeister und Gewerken aus Deutschland, England und Italien durch den Baumeister Erwin versammelt war, erhielt sie eigene Gerichtsbarkeit, damit es beim Bau desto ordentlicher zugehe und das weitere Vermehren durch geschickte Steinmetze erleichert sei. Die Bauhütten halfen einander aus. Die Bauhütte von Köln wurde z. B. in Utrecht aufgeschlagen, den Dom zu bauen, sie schickte den Meister Johann und seinen Sohn mit Werkleuten ab, die Fassade des Doms in Burgos und die Karthause von Miraflores zu bauen. Allenthalben wirkten angesehen und bedeutungsvoll die stolz organisierten Werkleute unter eigenem Gericht und eigener Satzung. Dies alles und noch vieles andere ließ den



Das Rathaus von Brüssel.

Hüttenmann hinwegsehen über die Vorteile der Zunft, besonders weil diese Vorteile meist politischer Natur waren, was den freizügigen Steinmetz wenig lockte. „Hätten übrigens“, fragt Janner, „die Zünfte, diese Repräsentanten der Kirchturmpolitik, die Hüttenleute auch aufgenommen? Neue Teilnehmer an vielleicht eben erst mit Mühen und unter heißen Kämpfen erworbenen Rechten?“ Daß beide einander befehdeten, geht deutlich aus Verträgen in Basel und Speyer hervor (den sogenannten „Rachtungen“).

Wie für Straßburg die Privilegien Kaiser Rudolfs I. bekannt sind, so erscheinen in der Bauhüttengeschichte für das Meißener Land ähnliche von Karl IV., was für den kunstsinnigen Luxemburger nicht auffällig ist. Auch die Kölner und Wiener Bauhütte waren mit besonderen Rechten ausgestattet, und ihr Ansehen fand europäische Geltung. Doch Mißbräuche aller Art, mangelnde Disziplin, unberechtigte Lohnforderungen, wankende Frömmigkeit und Sittenlosigkeit freiwandernder Gesellen schädigten das Ansehen. Erst im Jahr 1459 traten die Meister dem kräftig entgegen und versammelten sich in Regensburg, „die gesunkene Ordnung wiederherzustellen“, wobei die anwesenden Gesellen das Mitbestimmungsrecht hatten. Es waren Männer aus allen Teilen des Reichs, aus der Schweiz und aus den Niederlanden gekommen, bei späteren Besprechungen nahmen auch Lothringer teil. Die Bestätigungsurkunde Kaiser Friedrichs III. ist nicht erhalten, wohl aber jene Maximilians I., der selbst „Aggregierter“ der Hütte war und im „Weißkunig“ treffliche Kenntnis über das Bauwesen kundgibt. In den „Pforten der Ehre“ hat ihn Albrecht Dürer als Anordner unter den Bauleuten dargestellt. Auch Heideloff bringt eine alte Handzeichnung als Titelblatt seiner Geschichte der Bauhütten, die das von Maximilian verliehene Wappen der freien Maurer zeigt: vier goldene, in ein Quadrat gelegte Zirkel im blauen Feld, auf dem Helm den Adler des Evangelisten Johannes mit einem Heiligenschein.

In der alten Regel ist der Satz aufgenommen: „Wer nicht alle Jahr die heiligen Sakramente empfängt, nicht christliche Ordnung hält, das Seine verspielt, der darf nicht Mitglied werden, oder wenn er schon aufgeschworen hat, so darf kein Meister mit ihm Verkehr haben, kein Geselle bei ihm Arbeit nehmen, bis er sich bessert und gestraft ist.“ Es wird eine fünfjährige Lehrzeit gefordert, später kann das fünfte Jahr durch zwei Gulden für den Gottesdienst abgelöst werden, da die Zünfte nur vier, einige sogar nur drei Jahre Lehrzeit geboten. In weiterer Folge der



Kamin von Colyn de Nole in Kampen.

Organisation trat das kirchliche Element immer mehr zurück, um sozialen Anforderungen Platz zu machen. Die Unterstützung kranker und bedürftiger Mitglieder wurde Hauptsache, anderseits mußten die Gesellen auf das Recht, zu „rottieren", verzichten, um einen Bau „hinterstellig zu machen". Das heißt, sie verloren ihre Rechte und ihre Mitgliedschaft, wenn sie zu streiken versuchten. Mit der gotischen Zeit entstand in Europa die soziale Frage der Arbeiterschaft, und auf den ersten Seiten ihrer Entwicklung zeigt sich der Streik als Kampfmittel.

Auch in dieser Beziehung hatte die Bauhütte schwer gegen die Zunft anzukämpfen. Man wehrte sich, so gut es ging, gegen das Entlaufen und Abspannen der Lehrlinge, die sich wohler beim zünftigen Maurer fühlten und nichts mit den Geheimnissen zu tun haben wollten, die jede Bauhütte umgaben. Die neue, praktische, reiche und derbfröhliche Zeit fand keinen Anziehungspunkt in dem, was Eltern und Voreltern gelockt. Jenes Bauwesen, dessen Ausdruck die Bauhütte gewesen, hörte auf, die Geheimnisse, welche den Hütten geistigen Wert verliehen, wurden unbrauchbar, als die Architektur dem Profanbau zuneigte und kirchliche Aufträge abnahmen. Nur die Äußerlichkeiten, die sich unter den städtischen Arbeitern üppig entfalteten, die Begrüßung, der Verkehr in der Schenke, die Gebräuche unterwegs, manches spaßhafte Herkommen hielten den Bau zusammen.



Die Perle Hildesheims, das Amtshaus am Markt.

Die Gesellen waren das bewegliche Element der Hütte und am leichtesten geneigt, die Schranken der Ordnung zu durchbrechen; zwischen ihnen und dem Meister vermittelte der Parlierer (Palier), der vielgereist und sprachenkundig war, damit er mit allen Gesellen reden konnte. Er war Vorarbeiter in der Hütte,



Blick in das Innere der Kathedrale von Salamanka.

verantwortlich für das Gerät und das Einhalten der Arbeitszeit sowie für die Ordnung in der Hütte selbst. Auch durfte er nicht leiden, daß Frauenzimmer in die Hütte kämen, mit einem Gesellen zu sprechen. Sittlichkeit wurde allerwärts ausdrücklich verlangt. Dem Gesellen war nicht bloß in Wandel und Tat, sondern selbst im Reden statutenmäßig alles verpönt, was von geringem Charakter und mangelnder Bruderliebe zeugte. Streng und stets aufs neue eingeschärft wurden in dieser Beziehung die Vorschriften der verschiedenen Urkunden. Gehorsam gegen die Statuten war Pflicht für Gesellen und Meister.

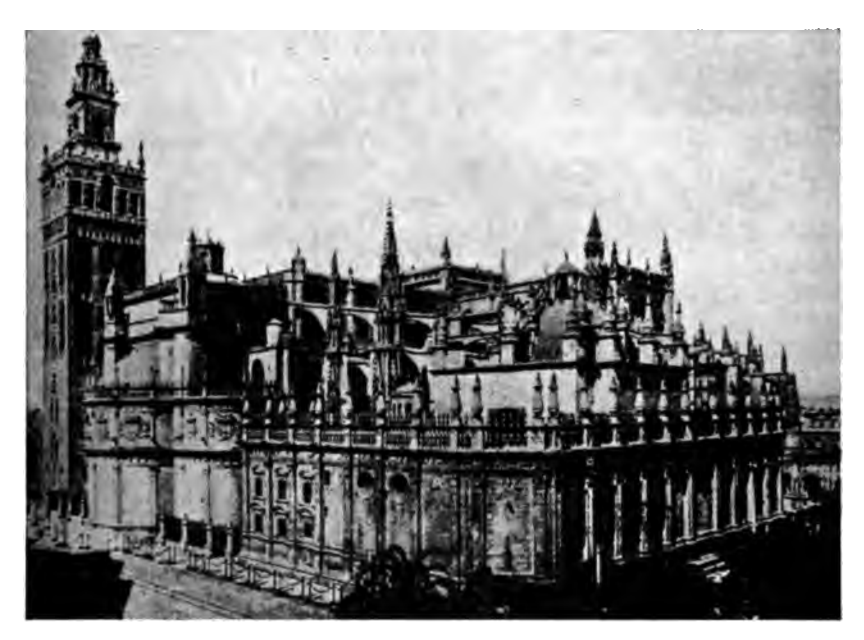
Wer unter den Steinmetzen einen Stein „verhaute", kam in Pön. Solch ein verschlagener Stein hieß „Bernhardt", wurde auf eine Tragbahre gelegt und an einen, von der Hütte etwas entfernten Ort gebracht, Beinhaus genannt. Sämtliche Gesellen begleiteten als Trauergefolge die Bahre, hinter welcher als Hauptleidtragender der Täter ging. Nach Rückkehr in die Hütte wurde er ordentlich „geprütscht", d. h. verprügelt.

Bedeutungsvoll als Erkennungszeichen war der „Handschenk", die besondere Art des Handreichens, an dem die Mitglieder der Bauhütte sich in der Fremde erkannten; er soll wie einige andere Gebräuche in den Freimaurerorden übergegangen sein. Kam ein Fremder in eine Bauhütte und hatte sich an der Pforte durch Handschenk, Gruß und Willkomm als echter Steinmetz ausgewiesen, so führte man ihn in das Versammlungszimmer, „wo die übrigen Brüder sich indessen in Ordnung gestellt. Sind ihrer viele, so bilden sie einen Kreis, das Gesicht nach außen gekehrt, oder ein Kreuz, nach den vier Himmelsrichtungen gerichtet, oder sie verteilen sich in kleinere Gruppen, wobei sie jedesmal eine solche Stellung einnehmen, daß keiner dem anderen den Rücken zeigte. Am weitesten gegen Morgen steht der Meister, den Zollstab in der linken Hand, der Parlier hält den seinigen in der Rechten. Dies muß der Wandergesell wissen, auf daß er Meister und Parlier unterscheide, die er zuerst zu grüßen hat". (Janner.)

Lehrlinge sollten bei der Aufnahme das 14. Jahr erreicht haben und sich auf die Hüttengesetze verpflichten, in den Geheimnissen der Bauhütte wurden sie kurz vor der Lossprechung von den Gesellen insgeheim unterrichtet. Die Lossprechung fand vor versammeltem Handwerk statt, wobei der junge Steinmetz ein Zeichen erhielt, das er auf jedem von ihm behauenen Stein anbringen mußte. Er gelobte, das Handwerk „nit zu schwechen, sondern zu sterken".

Die Steinmetzzeichen gehören zu den ersten „Erzeuger-

oder Urhebermarken". Ihr Gebrauch beginnt im 12. Jahrhundert und zeigt sich fast urplötzlich im gotischen Zeitalter auf allen Baustellen. Dies erklärt sich aus zwei Gründen. „Erstens nämlich wurde gerade in dieser Zeit der dritte Stand von der alten Hörigkeit befreit, und in demselben Maße, als die Spuren des alten Verhältnisses verschwinden, tauchen überall



Die Kathedrale von Sevilla,
die größte christliche Kirche der Gotik.

die Handwerksinnungen auf. Auch das Baugewerbe wurde frei von früherer Fronarbeit. Die Maurer, Steinmetzen und Zimmerleute erscheinen neben den Kaufleuten, Webern, Tuchmachern, Metzgern und Bäckern als freie Genossen, die zur Hebung des Gewerks und zum gegenseitigen Schutze ihrer Interessen sich verbanden. Dies erklärt, daß mit Ausbildung der Genossenschaft Erkennungszeichen nützlich, ja notwendig wurden. Die Zeichen selbst aber, dies ist das zweite Moment, sind zu doppeltem Zweck im Gebrauch, sie dienen als Versetz- und als Lohnzeichen. Es bedurfte bei dem veränderten Baustil (nämlich dem gotischen) einer größeren Aufmerksamkeit, ja einer bestimmten Berechnung beim Zurichten und Versetzen der Steine, so daß eine gewisse Bezeichnung derselben sich für die Bauführung als ebenso natürlich

wie notwendig erwies." (Fr. Schneider, Über die Steinmetzzeichen, Mainz 1872.) Der Gebrauch als Lohnzeichen schloß an eine uralte Sitte, das Rechnungswesen durch Kontozeichen und Kerbhölzer zu führen.

Solange die Klöster selbst bauten, war der Mönch in seiner Individualität vom Orden absorbiert, der einzelne bekam keinen Lohn, nur das Kloster an sich wurde bei auswärtigen Aufträgen bezahlt. Mit dem Erscheinen der Bauhütten änderte sich die Sache. Das lag in der Organisation dieser Laieninstitute, daß die Zeichen festgestellt und unabänderlich waren, die Zunft erteilte dem Steinmetzen „das Ehrenzeichen". Der Lehrling zeichnete es nach seinem Wunsch mit Kreide auf einen Holzteller, Meister und Gesellen prüften es, ob es brauchbar und nicht schon vorhanden sei. Blieb nichts dagegen einzuwenden, wurde es feierlich bestätigt und durfte „ohne Gunst und Willen" der Gewerkschaft nicht geändert werden, man trug es in die Rolle der Hütte ein und teilte es den anderen Hütten mit, die im Verbande waren. Zur Blütezeit der mittelalterlichen Symbolik schrieb man den Zeichen auch geheime Bedeutung zu, doch läßt sich solches historisch nicht nachweisen, jedenfalls war aber die „Lesung" nur Eingeweihten möglich. War z. B. in der Rolle „aufrecht Richtscheit" verzeichnet, so sah man auf dem Stein ein „H mit der Schrägkerbe". Im 16. Jahrhundert erreichte das Steinmetzzeichen seine weiteste Verbreitung, um dann allmählich abständig zu werden, wenn es auch noch lange Zeit Meister und Gesellen gab, die sich seiner bedienten.

Wie die anderen Zünfte hatten die Bauhütten Sterbe- und Krankenkassen, an denen Meister und Gesellen teilnahmen; ihre soziale Fürsorge war persönlich und ohne unnötige Beamtenschaft zu beschäftigen so gut organisiert, daß sogar bei der durchaus kosmopolitischen Einstellung der Bauhütten (im Gegensatz zu der lokalen der Zünfte) Erkrankte überall Pflege, Arbeitsuchende überall Beschäftigung fanden.

Freilich war, wie schon erwähnt, die gotische Zeit reich, der Menschen waren weniger und an Arbeit kein Mangel. Es ist ein kulturhistorisches Gesetz, daß Wohlstand und Fortschritt auf jedem Gebiet sich einstellen, sobald das Baugewerbe viel beschäftigt ist. Blüte ohne Bauten und vor allem Luxusbauten gibt es nicht. Denn haben Maurer, Steinmetz und Zimmermann zu tun, so zieht ihr Werk für die anderen Handwerke und für die gesund ins Land gegliederten Industrien Aufträge nach sich. Der Bauer macht Geschäfte, weil er leichteren und schnelleren Absatz für seine Produkte findet, wenn in der nächsten Stadt und in der Gegend

gebaut wird, der Wirt hat die Stube voll Gäste, und die Werke der Künstler finden neuen Raum.

Zumeist richteten sich die Löhne nach dem Brotpreis, sie stiegen und fielen von Ernte zu Ernte mit der amtlichen Brottaxe. Wieviel bezahlt wurde, ist bei den schwankenden Geldverhältnissen in den



Die Kathedrale von Barcelona.

verschiedenen Perioden und Ländern kaum auf eine Formel zu bringen. In England bekam nach einer Verordnung Eduards I. (1350) ein Steinmetz 4 Pf., ein Maurer 3 Pf., ebenso ein Zimmermann, und ein Schreiner 2 Pf. Taglohn. In Köln war der Münzwert so wechselnd, daß ein bestimmter Lohn sich nicht feststellen läßt, in München bekam Jörg von Haselbach, Baumeister an der Frauenkirche, 28 Pf. in der Woche. Doch für einen Pfennig konnte man sich sattessen und trinken, wenn man bescheiden war. Um



Baugewerkliche Instrumente und Motive.
Signet des Druckers Plantin (Antwerpen).

1450 betrug in Sachsen der tägliche Gesellenlohn im Sommer 8 Pf., im Winter 5 Pf., der Parlier bekam dasselbe und der Meister erhielt 64 Pf. Wochenlohn. Nicht selten sind für Zehrung bei auswärtigem Geschäft und „pro bibalibus“, für Trinken, besonders den Hebetrunk, kleine Summen angesetzt. Man arbeitete stets um Taglohn, Akkordarbeit schlossen die Statuten der Bauhütten aus.

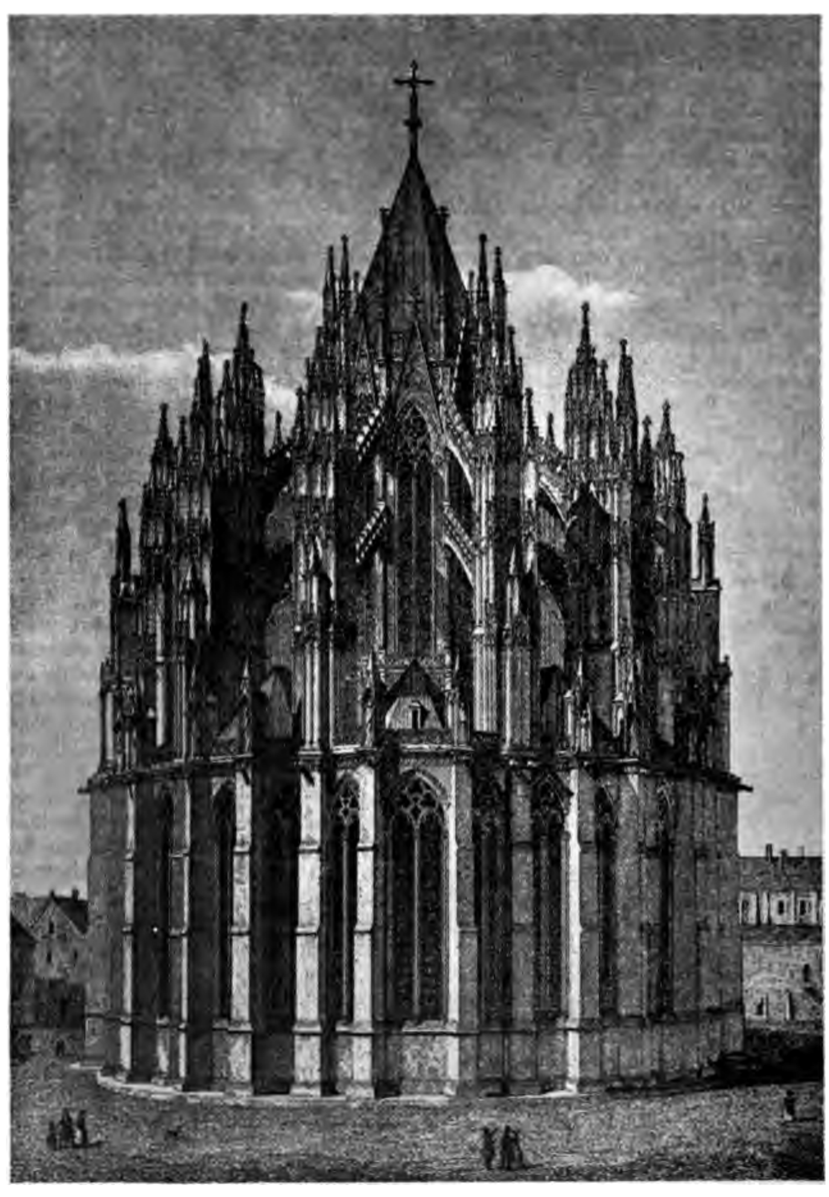
Wie ein großer gotischer Münsterbau finanziert wurde ohne Beihilfe und wie es möglich wurde, die verhältnismäßig hohen



Am Marktplatz in Seligenstadt.

Summen für die Bauhütte aufzubringen, geht beispielkräftig aus dem Bericht über den Bau des Ulmer Münsters hervor. „Die Stadt, beigenannt die Reiche, schloß alle fremde Hilfe aus bei ihrem Bau, ein Zeichen des hohen Bewußtseins, das die Stadt von sich hatte ... Der erste Stein wurde am letzten Juni 1377 mit großer Feierlichkeit gelegt, und auf den Stein opferte der Bürgermeister 100 neue römische Goldgulden. Ihm folgten die anderen. Der ganze Rat und auch die ganze Bürgerschaft gaben freiwillig, jeder nach seinem Vermögen, so daß schon am ersten Tag eine ansehnliche Summe herauskam. Alsdann wurde die Bauhütte aufgeschlagen, und dahin brachte jeder seine Gabe. Kein Fürfleck, Miederlein, Gürtel oder Haarband wurde verschmäht, und viele Bürger fronten freiwillig mit Pferden und Leuten, so daß in 111 Jahren das prächtige Münster mit Turm ausgeführt war, mit 52 Altären geschmückt.“

Wenn zum Schluß noch einiges über die Geheimnisse der Hütten und deren Symbole erwähnt wird, so geschieht es, um die geschlossene Geistesrichtung der mittelalterlichen Kultur auch bis



Chor des Kölner Domes (vor dem Ausbau der Türme). Nach Gailhabaud.
Der Chor des Domes zu Köln wurde im Jahre 1248 gegründet, jedoch erst 1322 geweiht. Mit seinem siebenseitig polygonen Schloß, Umgang und Kranz von 7 polygonalen Kapellen folgt er genau dem bereits an mehreren französischen Kathedralen gewonnenen System. (Siehe auch S. 189.)

in das Handwerk zu verfolgen. Es wird erzählt, daß Albertus Argentinus in Straßburg als angesehener Geistlicher und ausgezeichneter Architekt den Bau geleitet habe im Geiste der Philosophie mit kabbalistischer Geheimdeuterei. „Durch mystische Erklärungen der Konstruktionen, besonders durch die Geometrie, trat er hervor.“ Albertus benutzte die Schriften Platons und des



Garküchenplatz zu Frankfurt a. M.

Hermes Trismegistus, er brachte für den Bau den pythagoreischen Lehrsatz in Anwendung. „Dieser Lehrsatz gründete sich auf die Einheit, welche er in das Achtort als den Mysterienschlüssel seiner Baukunst legte. Es ist dies aber das Eine, die Kraft, das unerforschliche Etwas, der Anfang und das Ende aller Zahlen, welche alle anderen Zahlen einschließt und doch selbst keine Zahl ist ... Gott. Und Gott ist eins, und eins ist ohne Anfang und Ende. Im Zirkel ist die Kraft, die Festigkeit, das beharrliche Streben, stets wieder an den ersten Ausgangspunkt zu gelangen.“ Daher Albertus das Achtort, in das er den Zirkel stellte, als Grundprinzip des Stils und der Konstruktion annahm. Diese symbolische Sprache stand in großem Ansehen, und sie zu wissen war Ehrensache. Bei Ausübung der Kunst galten die Symbole als Norm und Richtschnur. Sie erleichterten dem, der sie verstand, die Arbeit, von deren Zweck und Führung er dadurch verständigt wurde. Nach



Die Kathedrale zu Reims.

Die alte Krönungskirche der französischen Könige (1212- 1430). An der (hier vorzüglich sichtbaren) Fassade allein sind 530 Statuen. Die Rosette hat über 12 Meter im Durchmesser. Die beiden Türme haben 1480 durch Brand ihre Spitzen verloren.

dieser Kunstsprache bildete man die Konstruktionen. Die Meister entwarfen danach Aufriß und Grundplan und gewannen aus Sechsort und Achtort die richtigen Proportionen, hierzu war der Zirkel des Meisters wirksames Werkzeug. Wie er das machte, ist aufgezeichnet in Roritzers (des Dommeisters von Regensburg) Steinmetzbüchlein von 1486. Der Gebrauch von Winkelmaß, Maßstab und Wasserwaage fiel auch in die Sphäre der Bauhüttengeheimnisse. Symbolisch sprach man von ihnen, um das von den Hüttenmitgliedern zu beobachtende Verhalten im gewöhnlichen Leben anzudeuten, besonders häufig wurden in der Zeitsprache das Richtscheit, der rechte Winkel und die Richtwaage für moralische Vorschriften auch von anderen Zünften und Ständen benutzt.

Jene Symbole nahmen zunächst auf die Kunst Bezug. Sie entfalteten den Brüdern tiefe Weisheit, waren den Meistern Richtschnur, den Gesellen und Lehrlingen Wegweiser zum Fortschreiten in der Erkenntnis.

Die Anfänge der europäischen Musik.

Nicht umsonst ist die christliche Kunst erstmalig suchend erschienen in den Katakomben von Rom mit dem antiken Orpheus als Sinnbild. Bald erkannten die Christen, welche Macht die Musik, insbesondere der von Herzen kommende und zu Herzen gehende Gesang, ausübt, und die musikalische Begabung der Juden, die ja gewohnt waren, Klage und Jubel musikalisch auszudrücken, mag beigetragen haben zu der musikfrohen Stellung des ersten Christentums.

Dabei galt es jedoch, die „üppigen Weisen" des Heidentums abzulehnen, wahrscheinlich den nervenaufpeitschenden Singsang der orientalischen Sektierer, die dem Christentum vorangingen oder neben demselben erschienen. Solche Abwehr enthält ein Erlaß des Klemens von Alexandria im 2. Jahrhundert. Als dem siegreichen Christentum bunte Scharen von Allerweltsvolk unaufhaltsam zuströmten, entstand eine höchst interessante Wendung, die kulturgeschichtlich noch keine Beachtung erfuhr und daher später zu Unrecht der Kirche vorgeworfen wurde, als die Reformation ein „Recht des Singens" für die Gemeinde begehrte.

Das Recht zum Gemeindegesang war nämlich verlorengegangen im Konzil von Laodizäa (367) durch das Dekret: „Es soll kein anderer in der Kirche singen, als die dazu verordneten Sänger von der Tribüne." Das Verbot des allgemeinen Gesangs hatte seinen guten Grund. Laodizäa befindet sich in Kleinasien, wo sich, wie in allen neuchristlichen Ländern, das bunteste Volk unter die Neophyten drängte, verschiedensprachig, ungebildet, gepflegten Gesanges durchaus unkundig. Daher entstand nichts als ein wüster Lärm, bei dem die Würde der Kirche wie die Würde der Musik nur leiden konnte, und das Verbot des Konzils läßt sich als Kulturtat auffassen. Auch galt es, im Babel verschiedener Zungen eine gültige Ritualsprache für Kult und Kultgesang zu wahren, ferner den Unterschied ausdrücklich zu betonen zwischen der Ordnung des christlichen Zeremoniells und den Gebräuchen der verschiedenen orgiastischen Kulte, die bestrebt waren, durch betäubenden

Lärm zu wirken. Aus diesem Grund wurden die Instrumente von der Kirchenmusik ausgeschaltet in Opposition gegen das Heidentum, das sie bei allen Aufzügen übermäßig gebrauchte. So war es richtige Intuition bei Wagner, im Tannhäuser das Christliche durch feierlich monotonen Gesang dem hinreißenden Toben und Zimbelschlagen im Venusberg entgegenzusetzen, die strenge Macht des einen gegen den verführerischen Zauber und Sinnentaumel des anderen auszuspielen. Im gleichen Sinn handelten die Kirchenväter von Laodizäa und wirkten Männer wie der heilige Ambrosius in Mailand und Papst Gregor der Große. Sie erfanden zwar die europäische Musik nicht, aber sie ermöglichten in der Folge deren





Mittelalterliches Konzert.
Relief aus Saint-Georges de Boscherville (Normandie). 11. Jahrhundert.

Entwicklung und machten sie logisch durchführbar mit jener strengen Scheidung.

Welchen Kulturfaktor, welches Machtmittel für die Kirche eine wahrhaft erhebende Musik bedeutet, welcher Zauber dadurch dem Heidentum entgegengehalten werde, begriff vor allen am besten der streitbare Bischof von Mailand, Ambrosius. Seine Musiktheorie knüpft sich an die fünf Bücher des Boethius über Musik und beweist die Kontinuität zwischen diesem, der Antike entstammenden Kulturschatz ordnungsmäßigen Singens und dem neuen, christlicher Andacht gewidmeten Gesang. Zur Würde der Kirche, zu ihrem Stil, der Lebensstil für das christliche Volk wurde, zu den Macht- und Bekehrungsmitteln der siegreichen Lehre war eine erhaben ruhige Musik geboten, wie sie von oben, von der Tribüne mit ihren ausgebildeten Sängern herniederklang, im Schiff, mit Ehrfurcht gehört, die wilden Regungen wilder Neophyten zu sänftigen vermochte. Auch sollte sie schmerzstillend, zweifellösend wirken — wie später der Ostergesang auf Faust.

Wie Ambrosius zuerst und dann Gregor den Gesang erfaßten und schufen, gehörte er zu den strengen Kuppeln mit Goldmosaik, mit dem gebietend richterlichen Christus, mit einer Maria, die, größer als Niobe, im Leid äußerste Majestät zur Schau trug. Es war eher ein Tönen als ein Singen nach heutigen Begriffen, ein solches wäre dem Ernst jener Zeiten profan erschienen und hätte keinen vollendeten Einklang gezeigt mit dem Stil des Gotteshauses, mit der Auffassung des Göttlichen. Deshalb blieb auch die Instrumentalmusik verpönt, denn die Engel byzantinischen Stils waren noch zu geheimnisvoll mystische Wesenheiten, um sich wie die späteren Engel veränderter Stilepochen teilweise neckisch mit Instrumenten zu befassen. Sie waren noch nicht körperlich gedacht, sie blieben ohne Arme und Hände, mit denen sie Instrumente hätten spielen können, sie hatten nur Köpfe, in bunte Flügel gebettet, zwei, vier, sechs, je nach der Hierarchie, gleich Blumenblättern um das ernstblickende Antlitz. Von solchen Engeln kann wohl nur ein feierlich sakrales Tönen ausgehen. Das war die Aufgabe der neuen christlichen Musik. Sie konnte sich jedoch derselben nur nähern, indem sie die Tradition der Antike aufnahm, genau wie die Kirche auf jedem anderen Kulturgebiet weise genug war, sich den Erfahrungen des Altertums anzuvertrauen.

Wie in den dürftigen frühesten Versammlungsstätten, den Katakomben, die Christen sich in ihren Kunstbestrebungen durchaus abhängig von der Antike zeigten, die Handwerker unter ihnen

handwerksmäßig die gewohnten Typen der Mythologie verwendeten und mit neuem Sinn versahen, so blieb ihre Musik ebenso abhängig von antiker Kunstübung, derselben naiv nachempfunden und nachgebildet.

Die Aufgabe, in Europa die alte Kultur vor völligem Untergang zu retten, fiel der Kirche zu und drängte sich ihr auf bei jeder Lebensbetätigung, sie konnte gar nicht anders, auch wo sie bewußt und zäh in Widerstreit mit dem Heidentum geriet, Heiden verfolgte, die heidnische Kultur fand Asyl an ihren Altären. „Die Tonkunst namentlich dankt der katholischen Kirche den Vorzug, sich in unmittelbarem Zusammenhange mit der des Altertums entwickelt zu haben im Gegensatz zu den übrigen Künsten. Während Dichtkunst und Malerei sich auch nach wiedergewonnenen Beziehungen zur Antike im wesentlichen mit Nachahmung derselben begnügten, vermochte sich die Musik zu einer Bedeutung und Selbständigkeit zu erheben, welche das Altertum selbst in den Zeiten höchster Kunstblüte vergebens angestrebt hatte." (Langhans, Geschichte der Musik.)

Zunächst vereinfachte Ambrosius die überkommene griechische Musik, indem er von den sieben Oktavengattungen, der antiken Tonleiter, nur vier für seinen Zweck behielt, Protos, Deutrus, Tritus, Tetrardus. Die Dauer der Töne blieb wie im Altertum metrisch bestimmt. Der aus Byzanz übernommene, spätere griechisch und russisch orthodoxe Kirchengesang behielt den altertümlichen Tonfall, eine gesungene Deklamation, die sich zwingend einprägt. Dies wurde anerkannt als „feierlich und wundersüß". Nach zweihundert Jahren modernisierte Gregor der Große den Kirchengesang, indem er dem metrischen Psalmodieren ein Ende machte und den ebenmäßigen Gesang „Cantus planus" einführte. Das Charakteristische seiner bis heute üblichen Singweise besteht darin, daß sie kein bestimmtes Maß für die Dauer des Tones annimmt, wie die antike und im erweiterten Sinn auch die moderne Musik. Der Gregorianische Gesang bewegt sich nicht in Tönen von gleicher Zeitdauer, wie man aus seinem lateinischen Prädikat planus schließen könnte; er bietet im Gegenteil die denkbar reichste, rhythmische Mannigfaltigkeit, da der Zeitwert des Tones durch die Rhythmik der Prosasprache bedingt ist, die bei ausdrucksvollem Vortrag an Reichtum ihrer Gebilde die eigentlich musikalische Rhythmik, selbst auf ihrer heutigen Stufe der Ausbildung, weit hinter sich läßt.

Von der rhythmischen Freiheit abgesehen, erscheint die Musik im Gregorianischen Gesang noch auf niedriger Ausbildungsstufe

verglichen jedoch mit dem, an Länge und Kürze der Silben gebundenen antiken und Ambrosianischen Gesang bezeichnet der Gregorianische einen unberechenbaren Fortschritt, „denn mit Befreiung der Musik vom Zwang der Metrik war tatsächlich das Gängelband zerrissen, das die nach Selbständigkeit dürstende Tonkunst an das Altertum gefesselt hatte, und ein neues Gebiet von ungeahnter, unermeßlicher Weite war der praktischen Musik damit erschlossen". Aber nicht allein ihr rhythmisches Vermögen,

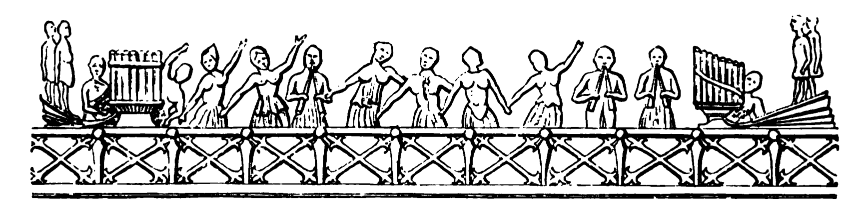


Altenglischer Rundgesang mit Noten.
Beginn des 13. Jahrhunderts. Original im Britischen Museum, London.

auch das melodische und modulatorische erfuhr durch Papst Gregor wesentliche Bereicherung, indem er den vier Ambrosianischen Tonarten vier weitere zufügte, die mit den übrigen Tönen der diatonischen Skala beginnen. Dadurch stellte er gewissermaßen das altgriechische System der Oktavengattungen wieder her. Doch er verwarf die griechische Schreibweise der Tonschrift und wählte die ersten sieben Buchstaben des lateinischen Alphabets, deren Verwendung zu musikalischem Zweck sich schon bei Boëthius fand. Doch hatte sich Boëthius ihrer nicht zur Bezeichnung bestimmter Töne bedient, sondern nur gewisser Verhältnisse, wie der Mathematiker bei der algebraischen Gleichung. Die fortgesetzte Anwendung der Notation mit lateinischen Buchstaben (wenigstens bei den germanischen Völkern, die Romanen ersetzten sie durch die Anfangssilben einer Hymne do re mi fa sol la) beweist ihren bleibenden Wert, obwohl sie die eigentliche Bedeutung jeder Tonschrift, das Steigen und Fallen der Melodie an-

schaulich zu machen, ebensowenig wie die griechischen Zeichen erfüllte.

Diese Eigenschaft besaß die „Neumen Tonschrift“, die aus griechischen und hebräischen Akzenten gebildet, wahrscheinlich aus der alexandrinischen Zeit stammte und von der Liebhaberei der Grammatiker ausging, die griechische Schreibweise durch Akzente zu verbrämen. Das Wort Neuma soll von dem griechischen pneuma (Hauch) hergeleitet sein und ursprünglich die langatmige Koloratur bezeichnet haben, mit der man beim Gesang des Allelujah die Schlußsilbe verzierte. Doch die Schriftsteller des Mittelalters verwenden es vielfach für „Tongruppe“ oder „melo-



Orgel mit Tretbälgen.
Skulptur aus dem 7. nachchristlichen Jahrhundert (Konstantinopel).

dische Phrase“. Tatsächlich ist die heutige Notenschrift aus den Neumen hervorgegangen, nachdem deren Stellung mit Hilfe zuerst einer, dann mehrerer Horizontallinien präzisiert und ihre Zahl vereinfacht war.

„Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Gregors Tatkraft in gleichem Maße wie der Zukunft auch der eigenen Zeit zugute kam. Nach vollbrachter theoretischer Arbeit und Vollendung des Anthiphonariums stiftete er in Rom eine Sängerschule und erbaute ihr zwei Häuser, am Lateran und an der Peterskirche, in denen er selbst manchmal den Unterricht leitete. Jahrhundertelang wurde sein Taktstock gezeigt“ (Langhans). Hauptsächlich sorgte er für die Verbreitung seines Antiphonars und mit Hilfe der von ihm ausgebildeten, den Glaubensboten als Begleiter zugeteilten Sänger ging sein musikalisches Evangelium allen christlichen Völkern zu und machte seine veredelnde Wirkung geltend. Gestützt auf die musikalischen Wirkungen ihrer ersten Jahrhunderte bot die Kirche während des Mittelalters ihren Einfluß auf, die Tonkunst zu fördern, wobei sie einen wichtigen Bundesgenossen in der weltlichen Macht fand, besonders zur Zeit Karls des Großen. In der richtigen Erkenntnis, daß die Gewalt der Waffen nicht genüge, unterworfene Völker neuen Ideen zu ge-

winnen, stiftete Kaiser Karl jene Schulen, in denen die sieben freien Künste, das „Trivium“ (Dreiweg), Grammatik, Rhetorik, Dialektik, und das „Quadrivium“ (Vierweg), Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, gepflegt wurden. In bezug auf Musik erwarben die Klosterschulen von Metz und St. Gallen bedeutende Verdienste. Die beiden Notker, Mönche in St. Gallen, zeichneten sich aus als Erfinder (oder vielleicht Wiederentdecker) der Sequenzen und als Verfasser der ersten althochdeutschen Abhandlung über Musik.

Eine der von Notker geregelten und mit Text versehenen Melodien lebt im Kirchengesang noch heute. Es ist die Sequenz: „Media vita in morte sumus“ (nach Luthers Übersetzung: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“), zu deren Dichtung der Mönch auf einer Gebirgswanderung durch den Anblick eines abgestürzten Bauarbeiters angeregt wurde. Für die Geschichte der Vokalmusik ist die Erfindung der Sequenzen auf der Sängerschule von St. Gallen dadurch wertvoll, daß ein Übergewicht der Musik vor der Dichtung hervortritt. Nach der Grundregel der Sequenzendichtung wurde für jede Tonbewegung eine Silbe erforderlich, weshalb nun an Stelle der antiken Metren die Zahl der Silben bestimmend war. Die neuen, der Musik untergelegten Texte nahm man nicht für Verse, sondern für Prosa, und nannte sie „Prosen“, obwohl die Sprache durchaus gebunden war, in früherer Zeit hießen sie auch Hymnen.

Neben dem Gesang pflegte das Kloster von St. Gallen Instrumentalmusik. Die Mitwirkung der Instrumente zum Gesang bei festlichen Gelegenheiten auch in der Kirche mag der Sängerschule Bedürfnis gewesen sein, „weil die Natur den dortigen Stimmen jenen Wohlklang versagte, dessen sich die Bewohner des südlichen Europa erfreuen. Nach einer im Kloster veranstalteten Abendunterhaltung schrieb ein italienischer Gast über die vokalen Leistungen der Mönche: ‚Wahrhaft barbarisch ist die Rauheit solcher abgetrunkener Kehlen. Wenn sie durch Senkung und Hebung des Tones einen lieblichen Gesang versuchen, glaubt man das Rasseln eines Lastwagens zu hören, der zur Winterszeit über gefrorenes Pflaster fährt.‘ Der gestrenge Kritiker konnte nicht ahnen, welch ein kostbarer Ersatz den von ihm verachteten Barbaren für die fehlende Geschmeidigkeit der Stimme verliehen war, die Fähigkeit, in ihrem innersten Wesen die Tonkunst zu erfassen und sie durch jenes Element zu bereichern, das zum charakteristischen Merkmal späterer Musik wurde, die Kunst, mehrere Melodien gleichzeitig erklingen zu lassen oder, nach

heutiger Ausdrucksweise, die Verbindung von Tönen zu einer Harmonie" (Langhans).

In St. Gallen trat also die Instrumentalmusik zuerst in würdigem Kreise auf, sonst war sie wenig geachtet, als ein Gewerbe armer fahrender Spielleute. Zusammen mit den Gauklern sind die Spielleute abgebildet, sie besuchten mit ihnen die Märkte, mußten für Tanzbären aufspielen — wie heute herabgedrückte, notleidende Musiker zum Mitwirken in Jazzkapellen gezwungen sind. Doch von St. Gallen aus, als die Weltuntergangspanik überwunden



Musikanten spielen zum Tanz auf.
Holzschnitt von Thoinot-Arbeau (Jehan Tabourot). Langres 1588.

war und sich das Leben mit einem gewissen Behagen einrichtete, verbreitete sich zunächst nördlich der Alpen Ehrgeiz und Freude am Instrumentenspiel. Vom Vergnügen am Zusammenspiel, am Zusammenklang kam dann die Freude am mehrstimmigen Gesang, der jahrhundertelang als p o l y p h o n e M u s i k in Europa herrschte. Diese Kunstübung tritt zuerst in den kulturfähigen, reichen Niederlanden auf zugleich mit bedeutender Bauherrlichkeit, doch — ähnlich der Architektur bei Dombauten — a n o n y m ohne Sucht nach Einzelruhm oder Virtuosenlohn. Die Polyphonie baut musikalisch mit Tönen, wie die Bauhütte mit Steinen baut, man ist zusammengehalten, im Verein gebunden.

Daß nordische Völker in der mehrstimmigen Musik dem Süden zuvorkamen, erklärt sich durch ihr vom Klima bedingtes Naturell. „Mußten sie den größten Teil des Jahres, in geschlossene Räume gebannt, auf die freie Entwicklung ihrer Gesangsorgane verzichten, so konnte es nicht ausbleiben, daß der innere Tonsinn, die spekulative Neigung zu Tonkombinationen bei ihnen früh zur Betätigung gelangte. Dieser Neigung kam jene andere für die

Instrumentalmusik zu Hilfe, da die Instrumente mit ihrer bestimmten Zahl von Saiten und eingebohrten Blasöffnungen einen sicheren Anhalt zu theoretischen Untersuchungen boten... auch wirkte das Instrumentenspiel klärend auf die tonschöpferische Phantasie, weil es ihr freiere Bewegung gestattete als der, durch den natürlichen Umfang der menschlichen Stimme wie auch durch den Text bedingte Vokalsatz."

Die Beschaffenheit der auf den Monumenten und Miniaturen des Mittelalters erscheinenden Streichinstrumente, an deren Korpus die Einbuchtungen fehlen und deren Steg nicht (wie bei der modernen Geige) brückenartig sich wölbt, sondern flach ist, zwingt den Spieler, die drei Saiten gleichzeitig erklingen zu lassen. Zweifellos war die dadurch hervorgebrachte Polyphonie äußerst primitiv und bestand nur darin, daß durch Verkürzung mit dem Finger auf der höchsten Saite eine Art Melodie hervorgebracht wurde, während die beiden tieferen Saiten den Grundton derselben nebst dessen Quinte das ganze Stück hindurch erklingen ließen, wie dies auf manchen Nationalinstrumenten, der schottischen Sackpfeife, der Savoyardenleier, noch zu hören ist.

Beim instrumentalen Ursprung der mehrstimmigen Musik kommt noch in Betracht, daß die ersten Versuche dazu im Gesang zunächst schüchterne Improvisationen einer zweiten Stimme zu einer Melodie des Gregorianischen Kirchengesangs waren und mit dem Namen „Kunst des Organisierens" bezeichnet wurden, denn unter „Organum" verstand man nicht nur die Orgel, sondern jedes musikalische Instrument. In diesem Sinn nennt der erste Schriftsteller über mehrstimmige Musik, der flandrische Mönch Hukbald, seine Abhandlung die Lehre vom Organum. Anfangs beschränkt sich sein Organum auf eine Verbindung zweier Tonreihen in dem schon von den Alten als vollkommene Konsonanz anerkannten Intervall der Quinte (nach Langhans).

Die große musikalische Aufgabe des Mittelalters war nicht etwa, den Wechselgesang der Antike zu erneuern, sondern die Tonkunst nach einer dem Altertum fremden Richtung zu erweitern. Tastend suchten die Musiker nach Möglichkeiten des Zusammenklangs, ja nach der natürlichen Klangfarbe der Stimmen, so daß dem Tenor die Leitung zufiel nach den übereingekommenen Intervallen, daß verschiedene Melodien sogar mit verschiedenen Worten gleichzeitig gesungen wurden. Feierlich tönte der „cantus firmus", die Hauptweise, eine langgezogene kirchliche Melodie zusammen etwa mit einem weltlichen Lied, wie auf ge-

stifteten Bildern die Stifter mit den Heiligen vereint gemalt erscheinen.

Die Komplizierung des mehrstimmigen Gesangs bedingt einen Fortschritt in der Notensetzung. Guido von Arezzo, ein Benediktiner, kam auf den Gedanken, die Stellung der Neumen durch ein System von vier Linien nebst deren Zwischenräumen so zu bestimmen, daß die sieben Töne der diatonischen Skala (und noch zwei darüber) deutlich zu erkennen waren. Damit geschah der entscheidende Schritt, der zur Ausbildung unserer Tonschrift führte, da in der Folge auch Zahl und Gestalt der Neumen vereinfacht und diese in die sogenannte Choralnote übergegangen waren. Verschiedene Fortschritte folgten, die Schlüssel, die anfangs „claves signatae" heißen, erscheinen in der Tonschrift, und da es notwendig wurde, nicht nur die Höhe, sondern auch die Zeitdauer eines Tones genau zu bestimmen, entstand die Mensural- oder Figurenmusik. Die früheste Kunde von dieser „musica mensurabilis" und des für sie erdachten Notensystems findet sich schon um 1200 bei Franco von Köln. Damit fing die Takteinteilung an, und die Notenschrift vervollkommnete sich in langsamer Entwicklung so weit, daß sie im 14. Jahrhundert eine mit dem heutigen Satz fast übereinstimmende Gestalt gewann.

Viele jetzt noch gebräuchliche Ausdrücke der Musikwissenschaft stammen aus der Zeit, da geduldige Mönche sie ausklügelten in der genußreichen Beschaulichkeit eines geschützten Klosters, das Ohr übend und den Gehörsinn verfeinernd, bis die Nachkommen der nordischen Stämme, die vor allem Kriegsgeschrei geliebt, die feinen und zarten Schwingungen der Töne auseinanderhalten und notieren konnten, um ein kunstreiches Gewebe verflochtener Stimmen nach festen Regeln zu weben. Von der ursprünglichen Notenschrift der Neumen, deren Zeichen Punkte waren, ehe man sie zu den feierlichen quadratischen Choralnoten umformte, kommt der Ausdruck „Kontrapunkt". Es hieß Punkt gegen Punkt, Stimme gegen Stimme. Der einfache Kontrapunkt war die Kunst, eine Stimme gegen eine andere, der mehrfache mehrere Stimmen gegen eine zu setzen. Diese Kunstübung eröffnete ein unendliches Feld der Spekulation, und der Gedankenaustausch darüber wurde namentlich in den Niederlanden das Lieblingsgespräch musikliebender Kreise und der Refektorien. Von Kloster zu Kloster verbreiteten sich die Entdeckungen und Errungenschaften auf diesem interessanten Gebiet, von einem Hof zum andern, von einer musikfrohen Stadt zur andern drangen die neuartigen Tonverbindungen, und man ver-

brämte ihre Theorie, wie es die Scholastiker in der Philosophie taten, mit religiösen Dingen, „um sie mönchsgerecht und mundgerecht zu machen“.

So setzte Franco von Köln die Gegenstände musikwissenschaftlicher Untersuchung zur Kirche in Beziehung, wenn er z. B. behauptete, die dreizeitige Longa (der lange Ton) müsse man des-

Faksimile der Komposition eines Klagegesangs auf den Tod Karls des Großen, wahrscheinlich 814 oder 815 von Abt Colomban von Saint-Trou.
Bibliothèque Nationale, Paris.

halb vollkommen nennen, weil sie ihren Namen von der heiligen Dreifaltigkeit nehme, der höchsten und wahren Vollkommenheit. Marchettus von Padua aber zog die Glaubenslehre in den Streit, ob die dreizeitige Longa den Strich auf der rechten oder linken Seite haben müsse und begründete die erstere Meinung: „So wie die rechte Seite des Menschen vollkommener als die linke ist, so ist auch eine Note mit dem Strich auf der rechten Seite vollkommener als eine, die ihn links hat. Deshalb hat sich auch Christus in die rechte Seite stechen lassen, um sein ganzes Blut für das menschliche Geschlecht zu vergießen.“

Musikfragen werden Lieblingsfragen für die gebildete Geistlichkeit am päpstlichen Hof zu Avignon, und es finden sich verschiedene Niederländer dazu ein. „Durch innere Zerrissenheit in ihrem Wirken gestört, von den Kaisern bedrängt und durch den Parteihader der Römer in ihrer Existenz bedroht, konnte sich

das Papsttum der ihm gestellten Kulturaufgabe nicht mit dem Eifer widmen wie zuvor. Die Zeit seines Exils sollte aber für die Tonkunst wenigstens nicht verloren sein. Auf dem Boden der sangesreichen Provence zeigte sich das Bedürfnis, die musikalischen Fortschritte im Gottesdienst zu verwerten. Insbesondere wurde der in Frankreich beliebte ‚Discantus‘ (déchant) für die



Übertragung des nebenstehenden Klageliedes in heutige Noten- und Druckschrift. Nach Lacroix.

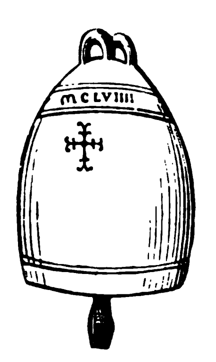
Sänger der päpstlichen Kapelle in Avignon zum eifrigen Studium. Aber erst im 14. Jahrhundert gelangten die neuen, theoretisch aufgestellten Regeln zu praktischer Geltung dank der Wirksamkeit einiger Nordfranzosen und Niederländer. Einem derselben ist das älteste Beispiel eines kunstgerechten, vierstimmigen Satzes zu danken; Guillaume, nach seinem Geburtsort bei Rethel in der Champagne de Machau genannt, war der Autor einer vierstimmigen, 1364 zur Krönung Karls V. von Frankreich komponierten Messe. Um diese Zeit wurden auch die Synkopen eingeführt, durch die das Ohr mit den Dissonanzen vertraut wurde, sowie die Pausen in der Hauptmelodie (cantus firmus), die den



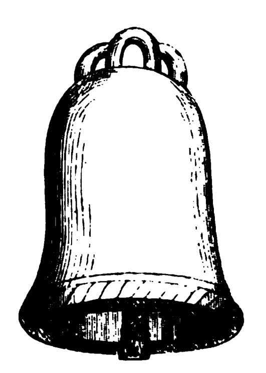
Harfenspieler (12. Jahrh.). Nach einer Bibel-Miniatur.

doppelten Zweck erfüllten, die Eintönigkeit der stets wiederkehrenden Kirchenmelodie zu mildern und für die Gegenstimme größere Freiheit der Bewegung zu gewinnen." (Nach Langhans.) Ferner fand jener mehrstimmige Gesang in Avignon Aufnahme, der sich unter dem Namen „Faux-Bourdon" (falscher Baß) in der katholischen Kirchenmusik erhalten hat. Als im Jahr 1377 der Papst nach Rom zurückkehrte, hatte sich seine Kapelle derart verbessert und vergrößert, daß sie alle gewonnenen Erfahrungen künstlerisch verwerten konnte und das kontrapunktische Rohmaterial geschmeidig genug machte, um es der schaffenden Phantasie als hilfreiches Werkzeug zu bieten.

Es begann die für die Ausbildung der mehrstimmigen Musik fortschrittlichste Epoche, das Zeitalter, welches die Musikgeschichte das Zeitalter der niederländischen Kontrapunktisten nennt. Für die Niederländer wirkte nicht nur Neigung, sondern auch mancher äußere Umstand belebend auf die tonkünstlerische



Glocke des Domes von Siena. 12. Jahrhundert.

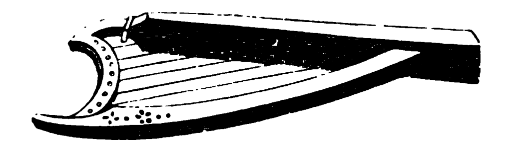


Tintinnabulum (Handglocke). 9. Jahrhundert.

Tätigkeit. Durch Handel und Gewerbe zu hoher materieller Blüte gelangt und in geregelter Gemeindeverfassung sich des Besitzes geruhsam erfreuend, dachte die Bevölkerung dort weit früher an eine künstlerische Ausschmückung des Lebens als in den durch

politische Unordnung in ihrer Entwicklung allzuoft gestörten Nachbarländern.

Trotzdem gelangten die musikalischen Anlagen der Niederländer nicht im eigenen Land zu voller Entfaltung. Erst in unmittelbarer Berührung mit den Leitern der Kirche entwickelten sie sich zu voller Blüte. Schon während des päpstlichen Exils in Avignon zeigten sich Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit von Nord und Süd, wirklich fruchtbar wurde sie zu Ende des 14. Jahrhunderts in Rom. Jetzt am Höhepunkt des gotischen Zeitalters traten die Komponisten wie die Baumeister aus ihrer Anonymität heraus, Namen der ersten tüchtigen niederländischen



Minnesängerharfe (15. Jahrhundert).
Nach dem Miroir historial des Vincent de Beauvais.

Musiker tauchen auf. Es waren Geduldmeister der Musik, die den Geduldmeistern der Malerei vorausgingen oder ihre Zeitgenossen waren. Der berühmteste, Guillaume Dufay, gehörte als Tenorist der päpstlichen Kapelle an (1380—1437). Er komponierte die erste Fuge. Der Name rührt von „fuga", Flucht, her, „weil eine Stimme vor der anderen gleichsam wegflieht und bei solcher Flucht auf angenehme Art verfolgt wird", wie ein Musikschriftsteller der Barockzeit, Mattheson, sich ausdrückt.

Johann Ockenheim aus Flandern unternahm (er lebte am Hof Karls VII. von Frankreich) ein derartig schweres Stück, daß es an die architektonischen Wunder des „gothique flamboyant" erinnert; er komponierte eine Motette zu 36 Stimmen, und endlich überhöhte alle Vorgänger der Niederländer Josquin des Près (1450 bis 1521). Von ihm meinte Luther: „Josquins Kompositionen seien fröhlich, willig, milde und lieblich, nicht gezwungen noch genötigt und nicht an die Regel (das Gesetz des Obligo des alten Kontrapunkts) stracks und schmerzlich gebunden, sondern frei wie des Finken Gesang." Das Lob Luthers besagt nicht etwa, daß Josquin die frühere komplizierte Art des Musizierens verlassen habe. Josquin führte dieselbe im Gegenteil bis zur äußersten Turmspitze gotischer Spitzfindigkeit. In den Niederlanden, wo die Gotik im Bau Heimat gefunden und sich so erstaunlich türmte, türmte sich die zu ihr im Einklang stehende Gotik des niederländischen Kontra-

punkts so einheitlich im Gesamtstil der Zeit, wie die langgedehnte Monotonie des Ambrosianischen Gesangs, streng konstruiert, eins gewesen mit der romanisch byzantinischen Kuppel und mit den Mosaikgemälden in Empfindung und Ausdruck der Empfindung.

Unterdessen war die weltliche Musik kräftig einhergeschritten, Ritter und Bürger hatten sich beteiligt am Sängerkrieg auf der



Flöteninstrument aus dem 9. Jahrhundert.

Wartburg, die Tanzlieder Ulrichs von Liechtenstein wurden überall zum Reigen gesungen, wo sich in deutschen Gauen fröhliche Paare zusammenfanden, Melodien der Trouvères und Troubadours erklangen in den romanischen Ländern und behielten ihre Frische in der veränderten Zeit. Der Ritter liebt, wie Tristan, einen musikalischen Bildungsgang durchzumachen, wie Gottfried von Straßburg seinen Tristan erzählen läßt:

In Parmenien da lehrten sie
Die Fiedel mich und die Symphonie;
Harfen aber und Rotten,
Das lehrten mich Galeotten,
Zween Meister waren Galoise.
Mich lehrten Britanoise,
Die waren aus der Stadt von Lut,
Spielen die Leier und Sambiut.

Letztgenanntes Instrument, dem Namen nach der griechischen Sambyke entsprechend, galt den mittelalterlichen Schriftstellern sowohl als Saiten- wie als Blasinstrument. Bei Meister Gottfried

Die Burg des Glaubens.

Miniatur aus dem 15. Jahrhundert.

Die Burg des Glaubens wird von den Ungläubigen und Ketzern bestürmt, und von Papst, Bischöfen, Mönchen und Doktoren der Theologie als Rittern des Glaubens verteidigt.

Original in der Bibliothèque Nationale, Paris.





Trompete mit Gestell.
11. Jahrhundert. (London.)

nennt es Tristan „das beste Saitenspiel, das ich kann". Die Rotte (rota), ein Abkömmling der uralten keltischen „Crotta britannica", soll ein Vorläufer der modernen Streichinstrumente gewesen sein. Ob sie mit dem Bogen oder dem Plektrum gespielt oder mit den Fingern gerissen wurde, ist unbekannt. „Auch die von Tristan erwähnte Fiedel dürfen wir nicht bestimmt als Streichinstrument ansehen, denn ihr Name — aus dem lateinischen ‚fides' (Darmsaite) entstanden — bestätigt diese Annahme keineswegs, wenn auch bei der Erinnerung an den im Nibelungenliede vorkommenden ‚Fiedelbogen' die Vermutung naheliegt, daß hier der aus dem Orient importierte Bogen zuerst in Anwendung gekommen ist." Symphonie ist kein Tonstück, sondern die Savoyardenleier. Nach Ambros „Geschichte der Musik" ist das Wort „fides" im mittelalterlichen Latein in „fidula" oder „vidula" übergegangen. Dieser Ausdruck führte über „figella, vielle und vioel" zum deutschen Fiedel und dem italienischen Viola. Das Wort Geige, das im 12. Jahrhundert an Stelle der Benennung Fiedel trat, entstand aus „gigue", dem Saiteninstrument des Troubadours.

Aus Minnesang und Kunst der Troubadours entstand in derber Nachahmung, doch anfangs treuherzig froh, natürlich und wohlgemeint, der umständliche Meistersang, der mit der Zeit recht pedantisch sich auswuchs. Die Limburger Chronik berichtet (1360) von vielen neuen Sangweisen und fügt hinzu: „Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeifenspiel und hatten aufgestiegen in der Musica, daß sie nicht also gut war bisher, als nun angegangen ist, denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeifer



Hirtenhörner.
8. Jahrhundert. (London.)

war im Land, der deuchte ihnen jetzt nichts wert.“ An Würde und Wert hat die Instrumentalmusik zugenommen, seit die Spielleute nicht mehr ausschließlich zu den verachteten Fahrenden gehörten, sondern an der Seßhaftigkeit des Bürgertums teilnahmen, zuerst in Wien, wo sie sich zur Nikolaibrüderschaft (1288) verbanden, dann in Paris als Confrérie de St. Julien



Streichinstrument mit drei Saiten.
9. Jahrhundert.

des ménéstriers unter einem „Geigerkönig“ (1330). Sie wählten einen Schutzpatron und traten bei Festlichkeiten mit ihrem Banner auf als geachtete Gilde, in den Kulturbegriff ihrer Zeit aufgenommen.

Indessen war an Stelle des körperlosen byzantinischen Engels ein Engelreigen getreten, der zwar idealisierte, aber dennoch kenntlich menschliche Figuren schuf. Fra Angelico malte die sanft leuchtenden Engel noch mit altertümlich bunten Flügeln an die Klosterwand, doch sie besitzen Arme und Hände, die recht gut dem Spiel mit allerlei Instrumenten gewachsen sind, ja, die in ihrer anmutigen Bewegung geradezu durch ein besonderes Instrument daseinsberechtigt sind, Seelen der einzelnen Instrumente, Schutzgeister der gezupften, gestrichenen, sogar der geblasenen, hinausposaunten Melodien.

Für die Gotik bekam das einst mißachtete Instrument heilige

Bedeutung, ein Bürgerwert im christlichen Himmel wurde sein, und das Instrument der Instrumente, das ihre gesamten Stimmen vereinigt, Krone des polyphonen Gedankens, die Orgel, zog mit ernstem Triumph in die Kirche ein.

Von nun an gehören Gesang und Orgel unzertrennlich zum Gottesdienst, worin sogar die später getrennten Konfessionen einig blieben. Das Tridentinerkonzil, das alle kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen trachtete, ernannte auch eine musikalische Kommission, die Norm zu schaffen. Aus deren Prüfung ging siegreich und fortan maßgebend Palästrina hervor, der Engelmeister, wie sein schöner Beiname lautet.



Geigespielende Teufelgestalt.
Skulptur an der Kathedrale von Amiens.

Das schöne Buch und der erste Buchhandel.

Die große Liebhaberei für schöne und kostbare Bücher — auch außerhalb des Klosters — begann in der gotischen Zeit. Eine Zärtlichkeit dem Buch gegenüber, wie sie einst Cicero und Attikus empfunden, war neugeboren, sobald der Humanismus die Scholastik im allgemeinen Denken ablöste, sobald der steigende Reichtum den Sammeleifer belebte und Anlaß zur Gründung von Bibliotheken gab. Auch die gebildete Dame wendete ihre Aufmerksamkeit dem schönen Buch zu. Das Stundenbuch, kostbar eingebunden, zierlich geschrieben und mit bunten Miniaturbildern versehen, gehörte nicht nur zum Besitz regierender Fürsten und hoher Herren, jede Prinzessin, jede große Dame verwahrte ein solches in ihrer Schmuckschatulle. Sie wird feierlich mit Stirn- und Halsschmuck abgebildet, in der Hand das köstliche Bändchen, ihr Stundenbuch.

König Karl V. von Frankreich ließ die besten Kalligraphen für sich arbeiten, die ihm in den schönen gotischen Buchstaben Manu-

Rater Ambroſi9
tua mihi munuſ
cula perferens:de

ABCDEFHILMNOPQuR
STVabcdefghilmnopqrſs
tuvxz

Schriftprobe und Alphabet der ältesten römischen Typen in Deutschland.

Α Β Γ Δ Ε Ζ Η Θ Ι Κ Λ Μ Ν Ξ Ο Π Ρ Σ Τ Υ
Φ Χ Ψ Ω α β γ δ ε ζ η θ ι κ λ μ ν ξ ο π ρ
σ τ υ φ χ ψ ∞ ω ς Τ Γ αρ 6 αι ϵ ξ λλ δ

Alphabet der griechischen Typen des Dionysius Paravisinus, Mailand 1476.

ABCDEFGHILMNOPQRSTVZ
abcdefghilmnopqrſstuz

Alphabet der Katholikentypen.

skripte lieferten — in jenen Buchstaben, aus denen das Druckalphabet der späteren, fälschlich deutsch genannten Schrift hervorging. Es war eine fein ornamentierte Zierschrift, die Ursprung und modische Pflege fand in einem hochgebildeten Kreis von Bücherliebhabern, die sich um den gelehrten König scharten. Der König schuf die erste öffentliche Bibliothek in Europa, indem er seine liebevoll gesammelten Schätze den Männern aller Wissenschaften zugänglich machte und sogar, wenn es dunkelte, für Beleuchtung Sorge trug durch gut gehaltene Öllampen.

Das Interesse für schöne Bucheinbände verbreitete sich vom 15. Jahrhundert an hauptsächlich durch die Förderung der Benediktiner, die in ihrem Windsheimer Kloster bei Zwolle (gegründet von Gerhard Groots 1386) und in Padua, wo zwischen 1409 und 1412 eine Reform den dortigen Mönchen besonders befahl, sich ihrer Bücherei zu widmen und schöne Bücher herzustellen. Diesem Gebot widmete sich ein Pater Rolandus, der eine Sammlung frommer Schriften kopierte und mit prachtvollem Einband versah, rot mit goldener Auflage. Auch in süddeutschen Klöstern vollzog sich die Reformbewegung, und es kamen hervorragende Einbände aus den Klosterwerkstätten, wertvoller als die südlichen, weil Schweins- und Kalbsleder sich besser eigneten als das italienische Schafsleder und eine vorzügliche Grundlage für die goldenen Zierornamente bildeten.

Zu den ersten Künstlern der zunftmäßigen Buchbinderei gehörte Johannes Vogel in Erfurt. In Deutschland wählte man vorzugsweise die Rahmenform zur Deckenverzierung, die in Golddruck und Blindpressung zur Ausführung kam, doch stand die Vergoldung nicht auf der Höhe französischer und italienischer Meister. Mit erlesenem Geschmack arbeitete Tommaso Majoli als berühmtester Meister, sein bekanntestes Motiv waren goldene Linien, mit goldenen Ranken und Blättern umflochten. Aus seiner Schule ging Jean Grolier de Servin hervor, dessen farbenprächtige Ledermosaikarbeiten dem französischen Gewerbe den Vorrang verschafften.

Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt eine prächtig gebundene, metallgezierte Bibel aus Mainz. Da die Bücher im Mittelalter — wo ihre Zahl selbst in den reichsten Büchereien eine bescheidene war — gelegt und nicht wie heute auf die schmale Seite gestellt wurden, so konnten sie zur größeren Festigung bronzene Ecken und zum Schmuck Mittelstücke erhalten, die mit Laub, Figuren, Knöpfen und Edelsteinen montiert waren. Das den Überzug der Holzdeckel bildende Leder wurde in leichtem Relief orna-



Eine Seite aus der mittelhochdeutschen Wenzelbibel.
Nationalbibliothek, Wien.

mental oder figürlich durch Einschneiden, Heben und Punzieren künstlerisch behandelt. All dies gab dem Buch auch, abgesehen vom Inhalt, den Charakter des Wertobjekts. Daß in Bibliotheken, in denen wie bei den Mönchen viel Verkehr herrschte, solche Wertobjekte an ihre Pulte angekettet lagen, war eine Maßregel der Ordnung und kluge Vorsicht, damit sie nicht vertragen würden,



Handschriften kopierender Mönch in einer mittelalterlichen Klosterbibliothek.

keineswegs aber eine Erschwerung des Lesens, wie gewisse einseitige Historiker meinten.

Außerordentlich rasch verbreitete sich die Buchdruckerkunst, namentlich in Deutschland. Zuerst galten allerdings die gedruckten Bücher als ein nicht vollwertiger Ersatz des geschriebenen Buches und waren als „billige Nachahmung“ dem ernsten Buchliebhaber, dem Bibliophilen des gotischen Zeitalters, durchaus unsympathisch.

Der humanistische Geist, der das Zeitalter zu tränken und zu durchdringen begann, als die Scholastik dürre Blätter bekam, verbreitete sich hauptsächlich dank dem weitverzweigten Benedik-



Ins mals ein affe kam gerāt · Do er vil guter
nusse vant · Der hette er gessē gerne · Im was
gesagt von dem kerne · Der wer gar lustiglich un=
de gut · Beswert was sein chūmer mut · Do er der
pitterkeit entpfāt · Der schalē darnach zu hant · Be=
greiff er der schalē hertikeit · Von den nussen ist mir
geseit · Sprach er das ist mir worden kunt · Si ha=
ben mir verhonet meinen munt · Hyn warff er sie
zu der selben fart · Der kerne der nusse im nye wart ·
Dem selben affen sein gleich · Beide jung arm vnde
reich · Die durch kurze pitterkeit · Verschmehē lan=
ge susikeit · wenne mā das feuer enzimtē wil · So
wirt des rauches dick zu vil · Der thut einem in den
augen we · wen̄ man darzu bleset mee · Bis es en=

Faksimile einer Seite aus Ulrich Boners „Edelstein“, dem ersten gedruckt erschienenen deutschen Buch.
Bamberg 1461, bei Albert Pfister.
Nach Julius Hart, Geschichte der Weltliteratur II.

tinerorden, durch dessen Niederlassungen er von Polen bis England, von der Nordsee bis zum Mittelmeer Eingang fand.

Als die Bauhütten der Klöster in weltliche Hände gelangt waren, energische Äbte den Einbruch der Üppigkeit einer reichen Zeit abgewehrt hatten, verwandelte sich das alte Arbeitsgebot des heiligen Benedikt in ein reingeistiges, und die Klosterinsassen



Das Meßbuch des Königs Ferdinand des Katholischen und der Königin Isabella. In der Königskapelle der Kathedrale zu Granada.

widmeten sich in geduldig vornehmem Studium ihrer neuartig vorgezeichneten Kulturaufgabe, erlesene Geistesarbeit zu leisten. Bücher anzufertigen, ihren Inhalt zu verbreiten und ihrem Äußeren die schönstmögliche Gestalt zu geben, gehörte zu den Kulturforderungen des Jahrhunderts, dessen Gesamtphysiognomie das Buch ändern sollte, als ihm der Druck neue, breite Wege erschloß.

Still und geschäftig strahlt die Ordensarbeit aus vor allem von Monte Cassino, wo viele gerettete Manuskripte des klassischen Altertums Unterkunft gefunden, und nirgends ist so bewußt andächtig an die Tradition der Antike geknüpft, nirgends die würdige Gelassenheit unserer geistigen Heimat so sicher vertreten worden wie von den gelehrten Benediktinern.

Sie blieben daher den politischen Stürmen und dem fanatischen Eifer aufwallender Zeitströmungen grundsätzlich fern, denn sie wirkten ja nicht für den Tag, sondern weit hinaus in die Zukunft, und durften sich gönnen, den Alltagslärm von ihren Zellen aus-



Ledermosaikeinband von Thomas Majoli. 16. Jahrhundert.
Nach Adam, Bucheinband.

zuschließen. In seliger Beschaulichkeit, vom Frieden ihres Ordens umhegt, konnten sich die gelehrten, künstlerisch geschulten Mönche leichter wie die anderen dem schönen Buch widmen, bestrebt, mit dieser Sorgfalt Gott zu dienen. In ihren Schreibstuben wurden die schönsten Buchstaben auf schönstes Pergament gemalt — jede Initiale wie ein Festtag unter Werktagen feierlich heraustretend. Dadurch, daß die also geschmückten Seiten dem Auge wohltaten, wirkten sie erziehend besinnlich aufs Gemüt, lehrten

ruhig die Gliederung des Satzes zu erfassen und in sich aufzunehmen. Mit Verständnis zu lesen lernten die gotischen Menschen. Flüchtiges Lesen und Blättern ist ja eigentlich nur Parodie des Lesens. Damals, da Bücher neu und kostbar waren, hätte es



Buchdruckerpresse
Ende des 15. Jahrhunderts.

als Mißbrauch, als beschämend gegolten. Heute, wo jeder lesenskundig ist, Bücher und Zeitungen das Leben überschwemmen, ist der Begriff des Lesens ein anderer geworden, das Gelesene wird nicht durchdacht bis zum Besitz, zum Kulturbesitz, und reift daher die Persönlichkeit nicht mehr.

Die Benediktiner machten das Lesen zum Kulturbesitz durch ihre Sorgfalt und Liebe dem Buch gegenüber. Sie lenkten den Sinn auf die edelste Liebhaberei, jene des Büchersammelns, und so mancher Fürst, der sonst nur für Waffenruhm und Falkenbeize Lust empfand, wurde durch befreundete Mönche, bei denen er

Alphabet von Schöffers Bibeltype 1462.

Rat holte, veranlaßt, eine Bücherei zu gründen, und bekam den Ehrgeiz, möglichst schöne Bände zu besitzen.

Durch gemeinsame Lektüre, durch Gedankenaustausch über das Gelesene bildete sich nach der ausschließlichen Waffenbrüderschaft des Schwertes eine neue feine Waffenbrüderschaft der kämpferischen Geister. Wie Schild und Schwert, um dieselben heiligem Gebrauch zu weihen, reich und schön verziert waren, so verzierte man das Buch mit ausgesuchter Eleganz. Schon der An-



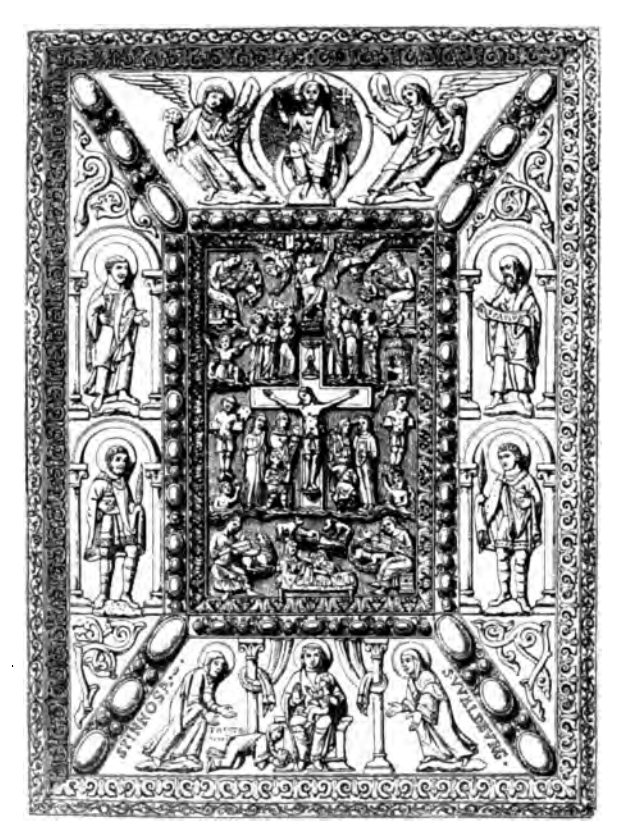
Signet des Buchdruckers und Verlegers Etienne in Paris (1536).

fang der Gotik sah prachtvolle Bucheinbände; dieser künstlerisch gewählte Luxus verbreitete sich in allen Ländern und war schon eingebürgert, als das gedruckte Buch erschien.

Im Verhältnis mit dem Billigwerden und der raschen Verbreitung allgemein interessierender Druckschriften nahm die Kenntnis des Lesens zu, besonders als durch Appell an religiöse und politische Leidenschaften eine Popularisierung des gebotenen Stoffes eintrat, die vom Flugblatt, dem Vorläufer der Zeitung, ausging. Immerhin, der Humanist blieb der eigentliche Bücherfreund, begnügte sich nicht mit schlechtgedruckten, auseinanderflatternden Dingen, sondern verlangte sorgfältigen Satz, gutes Papier und reichen Einband, wie er am kostbarsten und dauerhaftesten zuerst in Paris und Augsburg, dann in Wien, Erfurt, Nürnberg und London, in Neapel und Rom zu finden war. Der Weg kennzeichnet den Gang der internationalen Bildung.

In unnachahmlicher Schönheit entstand nach der gotischen Meisterschaft das Renaissancebuch in Italien, von Künstlerhand entworfen und ausgeführt. Gegen die Annahme, daß gerade diese Kunst von Venedig ausging, wo sich noch lange (bis 1552) orientalische Handwerker in ihrem scharf ausgeprägten Stil her-

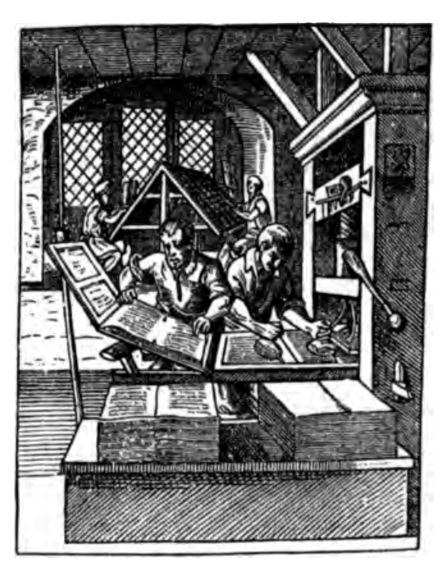
vortaten und reiche Anregung boten, wird neuerdings behauptet, daß die kostbarsten Bände zuerst von Neapel kamen, dem kunstfreudigen Hof der elegantesten Stadt des Südens ihre Bestellung und Anregung verdankend.



Einband eines Evangelienbuches (um 1050).
In die Eckfugen der Schnitzereien sind Edelsteine eingelegt, das Ganze ist mit getriebenen Goldblechrahmen eingefaßt.

Die abgeschriebenen Manuskripte wurden viel hin und her geschickt und nicht immer am Ort ihres Entstehens gebunden. Meist war es dem Liebhaber und Käufer überlassen, den Einband selbst zu wählen, die Ornamente nach seinen Angaben zeichnen zu lassen und die kostbaren Materialien zu liefern. Serienweise hergestellte, fertig verkäufliche Einbände hätte ein mittelalterlicher Bibliophile als Barbarei verachtet und zurückgewiesen. Die berühmtesten Drucke, die von Anfang an den Liebhaber reizten, entstanden in

der Offizin der venezianischen Buchdruckerfamilie Manutius, besonders des Aldus Manutius, die sogenannten „Aldinen", deren erste datierte Ausgabe von 1494 stammt. Sie machten nicht nur durch die Ausstattung, sondern auch durch den gewählten Inhalt



Buchdruckerei.
Nach Jost Amman.

Epoche, in der Geschichte des Buchdrucks erwarben sie sich das größte Verdienst durch die Einführung einer vereinfachten, künstlerisch schön gezeichneten Type, aus der die sogenannte lateinische Schrift hervorging.

War ein geordneter Buchhandel, wie ihn das Römische Reich gekannt, mit dessen Untergang verschwunden, so müssen sich doch einige Spuren in Rom und in Gallien erhalten haben, denn im 6. Jahrhundert wird er dortselbst noch erwähnt. In Italien ist er wieder seit dem 13. Jahrhundert besonders in Bologna urkundlich festgestellt. Die „stationarii" handelten mit Büchern abgereister

Schriftprobe eines mit Typen gedruckten hebräischen Buches aus dem Jahre 1475.

Studenten, mit solchen aus dem Nachlaß von Gelehrten und mit Manuskripten, die sie unter der Hand von reisenden Juden erwarben, denn diesen war der Bücherverkauf untersagt. In Mailand, Venedig und Florenz entwickelte sich seit dem 15. Jahrhundert ein lebhafter Buchhandel. Paris hatte schon 1170 einen Buchhändler, gegen Ende des 13. Jahrhunderts finden sich in der



Buchdruckerei von Fust und Schöffer.
Holzschnitt aus einem Schöfferschen Druck.

Steuerrolle acht „libraires", als die gedruckten Bücher aufkamen, wurden sie zahlreich auf beiden Ufern der Seine. In England entwickelte sich durch die „stationers" (ein Name, der später nur den Schreibmaterialienhändlern blieb) bald ein viel freierer Buchhandel als auf dem Festland, besonders nachdem sich 1403 die „stationers" und „text-writers" zu einer Gilde vereinten. In den Niederlanden beschränkte sich der Verkauf lange auf Stundenbücher mit Miniaturen. Der deutsche Buchhandel schloß sich den Universitäten an, bis die freien Städte sich so weit entwickelten, daß ein allgemeines Lesebedürfnis entstand. In erster Linie sorgte aber der Schulmeister für dieses Bedürfnis, indem er die nötigen Schulbücher selbst abschrieb und verkaufte. Später dehnte sich das Geschäft weiter aus, denn ein zahlreicher Laienstand wollte zu seiner Unterhaltung Novellen und Erbauliches lesen. Einer dieser industriellen Schulmeister, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts

sein Geschäft als förmlichen Buchhandel trieb, war Diebold Lauber in Hagenau. Von seiner Hand ist der erste deutsche Bücherkatalog vorhanden. Die Verzeichnisse seines Handschriftenlagers enthalten so viele Werke, daß man annehmen muß, er habe, wie in einer antiken Schreibstube, zahlreiche Schreiber beschäftigt. Außer Gedichten und Ritterromanen umfaßte der Verlag gereimte Bibeln, Andachts- und Arzneibücher, gemalte Wahrsagebücher, die Goldene Bulle und andere juristische Schriften. Aus diesem Handschriftenhandel entwickelte sich nach Erfindung der Buchdruckerkunst der wirkliche Buchhandel, doch bestanden beide noch längere Zeit nebeneinander.

Hains Repertorium typographicum läßt ersehen, in welchem Maße die neue Erfindung in der ersten Zeit ihres Bestehens wirkte. Bis zum Jahre 1500 entstanden 1213 Druckereien an 208 verschiedenen Orten, in denen 16 299 Werke hergestellt wurden. In den ersten Jahren verkauften die deutschen Drucker ihre Werke selbst auf Messen und Jahrmärkten. Fust und Schöffer gingen nach Paris, um dort ihre Bibeln zu verwerten (in lateinischem Text), und der unternehmendste Verleger seiner Zeit, Antoni Koberger von Nürnberg (1470—1513), errichtete Filialen seines Geschäfts in Paris, Lyon und Ofen. Der bedeutendste Umschalteplatz für Bücher wurde aber Frankfurt a. M., dessen günstige Lage seine Messen an Ostern und im Herbst zu den bedeutendsten Europas machte. Dort erschienen Italiener, Franzosen und Niederländer, die Mainzer Drucke, die Aldinen lagen zu Markt, und ein Pariser Reisender verglich die Stadt mit Athen, wo alles Wissen auf Lager sei.

De dominica infra octauam a-
scensionis domini.
Dominica prima post diē ascensiōis dm
officiū dnicale Exaudi ptotu cū suffragiis
duobꝫ Alla. Seqntia et pfacōe de festo ascen
sionis necnō Glia in excelsis Credoet ite mis-
sa dnicaliter dicetur.

A A B C D D E F G H J L M N O P P Q R
S S S T T W S

Schriftprobe eines Mainzer Druckers
vom Jahre 1460.

Die Kalenderfeste.

Im gotischen Zeitalter trat das Volk als solches, namentlich das Stadtvolk, in geschlossener Gruppe auf den Plan des kulturhistorischen Geschehens; Sitten bildeten sich zu Gebräuchen aus, die Feste erhielten ein regelmäßig wiederkehrendes Gepräge und ein buntes Leben gewann bleibende Form, dessen Anfänge sich wohl weit in vergangene Epochen verlieren, dessen Jahresrund sich aber erst abschloß, als reiche Zeiten gestatteten, fröhliche Gewohnheiten dauernd einzuführen, unabhängig von Fürstengunst und Politik, Krieg und Frieden. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Gotik höchsten Glanz entfaltete, erschien zuerst regelmäßig ein Verzeichnis der nach Monaten und innerhalb dieser nach Wochen geordneten Tage des Jahres, die kirchlichen Feste und Gedächtnistage wurden angeführt, astronomisch-meteorologische Notizen schlossen sich an, profane Feiertage, Markt- und Messenverzeichnisse kamen hinzu und die junge Buchdruckerkunst gab den Heftchen, die man Kalender nannte, weite Verbreitung.

Durch die Unordnung, die mit dem Zusammenbruch des Römischen Reiches und dem Aufstieg des Christentums in das sozialkulturelle Gefüge der Welt gekommen war, verwischte sich der geregelte Jahresbeginn, den die Römer am 1. Januar feierten und die Calendae Januariae verloren seit dem 6. Jahrhundert ihre Eigenschaft als Neujahrstag zugunsten des Festes Mariä Verkündigung am 25. März, mit welchem Tag Christi irdisches Dasein beginne. Dann wurde mit Ostern, nördlich der Alpen meist mit Weihnachten das neue Jahr angefangen, dazwischen gab es immer noch Städte und Herrschaften, namentlich im Süden, die auf den römischen Gebrauch zurückgriffen, bis dieser am Ende der gotischen Zeit — von der humanistischen Weltanschauung getragen — wieder allgemeine Geltung erhielt. Für die Wahl des 25. März, den die Kirche am liebsten durchgesetzt hätte, fehlte im Volk das rechte Verständnis, denn es feierte (wie aus wiederholten mittelalterlichen Verboten hervorgeht) nach uralt heidni-

schen Gepflogenheiten den Mittwintertag, die Sonnenwende als Jahreswechsel, in Köln und der Schweiz aber den ersten Ostertag und in Venedig den 1. März, Spanien, England und die nordischen Staaten rechneten von Weihnachten ab[1].



Die Anbetung der Heiligen Drei Könige.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Gumpolt Giltinger, Augsburg, etwa 1510. (Paris, Louvre.)

Neujahrslieder sang man auf der Straße und im Haus, Clara Hetzlerin, eine Schriftstellerin des 14. Jahrhunderts, hat eine reiche Sammlung hinterlassen, in Frankreich und Burgund gab man sich kostbare Geschenke (les etrennes) namentlich Handschuhe, die als Zeichen der Reinheit galten, oder in England das Geld dazu, das man „glove-money" nannte. Später nahm die Sitte

[1] Den 1. Januar als Jahresbeginn setzten fest: Frankreich 1564, Spanien 1575, Florenz 1745, Venedig 1652, Rußland 1706. In Deutschland, den Niederlanden, Lothringen setzte er sich allmählich durch mit dem Gregorianischen Kalender, der von 1582 an Aufnahme fand, in England nach der Reformation.

dermaßen überhand, daß Königin Elisabeth ihre gesamten Ausgaben von den Neujahrsgeldern, die sie bekam, bestreiten konnte.

Gebäcke verschiedener, aber bestimmter Form, meist an kultische Gebräuche des Heidentums erinnernd, wurden zu Neujahr gebacken, verschenkt und gegessen, Glückwünsche ausgetauscht und frohe, laute Zechgelage gefeiert trotz kirchlicher Einsprüche und staatlicher Verordnungen. Die Sitte erwies sich stärker als das Verbot.

Im Kalender hat der 6. Januar den Namen „Heilige Drei Könige" erhalten, an welchem Tag mit dem Stern in der Hand drei junge Männer in Städten und geschlossenen Dorfsiedlungen, phantastisch gekleidet als Weise aus dem Morgenland, von Haus zu Haus zogen und sangen. In Süddeutschland hat sich bis heute ihr Lied erhalten:

„Wir kommen her aus fremdem Land,
Kaspar, Balzar und Melchior sind wir genann ."

Was die gotischen Leute von ihnen glaubten, erzählt Guérin in „Vie des Saints" und sagt von ihnen, daß sie Könige, Magier und Priester zugleich waren. Melchior vertrete den Stamm Sem (Lichtkönig), Kaspar den Stamm Ham und Balzer denjenigen Japhets. (Seinen Namen suchte man später von dem nordischen Lichtgott Baldur abzuleiten.) Nach Christi Tod läßt die Legende den Apostel Thomas die weisen Männer auffinden, er berichtete ihnen das Leben des Heilands und taufte sie. Als Greise über 100 Jahre fanden sie in Persien den Märtyrertod. Eine Beschreibung aus dem 13. Jahrhundert sagt, wie ihr Auftreten damals dramatisch gefeiert wurde: „Drei reich in Seide gekleidete Knaben mit goldenen Kronen auf den Häuptern und goldenen Gefäßen in den Händen stellten die Weisen aus dem Morgenlande dar. Durch das Hauptportal der Kirche eintretend, näherten sie sich unter Absingen eines lateinischen Liedes dem Altar. Dort erhob der erste sein Gefäß und sagte: ‚Aurum primo' (Gold vom Ersten), dann der zweite: ‚Thus secundo' (Weihrauch vom Zweiten), endlich der dritte: ‚Myrrham dante tertio' (Myrrhe gegeben vom Dritten). Im darauffolgenden Wechselsang erklärten sie ihre Gaben: ‚Aurum regem' (Gold dem König), ‚Thus coelestem' (Weihrauch den Himmlischen), ‚Mori nutat unctio' (die Salbe winkt dem Toten). Dann zeigte einer mit der Hand auf den vom Gewölbe herabhängenden Stern und sang ‚Hoc signum magni regis'. Jetzt erschien aus dem Chor ein Engel, der mit den Knaben einen Wechselsang anstimmte, in den die Gemeinde einfiel. Hinter

einem Vorhang war eine Krippe hergerichtet, die nun enthüllt wurde. Dort legten die Knaben ihre Geschenke nieder, nach ihnen opferten die Andächtigen, die wetteiferten an Wert und Nützlichkeit ihrer Gaben."

Zur Zeit des großen mittelalterlichen Reliquienkultus waren die Gebeine der drei Heiligen über Konstantinopel nach Mailand als Geschenk der Kaiserin Helene gekommen; nach Eroberung dieser Stadt durch Friedrich Barbarossa brachte sie der Kaiser in kostbarem Schrein nach Köln, wo sie noch heute am 6. Januar unter großem Gepränge gezeigt werden.

Übriggeblieben ist aus den französischen und englischen Gebräuchen das Bohnenfest, der Bohnenkönig und das Bohnenlied, der Königskuchen (gâteau des rois), in England „cake of the twelfth day" genannt. Das Bohnenkönigtum läßt sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Damals scheint es in Frankreich sogar kirchlich gefeiert worden zu sein und drang von dort nach Holland, an den Rhein und östlich bis Schlesien. Mit Ablauf des Dreikönigstags beginnt der Karneval mit seinem Jubel und Trubel, seinen Eß- und Zechgelagen. Der Kuchen, in dessen Teig sich eine Bohne befindet, wird zum lustigen Anfang der lustigen Zeit gereicht. Wer das Stück mit der Bohne darin bekommt, ist Bohnen- oder Narrenkönig für diese Zeit; er wählt seine Königin und seinen Hofstaat. Im Mittelalter, als durch strenge Zucht Witz und Satire mehr oder minder auf den Karneval beschränkt blieben, gab das Bohnenfest namentlich an den Höfen Gelegenheit, mancherlei frei zu verkünden, was sonst Gefahr gebracht hätte. „Wie die römischen Soldaten dem Triumphator ein Spottlied sangen, gab es am Hofe des Bohnenkönigs und seiner Königin das Bohnenlied, in dem es nicht an gewagten Anspielungen fehlte. Erhalten ist das Sprichwort für höchst unerlaubte Dinge: ‚Das geht über das Bohnenlied.' Unter dessen Klängen wurden nach einem Chronisten des 15. Jahrhunderts die wüstesten Ausschreitungen begangen und am Abend habe man alles für erlaubt gehalten, ‚was Gott verboten sei'. Im vierzehnten Jahrhundert hieß die stehende Redensart: ‚Es ist mir über's Bohnenlied.'"

Im nun anhebenden Karneval — der wahrhaft lustigen Zeit des gotischen Mittelalters — banden sich in den Städten junge Burschen und allerlei Volk Masken vors Gesicht, wie es sonst nur vornehme Damen taten, wollten sie unerkannt bleiben, in Nachahmung der Ritter, wenn sie Visier herunterließen, und trieben ihren Spott in solcher Vermummung. Als sie dann in lächerlichen Aufführungen darstellten, was sich im Laufe des Jahres



Das Bohnenfest.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Jordaens.

ereignet hatte, entwickelten sich die Fastnachtsspiele, die unter der Maske dargestellt wurden. Ihre Blüte erreichten sie als „Schönbartspiele“ in der Meistersingerzeit zu Nürnberg und Augsburg. Zu Ende der gotischen Zeit (und in der Renaissance) liebte die Mode den Bart. So zierte als dessen Übertreibung die



Nürnberger Schembartläufer aus den Jahren 1449 und 1460.

Larve ein Büschel wirren Haars und es entstand, um Maskentreiben zu bezeichnen, der Ausdruck „Schönbartlaufen“ (vom mittelhochdeutschen „schem“ = Larve abgeleitet). Die süddeutschen Fastnachtsspiele reichen bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Als Kaiser Maximilian zum Karneval in Nürnberg weilte (1491), wurde er auf der Straße mit großem Schönbartlaufen, also einem Maskenzug, gefeiert und es gab im Rathaus einen reichen Mummenschanz, dessen Andenken durch den Spruch des Hans Folz „von der Collation Maximilians“ erhalten ist. Dabei erheiterten Spiele das Volk auf dem Markt, wo man Bretterbühnen errichtete. Derbgotische Späße, viel grobe Erotik und manches Körnlein gesunden Menschenverstandes enthielten die Szenen.

Da sehen wir „Frau Venus“ in einer Bauernhochzeit auftreten, König Salomon unter den deutschen Rittern, hören komisch hochtrabende Weisheit und derben Marktwitz. Zur Lieblingsfigur wird der Quacksalber mit seinen Wunderkuren und drastisch dargestellten Heilungen. Mit Aufzügen von Narren, Bauerntölpeln



Mittelalterliches Narrenkostüm.

— der Gegensatz von Stadt und Land steigt auf und wird in der Satire lebendig —, von Liebhabern, die in abenteuerlichen Ausdrücken die Größe ihrer Liebe rühmen, beginnt die Lustbarkeit. Man weiß von Augsburg und Nürnberg, sowie von einigen italienischen und französischen Städten, daß junge Bürger von Haus zu Haus zogen, von Kneipe zu Kneipe, um in kurzen Auftritten Szenen des Alltags in grotesker Übertreibung vorzuführen. Da gab es Gerichtsszenen in knapper Form, die das aufkommende

Pedantentum der Juristerei grob verspotteten und mit gleichem Hohn, wie die Medizinmänner, wurden die Männer der gerichtlichen Schreibstuben überschüttet. Gern wurde der Scherz handgreiflich und das Stückchen zur Zote. Aus diesem uralt geselligen Volksgebrauch hebt sich philosophisch wertvoll als Karnevalsbelustigung die Rätselfrage heraus, die tiefen Einblick in das allgemeine Denken gewährt. Da fragte einer den Narren: „Was ist höher denn Gott und was ist ärger denn Spott?“ und dieser antwortete: „Sein Kron ist höher denn Gott, der Wucher ärger denn der Spott.“ Mit letzterem Wort leiteten die Gesellen ein lustig Spiel gegen den Wucher ein, das wohl bessere Wirkung tat als eines hohen Rates stets dem Leben nachhinkende Verordnungen. Valerius Anselm beschreibt (1522) ein Fastnachtsspiel in Bern, das die Auswirkung der religiös-politischen Kämpfe des Tages zeigt, indem er zufügt: „Hiezwischen uf der Eschermittwochen (Aschermittwoch) ward der römisch Ablaß mit dem Bohnenlied durch alle Gassen getragen und verspottet.“

„Die hohe Ausbildung der Schauspiel- und Gesangskunst der Italiener“, schreibt Dr. Albers in: „Das Jahr und seine Feste“, „hatte zur Folge, daß die sogenannte gelehrte Komödie, auch Commedia del arte genannt, vom Volke nachgeahmt wurde.“ Auf öffentlichen Plätzen führten spielgewandte Leute ihre volkstümlichen Stücklein auf, in denen sie mit derbem Humor und urkräftigen Witzen die politischen und sozialen, manchmal selbst die kirchlichen Zustände geißelten. „Der Arlechino (Harlequin) ward bald in allen italienischen Städten eine stehende Figur, die unter der Maskenfreiheit derbe Wahrheiten an den Mann brachte, und dieser Zug des Spottes und der Verhöhnung ist ihr bis heute geblieben.“ Ihr gesellten sich seit dem 15. Jahrhundert die anderen Masken, der pedantische Dottore, Typus des mittelalterlichen Gelehrten, der bramarbasierende Capitano, der Pulcinello, der dummehrliche Pantalone. Soviel Beiwerk diesen Figuren spätere Zeiten anfügten, ihre Grundzüge auf den Brettern und in der Karrikatur haften ihnen seit dem spätgotischen Gebaren an. Im 16. Jahrhundert übernahm in Deutschland der Hanswurst die Rolle des Arlechino und trat als angriffslustiger Volksnarr auf, der weder Kaiser noch Papst mit seinem beißenden Witz verschonte. „Das Wort Hanswurst kommt zuerst in Sebastian Brants Narrenschiff (1519) vor.“

In den Karneval fielen einige Heiligentage, die den frommen mittelalterlichen Sinn zu besonderem Ausdruck brachten, am 21. Januar, dem Tag der heiligen Agnes, trieb man in Dörfern und

Landstädtchen die Schafe in die Kirche, um sie mit Weihwasser zu besprengen und einzusegnen. Die Heilige hat auf Abbildungen ein Lamm neben sich (das zugleich als Sonnensymbol gilt), Ben Jonson erwähnt den Brauch noch in seinem „Der betrübte Schäfer" (The sad shepherd). Am 22. Januar feierte man in allen Weinwirtschaften und Winzergegenden den heiligen Vinzenz mit



Karikaturgestalt aus „Les songes drolatiques de Pantagruel". Paris 1565.

lustigem, trinkfrohem Nachmittag, nachdem in der Kirche der Segen auf Wingert und Faß erbeten war.

Am 2. Februar, dem „Lichtmeßtag" wurden die „Lichte", die Kerzen, feierlich geweiht, die während des Jahres zum Gottesdienst und zum Gebrauch der Familien bestimmt waren. Diese Kerzen hob man gesondert auf, zündete sie als heilkräftig des Nachts im Krankenzimmer an und ließ ihr Lichtlein in Gewitternächten leuchten. In manchen Gegenden versengte man am Lichtmeßtag ein wenig Haar der Hausgenossen, um sie vor Krankheit zu schützen. Wessen Haar nicht Feuer fing, der mußte im Laufe des Jahres sterben. An diesem Tag schloß man die Winterbeschäftigung des Spinnens und ging an die Frühlingsarbeiten in Garten und Feld.

Ein englischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts (Buchanan, gest. 1582) sagte, daß am Valentinstag (14. Februar), wo das Licht wieder erscheint, d. h. die Tage bemerkbar länger werden und die Vögel sich ihren Gefährten auswählen, die Mädchen es den Vögeln gleichtun und sich durch das Los ihren Liebsten vorhersagen lassen, und Shakespeare läßt im „Sommernachtstraum" Theseus seine Braut fragen: „St. Valentin ist schon vorüber, sollen die Waldvögelein allein beginnen sich zu paaren?" St. Valentin, der Patron der Liebespaare, gab seit dem späteren Mittelalter namentlich auf den britischen Inseln zu mancher Liebessitte Anlaß, und in den engen gotischen Städtchen war es ein lustiges Spiel, dem Aberglauben gerecht zu werden, daß der erste Mann, den ein Mädchen des Morgens an diesem Tage erblickt, ihr künftiger Gatte sei. Deshalb stellten sich verliebte Bewerber schon vor Sonnenaufgang in der Nähe des Hauses auf, das die Schöne bewohnte, um ihr zu begegnen, wenn sie zur Messe ging. Die Mädchen machten aber gern Umwege, um den Richtigen, der dies wohl ahnen mochte, zu treffen.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1348 ist der Peterstag (22. Februar — Petri Stuhlfeier) als Datum angegeben mit dem Zusatz „an dem man den Meerrettich weiht". Diese Bemerkung spielt an den Aberglauben an, den das Mittelalter mit allen Rübengewächsen verband[1]. In Frankreich hing man ungetreuen Ehemännern einen Kranz von Rüben und Rettichen an die Haustür, im deutschen Mittelalter waren alle Rüben, besonders der Meerrettich, als zauberisch, dem Teufel zugehörig, verrufen. Deshalb wurde er geweiht, d. h. unschädlich gemacht. Sein Name kommt von Märe und bedeutet Pferderettich, er gehörte zum Gedankenkomplex von Wotans achtfüßigen Rossen. Wotan aber und alles, was mit ihm und seiner wilden Jagd zusammenhing, war noch recht lebendig in den Köpfen der gotischen Welt. Auch die Galgenmännchen, die man als Zaubermittel benutzte, wurden aus Rüben geschnitzt.

Mit drei besonders ausgelassenen Tagen, deren Wesen im gotischen Mittelalter feste Formen gewann, die noch in die heutige Zeit das Licht ihrer bunten Laternen strahlen lassen, endet der Karneval. Einen speziell dem späten Mittelalter zugehörigen Ausdruck fanden sie in den Narrorden, den Dr. J. H. Albers in dem

[1] Die verschiedenen Benennungen der Rübe (rupa — Sanskrit, ῥαφις, ῥαφανος — griechisch, rib — hebräisch, rapum — lateinisch, bedeuten gleichzeitig Popanz und Traumgestalt.

Buch: „Das Jahr und seine Feste", Vorläufer des Karnevals nennt. Es sind vor allem der Geckenorden zu Kleve und die Narrenmutter zu Dijon.

Lebensstellungen sind Scheidewände zwischen den Menschen. Wer sie einreißt macht Revolutionen oder feiert Karneval.



Darstellung einer Possenszene auf einer mittelalterlichen Volksbühne.

Das haben manche große Herren im späten Mittelalter begriffen und ihren eigenen prächtigen Humor dazu benutzt, jenes Ventil gefahrlos zu öffnen, von dem die Rede vorhin gegangen ist.

So einer war der Graf Adolf von der Mark, der im Jahr 1368 in der Grafschaft Kleve zu regieren begann. Sein Hof war ausgezeichnet durch den Glanz ritterlicher Spiele und kam in Dichters Lied durch die Sage von Otto dem Schütz.

Mit seinen Rittern und Herren gründete er den Geckenorden zu Kleve, eine Karnevalsgesellschaft, die eine Woche im Jahre tagte, wobei „der Herzog seine Durchlaucht, der Graf seine Exzellenz und der Ritter seine Gnade" vergaßen, wie Möser in den „patriotischen Phantasien" erzählt.

Das Ordenszeichen trugen die Mitglieder stets auf ihren Röcken

eingestickt. Es stellte einen Narren dar, der eine rotweiße Kappe mit gelben Schellen auf dem Kopfe trug. Am ersten Versammlungstag wurden ein König und sechs Räte gewählt, die Angelegenheiten der Gesellschaft zu besorgen. Diese waren wichtiger als man denkt; denn der lustigen Tagung war die Aufgabe zugeteilt, alle Herren, die im verflossenen Jahr in Streit geraten waren, am ersten Tag vor Sonnenuntergang miteinander zu versöhnen. Darin lag bei dem streitsüchtigen Charakter der meisten Ritter viel Staatsweisheit, und es ist ewig schade, daß sich heute die europäischen Narren nicht zu einem Orden der Weisen zusammentun, um sich unter der Maske zu versöhnen.

Der „Geck von Silber" — wie der König hieß — mit der Narrenkappe und den spitzen Schnabelschuhen, die zur Tracht der Gecken von Kleve bestimmt waren, sind Zeichen der närrischen Bruderschaften für alle Zeiten geblieben.

Was es aber mit der allgemeinen Versöhnung auf sich hatte, geht aus einer kleinen Geschichte hervor, die sich am Hofe zu Kleve ereignete.

Im gewölbten Gemach eines ritterlichen Hofes in der Stadt saßen die Gecken zusammen und tafelten fröhlich nach der Wahl ihres Narrenkönigs, eines behäbigen Ritters, dem der Trunk weidlich über das Schwert zu gehen schien. Doch ab und zu huschte ein Schimmer des Ärgers über seine dicken Backen, denn in der Fensternische, die nach Westen ging, stand einer seiner närrischen Räte und sprach eifrig, aber scheinbar ergebnislos zu zwei Mitgliedern der Brüderschaft, die sich noch immer haßerfüllt betrachteten. Und der kurze Tag wollte sich bald seinem Ende neigen. Es waren Vater und Sohn, die sich seit dem Vorjahre zerkriegt hatten, da beide in dieselbe schöne Maske vernarrt waren, die es ihnen beim großen Mummenschanz auf dem Schloß angetan. Sie suchten allüberall nach der Verschwundenen, machten Abenteuerfahrten und schworen, um den Besitz der Schönen gegeneinander turnieren zu wollen. Von Versöhnung war nichts zu merken, und die verliebten Gecken wurden ein Spott. Endlich hörte man Schritte vor der Tür, sie ging auf, gerade als die Wintersonne ihre letzten Strahlen ins Zimmer schickte. Und es trat ein schönes, geschmücktes Weib herein mit der Maske vorm Gesicht. Pagenköpfe wurden grinsend in der Tür sichtbar, aber ein Geck schmiß sie ihnen vor der Nase zu. Vater und Sohn erstarrten, sie war es . . . die Angebetete. Einige Mitglieder verwahrten sich, daß Weiber in den geheiligten Kreis treten, der silberne König verwies sie lachend zur Ruhe und fragte: „Willst



Vorführung eines Balletts vor Heinrich III. und seinem Hofstaat.
Nach dem Kupferstich von Balthazar de Beaujoyeulx.
(1582.)

du den Alten, schöne Maske, oder den Jungen", und die Fremde antwortete mit verstellter Stimme keck: „Wer von beiden der größere Esel ist." Vater und Sohn sahen sich an. Da warf die Maske dem einen die Perücke, dem anderen die Larve ins Gesicht, und der Bubenkopf eines gräflichen Pagen wurde sichtbar. Schallendes Gelächter begleitete die Versöhnung, aber den Pagen



Patriziertracht aus der gotischen Zeit.

prügelten die Herren tüchtig durch, ehe er zu seinen Kameraden auf den Vorplatz floh. Wer der größere Esel war, wagte jedoch keiner zu entscheiden, und einige Jahre später saß der ehemalige Page als Geck zwischen ihnen. Auferstehung feierte der Geckenorden am Hofe des Kölner Kurfürsten Johann Klemens, der zu Bonn im achtzehnten Jahrhundert üppig und fröhlich Hof zu halten pflegte. Der heitere geistliche Herr verteidigte seinen Karneval den Sittenrichtern gegenüber und verwies auf ein Rundschreiben der Pariser Sorbonne, das die theologische Fakultät einstmals erlassen. Darin stand: „Die Weinfässer würden platzen, wann man ihnen nicht einmal das Spundloch öffnete und ihnen

Luft machte. Nun sind wir alle übelgebundene Fässer und Tonnen, welche der Wein der Weisheit zerplatzen würde, ließen wir ihn durch fortwährende Andacht und Gottesfurcht weitergären. Man muß ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt."

Durch den burgundischen Statthalter Engelbert von Kleve angeregt, gründete Philipp der Gute in Dijon nach dem Beispiel des Geckenordens eine lustige Gesellschaft, die Narrenmutter zu Dijon, die als „mère folle" oder „mater stultorum" eine große Rolle spielte. Wer Mitglied wurde, bekam ein Schreiben, worin es hieß, daß ihm alle Narren der Welt seine Würde verliehen. Er soll stets bleiben:

„Mondsüchtig, tollkühn und verrückt,
fanatisch, lustig, lieb verzückt,
Narr mit Damen, süß und sittig,
Narr am Hof mit feinem Fittig,
Narr auf Erden, Narr im Meer,
in der Luft, wo sonst es wär,
Narr im Liegen, Sitzen, Stehen,
da und dort, als Narr zu sehen."

Man versammelte sich zur Zeit der Fastnacht in einem Ballhaus, das die Fischhalle hieß. Mützen in Grün, Rot und Gelb, reich geziert mit Schellen und Hörnern, trugen die Mitglieder, und ein jeder hielt einen Stock in der Hand, dessen Knopf ein lustiges Narrengesicht zeigte. Der Stock hieß „La marotte".

Das ist der alte Ausdruck für Steckenpferd oder wunderliche Meinung, der, in manche Sprache übergegangen, auch bei uns heimisch geworden ist. Dies Zepter bedeutete in der Hand seines Trägers, er dürfe im Reiche des Prinzen Karneval sein Steckenpferd reiten, ohne Furcht, daß ihm die schwere Hand der Vernunft in den Zügel falle. In einer ähnlichen rheinischen Gesellschaft drückte man sich dahin aus, die Summe aller Geheimnisse sei, den Pokal richtig zu gebrauchen, sein Steckenpferd schulgerecht zu reiten und zu verschweigen, was man nicht weiß.

Wie heute der Prinz, hatte einst die Narrenmutter — so hieß das Oberhaupt der Gesellschaft in Dijon — einen vollständigen Hofstaat unter sich. Wer zu keiner Würde gelangt war, reihte sich in die Infanterie — die Narrengarde — ein und scharte sich um eine Fahne, auf der zwischen gemalten lustigen Köpfen der Spruch prangte:

„Stultorum infinitus est numerus"
(Die Zahl der Narren ist unbegrenzt).

In der Geschichte des Grotesk-Komischen schildert Flögel einen Umzug der Narrenmutter, der aus dem Ballhaus durch die malerischen Straßen der alten burgundischen Stadt zog und lebhaft an die Umzüge der Gegenwart in süddeutschen Städten erinnert.



Volksfest auf dem Brühl zu Einsiedeln.
Luzerner Schilling, 1510.

Fünfzig als Schweizer verkleidete Künstler umgaben die Narrenmutter, die auf einem großen Wagen den „cortège" eröffnete. Der Hofstaat saß ebenfalls auf lustig gezierten Wagen, die sechsspännig gefahren wurden. Jeder hatte einen Vorreiter und einen Postillon, in dreifarbige Narrenkleider gesteckt. Die Insassen trugen möglichst phantastischen seltsamen Aufputz. Die Infanterie, von der Chronik einmal auf zweihundert und später sogar auf vierhundert Mann angegeben, marschierte zu Fuß in geschlossener Truppe. Vor den ersten Häusern der Stadt und den

höchsten Behörden machte man halt. Die Herolde, die zwischen dem Hofstaat und der Infanterie gingen, hoben ihre mächtigen Narrenstäbe, Schweigen zu gebieten, und die Insassen der Wagen benutzten die Freiheit des Karnevals, lustige oder satirische Verse zu sagen.

Im Jahr 1626 war die letzte feierliche Aufnahme, die einem königlichen Prinzen galt, vier Jahre später wurde die Gesellschaft verboten, da man unter der Maske politische Umtriebe befürchtete.

Der Schluß des Auflösungsdekrets lautet: „à peine d'être punis comme pertubateur du repos public".

Streng verboten nach dem Karneval war in den 40tägigen Fasten jeder Sang und jede Lustbarkeit. Grausam ging man gegen die Übertreter der Fastengebote vor. In England und Dänemark gab es Zeiten, wo die Todesstrafe darauf stand. Inmitten der Fastenzeit steht der Rosensonntag (Laetare) dem manch alter Brauch anhaftet. Um das Jahr 1400 kam die Gewohnheit auf, daß der Papst eine künstlerisch angefertigte goldene Rose unter großem Pomp mit Balsam, Weihrauch und Weihwasser weihte, die er nach der Messe bei feierlicher Prozession in der Hand trug und dann als besondere Auszeichnung verschenkte. (So überreichte z. B. der Kammerherr von Miltitz im Jahre 1518 dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen die goldene Rose, um ihn gegen Luthers Lehre zu stimmen.) An vielen Orten nördlich der Alpen wurde an diesem Sonntag im Mittelalter ein Kegel, ein Klotz oder eine Figur aufgestellt, die man da und dort Jupiter nannte. Man warf danach, bis das Ding umfiel oder haute ihm den Kopf ab — ein Brauch aus dem Heidentum, der den Abmarsch des Winters bedeutete und nun gegen den Heidengott selbst gerichtet war, der immer noch in den Herzen spukte. Bei dem nachfolgenden Umzug wurde, wo es anging, ein Bär „oder sonst ein Untier" mitgeführt. In einigen Gegenden nannte man die Feier „den Tod austreiben". Einen absonderlichen Brauch führt Grimm für diesen Sonntag an. „In Italien und Spanien wird eine hölzerne Puppe, die das älteste Weib des Ortes vorstellen soll, unter allerlei Zeremonien in der Mitte durchgesägt und dann verbrannt. Man nennt dies ‚die Alte sägen'... Dies soll wohl die Teilung des Jahres in Winter und Sommer andeuten, wie denn auch tatsächlich bei den südlichen Völkern der Sommer gleichbedeutend mit dem Begriff des Jahres war."

Am ältesten der Marienfeste, dem Tage der Verkündigung, wurde die Legende vielfach dramatisch dargestellt. Als Maria saß ein junges Mädchen vor dem Hochaltar und empfing einen als

Engel gekleideten Chorknaben, der an einem Seil von oben herabgelassen wurde. Beide sprachen in Wechselrede die betreffende Stelle aus dem Lukasevangelium in lateinischer Sprache, dann „schied der Engel von ihr“ und Maria wurde in Prozession herumgeführt. In Rom trat an Stelle der dramatischen Form ein gold- und silberstrahlender Umzug, in dessen Mitte das von sechs Rappen gezogene Marienbild fuhr. In der Kirche Sta. Maria della Minerva angelangt, traten dreihundert Jungfrauen aus der Prozession paarweise vor den Hochaltar, kommunizierten und erhielten vom Papst ein größeres Geldgeschenk.

Während des ganzen Mittelalters war es Sitte in der Fastenzeit, die Leiden Christi szenisch darzustellen. Da nun sehr oft die Karwoche um die Zeit des 1. April fiel, stand der Prozeß des Erlösers sinnfällig vor dem geistlichen Gericht der Juden und dem weltlichen der Römer. Diese Aufführungen — so erzählen alte Chroniken — travestierte das Volk, wobei vergebliche Gänge und lächerliche Aufträge das hohnvolle Hin- und Herschicken Christi veranschaulichten und die Redensart entstand „von Pontius zu Pilatus geschickt werden“, wenn man unverrichteter Dinge von einer Amtsstelle zur andern mußte. Daraus erklärten die Frommen den lustigen Gebrauch, einander in den April zu schicken. Daß die lose Sitte von den Römern stammt, behaupteten die Humanisten, und eine kleine Anekdote möge zeigen, wie man in der gotischen Zeit solche Scherze zu machen liebte.

„Im Monat April soll Scherz die Frühlingszeit beginnen“, meinte ein gelehrter Humanist (1466) an der Tafel Philipp des Guten von Burgund, „haben ihn doch die Römer unserer lieben Frau Venus geweiht und sie darum Apatura, die Täuscherin, genannt. Wollt Ihr der schönen Frau einen Streich spielen, hoher Herr?“

„Heh, Kölling“, rief da der Herzog seinem Hofnarren zu, „du bist der richtige Mann für den April. Deine Mütze voll Dukaten, wenn du mich in den April schickst!... aber den Kopf zwischen die Füße, gelingt es mir, dich hineinzuschicken.“

Die Tafelnden spitzten die Ohren. Das war etwas! Auch die feinsten Humanisten unter Königen und Rittern waren derbe Gesellen, und ein Leben galt wenig, solange die harten antiken Götter aus dem Olymp in den christlichen Himmel traten und die harten römischen Horden den Jünglingen als Beispiel ins Leben gestellt wurden. „Jetzt, trink Narr! Vielleicht ist es dein letzter Tag!“ rief Herzog Philipp und trank seinem Narren einen Riesenhumpen zu. Wäre er nicht selbst schon ein wenig wackelig auf



Ball am Hofe zu München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500.
Nach dem Kupferstich von Matthias Zasinger.

den Beinen gewesen, hätte er wohl gemerkt, daß sein kluger, vielgeliebter Kölling ihm nur zum Schein Bescheid tat.

Wild tranken die Tafelnden dem Narren zu, und es dauerte keine halbe Stunde, so lag dieser steif wie ein Klotz unter dem Tisch. „Bringt ihn zu Bett", befahl Philipp, „uns laßt beraten." Tolles Gelächter dröhnte durch den Saal, als die Fackelträger den Herzog in seine Gemächer geleiteten, die Pagen liefen in die Stadt, kichernd und freudig, mit geheimen Aufträgen versehen. Noch während die Nacht dunkelte, begann in einem der Säle eifriges Hinundher, man klopfte und hämmerte, im dämmernden Morgen zeigte sich auf schwarzem Teppich der schwarz verhangene Block, und alle Geräte des Scharfrichters waren zum letzten Schwerthieb bereit.

Da weckten die Pagen mit Gesichtern, künstlich in Trauerfalten gelegt, den Hofnarren Kölling und führten ihn — kaum daß sie ihm Zeit ließen, das Narrengewand anzulegen — in ein Zimmer, wo Philipp mit seinem Gefolge auf der einen Seite stand, auf der anderen neben dem Block der Henker mit scharfem Schwert.

„Du hast dein Leben verwirkt, denn du hast den ersten April verschlafen!" rief der König dem Eintretenden zu.

Schlotternd, eingeknickt in den Knien, ging der Narr durch den Saal, die Zähne klapperten, die Züge waren angstverzerrt. Doch bereitwillig legte er sein Haupt auf den Block und ließ sich die Binde vor die Augen geben. Über das breite Gesicht des Henkers huschte ein grimmes Lachen, er zog unter seinem roten Mantel einen mit Blut gefüllten Darm hervor, der wie eine Wurst aussah und hieb ihn auf Köllings Hals, so daß weit umher das Blut spritzte und alle Anwesenden in ein Höllengelächter ausbrachen.

Doch, was war das — —

Jäh schwiegen die Lacher.

Kölling regte sich nicht. Steif lag er am Block ... ein Toter.

Ein Toter? Hatte ihn der Schreck getötet, ein Schlagfluß seinem witzig-lustigen Leben ein tragisches Ende gemacht?

Philipp der Gütige war tief erschüttert. Trieb er auch gerne derben, ja rohen Ulk, er liebte nicht grausam zu sein, und sein Narr stand seinem Herzen sehr nahe. Er warf sich auf den starr und regungslos Daliegenden und sagte mit seiner weichsten Stimme ganz leise: „Nicht tot sein, Kölling, das hab ich nicht gewollt."

Und die Ritter wandten sich ab in schweigender Verlegenheit.

Doch lachend sprang in diesem Augenblick Kölling in die Höhe, hielt dem Herzog die Kappe hin und sagte: „Zahle!“

Rausch, Schlaf und Tod waren nur gespielt, Herzog Philipp war gründlich in den April geschickt.

Aus den Frühlingsfeiern, die allen Völkern gemeinsam sind, ent-



Fahrendes Volk.
Nach einer Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts. (German. Museum, Nürnberg.)

stand im Laufe des Mittelalters das höchste Fest der Christenheit, Ostern, das in der Kulturgeschichte eine bedeutsame Rolle hat. Seit Wolfram von Eschenbachs Parsival die Erlösung von seinen Zweifeln mit der zauberhaften Karfreitagsstimmung in Wald und Hag begann, tönt ein Lied der Hoffnung, der Umkehr auf bösem Weg durch die Osterfreude der Jahrhunderte. Bald klingen Erinnerungen in das Fest an den Schwerttanz, den nackte germanische Jünglinge in der Frühlingsnacht zum Preis der Lenzgöttin

Ostara übten, oder an die Osterfeuer, durch die behend die männliche Jugend sprang, bald überwiegen die christlichen Motive, die in den gotischen Jahrhunderten den Gebräuchen eine bleibende Form gaben bis in die neueste Zeit. Behängt mit Silber und geschmückt mit Blumen wurde das Christusbild am Palmsonntag auf dem mit gold- und silberbestickten Decken behangenen Esel in Begleitung der Obrigkeit und der Gemeinde in die Kirche geführt, in manchen Städten, wie Antwerpen, Salzburg, Heidelberg, Mailand, schlossen sich Mysterienspiele an, bei denen der Darsteller des Heilands ein aus Jerusalem zurückgekehrter Pilger sein sollte.

Dem Tag der Lossprechung, der seit dem späteren Mittelalter in Deutschland Gründonnerstag hieß und kirchlich als „dies absolutionis" Ablaßtag genannt wurde, haftete seit dem Jahre 1418 ein kirchenpolitischer Zug an, da Papst Martin V. die Ketzerbulle verlas, in der alle Gegner des katholischen Glaubens öffentlich verflucht wurden. Noch fand an diesem Tag die Zeremonie der Fußwaschung statt, die sich — außer in Rom — an den Höfen von Wien, Madrid, Lissabon und München erhielt, während sie im Bereich der russischen Kirche in allen Pfarreien öffentlich gegeschah. An zwölf Greisen — Sinnbild der zwölf Apostel — vollzog Papst oder Landesherr die Fußwaschung zum Zeichen christlicher Demut, beschenkte dann die Männer und ließ sie an festlich geschmückter Tafel speisen. In England wurden so viel Arme auf Kosten des Hofes gespeist, als König oder Königin Jahre zählten. Da die Speisen für diese Leute sorgfältig in Körbe verstaut wurden, nannte man den Tag „Maundy Thursday".

Im Jahre 1398 nahm in Paris die „confrérie de la passion" den verlorengegangenen Brauch der Passionsspiele des Karfreitags wieder auf. Dann zog sie von Ort zu Ort und gab ihr Spiel im Freien auf einem Wagen; von Frankreich verbreitete sich dies „bürgerliche" Spiel in alle Länder und faßte in der Volkssitte festen Fuß. Das zweite mittelalterliche Spiel, das zum ergreifendsten Ausdruck von Weltanschauung und Sitte wurde durch die Künstler, die sich damit beschäftigten, ist der Totentanz (chorea Machabaeorum, danse macabre). Zuerst von den Bettelmönchen gepflegt, entspricht dieser mittelalterliche Tanz durchaus dem Selbstbewußtsein des zur Emanzipation gelangenden Bürgerstandes und hat ein sozialpolitisch revolutionäres Gepräge. Mit kühnem, bitterem Humor sucht sich das Volk darin über die Ungleichheit der irdischen Lose zu trösten und zugleich Trost zu schöpfen aus dem versinnbildlichten „memento mori". Man stellte den Tod als geschickten Spieler dar, der jedem die angebotene

Partie abgewinnt, oder zumeist als Reigenführer, dem sich jeder Stand und jedes Alter anschließt. Da Tanz und Drama eng verbunden, vor oder in der Kirche oder auf dem Kirchhof gespielt wurden, entwickelte sich der Totentanz zu einer eigenen Gattung, die aus vierzeiligen, gereimten Wechselreden bestand, zwischen



Maientanz.
Nach der Miniatur in einem Stundenbuch des 15. Jahrhunderts.

dem Tod und 24 nach absteigender Rangordnung auftretenden Personen. In Deutschland und Frankreich lassen sich die Sprechtänze seit dem 14. Jahrhundert nachweisen; auf Fresken und Holzschnitten sind Geistliche und Laien, vom Papst und Kaiser bis hinab zum Klausner und Bauern, zu sehen, Jüngling, Jungfrau und Kind ziehen nach alter Tanzweise im Reigen zwischen Todesgestalten, die meist als verschrumpfte Leichen im Grabtuch gezeichnet sind. Voran springt geigend oder pfeifend der Tod.

Auf dem Kirchhof der Unschuldigen in Paris dreht und wendet sich alle Welt zwischen den Gräbern; dort ist der Garten der Stadt, man ergeht sich, um frische Luft zu schöpfen. „Dort singt man und erlustigt sich, man tanzt, man stellt einander nach, man zwickt sich und küßt." So schreibt André Suarez in einem Porträt



Altfranzösisches Theater.
Miniatur aus einer Terenzhandschrift Karls VI. Bibliothèque de l'Arsenal.

des Dichters François Villon, des Lyrikers der gotischen Zeit. Und Villons Leben ist symptomatisch für diese Zeit der allgemeinen Unordnung, da in Paris die Aufstände nie aufhörten und das Quartier Latin Chaos im Chaos war. „Tag aus Tag ein lebt er in den Schenken mit den Unruhestiftern, den Dieben und Straßenmädchen. Er hat gestohlen, er ist Zuhälter gewesen, er nahm einen Rang ein in der Gaunerwelt. Er hat die Coquillards gekannt", die Vorläufer der Apachen, die berühmteste Bande des Jahrhunderts,

eine Gesellschaft von Verbrechern. Er glaubte nicht mehr an die Kirche, aber an Gott und den Tod, und wenn er auf dem Gottesacker mit den Huren tanzte, dann stürzte er sich in die Zweifel seiner Gefühle und schuf ein Lied und „sein Spott wurde so tief durch die Kenntnis des Lebens". Am Ende des Mittelalters ist die Auffassung vom Tod ein großer Kulturgedanke geworden. In die



Der heilige Georg.
Ausschnitt aus einem Madonnenbild
von Giovanni Bellini.

Vorstellung des Sterbens kam ein neuartiger phantastischer Zug, „ein Schauder, der aus dem Komplex von Gespensterfurcht und lähmendem Schrecken emporstieg". Das religiöse Leitmotiv des Jahrhunderts ließ diesen Ton in einer moralischen Sentenz ausklingen mit ironisch sozialen Untertönen. Die ergreifenden Figuren auf dem Campo Santo in Pisa bilden die älteste Darstellung des Totentanzthemas in der großen Kunst.

Am Ostersonntag waren Totentanz und Passionsspiel überwunden. Mit dem wiederkehrenden Glockenton kam nach der Messe die Auferstehung zu bildlicher Darstellung, bei der es nicht an einer Teufelsszene fehlen durfte. Hier spielte der ungezügelte Volkshumor eine große Rolle, und der Teufel bekam, ehe das Gloria feierlich die Ruhe wiederherstellte, seine Prügel, deshalb

wurden diese Spiele im 14. oder 15. Jahrhundert aus der Kirche verbannt. Beim Nachmittagsgottesdienst war der Priester gehalten, die sogenannten Ostermärlein — Schnurren und Schwänke — zu erzählen, die ein lautes Gelächter der Gemeinde, das Ostergelächter, belohnte. Berühmt dafür war der Pfaffe von Kalenberg (14. Jahrhundert), ein Günstling Herzogs Otto des Fröhlichen von Österreich, dessen Scherze zum Teil in die Geschichten vom Eulenspiegel übergingen. Die verschiedensten Ostersagen und Osterbräuche, die im Volk haften blieben, stammen aus heidnischer Zeit.

Dem heiligen Ritter Georg eignet der 23. April; er ist der Drachenbezwinger und Schutzpatron des Rittertums, besonders, seit er — der Sage nach — bei der Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer dem Heere erschienen war und, eine weiße Fahne mit rotem Kreuz in der Hand, schneeweiß gekleidet, vor den Sturmtruppen schritt. Münzen wurden mit seinem Bildnis geprägt, Fürsten und Ritter taten sich in seinem Namen zu Gesellschaften zusammen. Er wurde Schutzpatron des Russischen Reiches, und die älteste Münze mit seinem Bildnis (von 1330) wurde in Moskau aufbewahrt. Solche Münzen trugen die Ritter als Amulett, sich hieb- und stichfest zu machen. Zur Fortführung des Kampfes gegen die Ungläubigen gründeten Ritter aller Länder die Georgsgesellschaft, der sich 1422 die Ritter des Georgsschildes anschlossen, in den Niederlanden schloß die Ritterschaft zur Verteidigung der politischen Freiheiten die St.-Georgs-Bruderschaft, in England wurde ihm der höchste Orden, der Hosenbandorden, geweiht. Dort war durch zahlreiche Volksbücher seine Legende weit verbreitet, so daß er gewissermaßen Nationalheiliger war. Der altenglische Schlachtruf: „God and Saint George", den Shakespeare in Richard III. „our ancient word of courage" nennt, begeisterte die Ritter und ihre Truppen, ob es gegen die Franzosen oder die Heiden im Morgenland ging.

Walpurgisnacht, Walpurgistag, der erste Mai war von besonderer Bedeutung für den gotischen Menschen. Da herrschte Satan und rief die Hexen auf Besen oder Ziegenböcken auf den Tanzplatz zu reiten, für den in den meisten Städten ein benachbarter Hügel galt, und die fromme Jugend zündete Maifeuer an, damit Heidengötter, Zauberer und Hexen in der Glut verbrennen sollten. Vor das Haus der Geliebten stellte der Jüngling aber ein grünendes Stämmchen, den Maibaum, und die Mädchen schmückten ihre Kirche mit „Maien". In der Folge wanderten die meisten Maienbräuche in die Pfingsten, das Stiftungsfest der christlichen Gemeinde, da prangten die Häuser im Schmuck von Blumen und

von jungem Grün, da zog die Jugend singend zum Maientanz in den Wald, da ritten die Burschen um die Wette, und eine Tradition behauptete, die berühmten, für alle Welt vorbildlichen englischen Pferderennen seien aus dem Pfingstritt hervorgegangen.

Im Mittelalter feierte man zur Pfingstzeit die sogenannten Ritter-



Pfingstritt und andere Volksbelustigungen.
Federzeichnung aus dem Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg.

spiele. Wenn heute unsere Bauernburschen in Bayern, in der Mark oder im Harz auf ihren Ackergäulen während der Pfingsttage ein Wettrennen nach dem Dorfanger oder das Kranzstechen veranstalten, so sind dies ebenfalls volkstümliche Überlieferungen aus früherer Zeit. Gerade die Dörfler pflegen auch gegenwärtig noch so manche alte schöne Pfingstsitte. Meist sind es harmlose Belustigungen, an denen jung und alt des Dorfes freudig Anteil nimmt, oder es handelt sich um Bittprozessionen für eine gute

Ernte. So wird seit dem Jahre 1412 alljährlich am Pfingstmontag der sogenannte Pfingstritt an vielen Orten veranstaltet, damit das Vieh von allerhand Krankheiten verschont bleibt. Reiter und Roß sind in Franken mit bunten Bändern und Blusen geschmückt, und in feierlichem Zuge begibt man sich zur nächsten Wallfahrtskirche, wo der Geistliche den Bittgottesdienst leitet. Manches deutsche Dorf hat seine „Pfingstreiter", und dort ist jeder Bursche darauf bedacht, daß sein Pferd besonders reich geschmückt ist, das Sattelzeug wird geputzt, die Mähne des Pferdes geflochten und das Tier blitzblank gestriegelt. Aber auch Sieger beim Pfingstrennen oder beim Ringstechen möchte jeder gern sein und stattliche Ehrenpreise sind dafür bestimmt. Pfingsten war ein mittelalterliches Sportfest geworden, an dem sich die Bürger vergnügten, wie es vorher nur die Ritter im Turnier getan. Ring- und Kranzstechen, Ring- und Kranzreiten fanden statt und was später sich zum „Vogelschießen" und Schützenfesten entwickelte, ist auf spätmittelalterliche Pfingstbräuche zurückzuführen.

In Deutschland wurde die Sitte der Pfingstschützenfeste zuerst in Schlesien eingeführt, wo am Pfingstmontag des Jahres 1288 der Herzog Bolislaus I. zum erstenmal nach einem auf einer Stange befestigten Adler mit „Poltzen und Armbrüsten" schießen ließ. Von Schweidnitz aus fand die Sitte in Breslau freudige Aufnahme und verbreitete sich dann bald über ganz Deutschland. Die Schützenfeste des Mittelalters standen bei allen Berufsständen in hohem Ansehen. Manche dieser damals gegründeten Schützengesellschaften bestanden bis in unsere Zeit, z. B. in Dresden, wo die Armbrustschützen alljährlich ihre „Vogelwiese" veranstalteten, eine seit Jahrhunderten gepflegte Sitte.

Einem ganz besonderen Pfingstscherz huldigt man in der Lüneburger Heide. Am Pfingstmorgen tragen die Hirten den von ihnen angefertigten „Pfingstkarren" — eine Pyramide, an deren Spitze eine Kuhglocke hängt — hinaus ins Freie, um sie mit Blumen und frischem Grün zu schmücken. Wer von den Hirten zuletzt ankommt, muß den Pfingstkarren auf seinen Schultern ins Dorf zurück und dort von Haus zu Haus tragen. Auch ist die Bezeichnung „Pfingstesel" ein seit alters her bekanntes Scherzwort in dörflichen Gegenden. „Pfingstesel" wird der genannt, der am Pfingstmontag zuletzt aufgestanden ist. In Schlesien nennt man einen solchen Langschläfer „Pfingstlümmel", in der Altmark wird er „bunter Junge" genannt, und dieses scherzhafte Beiwort be-

kommt der so Bezeichnete ein ganzes Jahr lang zu hören, bis ihn am nächsten Pfingstfest ein anderer ablöst.

Die größte Pfingstfeier, die je gewesen, veranstaltete im Jahre 1184 Kaiser Friedrich Barbarossa in Mainz. Die Chronik erzählt, daß hierzu außer Deutschlands Fürsten, Bischöfen, Grafen usw. an 70 000 Ritter zu Gaste geladen waren. Ein riesiges Festlager



Ländliches Fest.
Französischer Holzschnitt (1609).

war errichtet worden und die zahlreichen Zelte mit ihren wehenden Fahnen bildeten ein farbenfrohes Bild. Der Kaiser ließ auch die zu Tausenden herbeigeströmte Volksmenge bewirten und ein großes Turnier veranstalten. So wurde dieses Pfingstfest zugleich ein Volks- und Friedensfest, wobei der zweiten Gemahlin des Kaisers als der „Königin der Schönheit" gehuldigt wurde.

Aus der gotischen Zeit stammt der größte katholische Feiertag „Festum Corporis Christi", der Fronleichnamstag. Die Feier entstammt dem Traum einer belgischen Nonne, die den Vollmond mit einer kleinen Lücke mehrmals im Schlafe sah. Theologen deuteten das Gesicht dahin, daß ein Fest fehle, die Einsetzung des Abendmahls zu feiern, besonders setzte sich Jakobus Pantaleon für diesen Gedanken ein. Als der Gelehrte als Urban IV. den Päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, verordnete er (1269) in einer

Bulle die Feier des corpus Domini. Thomas von Aquino wurde aufgefordert, Hymnen und Offizium zu verfassen, die beide bis heute beibehalten sind. Die Franziskaner bekämpften das Fest und suchten es zu hintertreiben, bis es im Tridentiner Konzil ausdrücklich zum Triumphfest der Kirche erhoben wurde.

Am Tag der Sommersonnenwende beging die Welt das Mittsommerfest mit viel Musik und heiteren Bräuchen, die darüber hinwegtäuschen sollten, daß wieder ein Jahr vom aufsteigenden zum absteigenden Bogen sich wendet. Man sprach von hoher Zeit oder Hochzeit, ein Wort, das ursprünglich von allen großen Kirchenfesten galt, und erst nach neuerem Gebrauch den alten Ausdruck Brautlauf verdrängte, um die Feier der Eheschließung zu bedeuten. In Süddeutschland galt (und gilt) noch vielfach die



Ritter und Dame in ihrem Schlafgemach.
Nach einer Miniatur des 14. Jahrhunderts. (Brüssel.)

Sitte, den Jungvermählten und allen Gästen „den Johannissegen“ zu reichen. In Rücksicht auf den Luxus, der bei Hochzeiten gern entfaltet wurde, gab es im Mittelalter nach Stadt und Land verschiedene Hochzeitsordnungen, die Tafeltrachten und Kleidung nach Stand und Rang regelten. Einst war die Braut in langem, losem Haar, dem Zeichen der Reinheit, zum Altar geschritten, im Mittelalter begann sie den Schleier umzulegen und einen Kranz oder die Brautkrone zu tragen. Seit dem 13. Jahrhundert nahm die Kirche den bisher rein weltlichen Akt der Eheschließung für sich in Anspruch, indem erst von diesem Zeitpunkt an der Priester die Trauung vollzog, und zwar vor der Kirchentür, worauf sich die Neuvermählten in das Gotteshaus zur Brautmesse begaben. Diese meist an der Nordseite gelegene Tür hieß die Brautpforte und wurde von den gotischen Bildhauern meist mit entsprechenden Kunstwerken versehen, wobei die klugen und törichten Jungfrauen des Gleichnisses nur selten fehlten. Am Abend hielt man die alte Form der Eheschließung fest: die Braut wurde von Eltern, Verwandten und allen Gästen in die Brautkammer geführt und dort dem Bräutigam übergeben, nachdem sie den Kranz mit der Haube vertauscht. Das Ehebett mußte öffentlich beschritten sein, sollte die Ehe Gültigkeit haben. Nach einer Weile kehrten Brautführer und Gäste zurück, dem Paar einen Trunk zu reichen.

Doch von der Hochzeit wieder zur hohen Zeit des Jahres! Seit Karl der Große in Ivrea das Fest des Vorläufers Christi am Sonnwendtag feierte, ist das Fest historisch nachzuweisen, ein Volksfest im wahren Sinn des Wortes, da es sich einschmiegte in alte heidnische Bräuche des Südens und Nordens. Die Johannisfeuer flammten auf den Höhen des Apennin wie der Pyrenäen, der Alpen wie der skandinavischen Berge, der französischen wie der deutschen Mittelgebirge. Kam ein Kaiser oder großer Herr in die Gegend, so bat man ihn, das Feuer anzuzünden, wovon in den verschiedenen Chroniken häufig die Rede ist. Im Jahr 1401 hat in München der Herzog Stephan mit seiner Gemahlin auf dem Markt den Tanz um das Johannisfeuer angeführt, an dem die ganze Bürgerschaft teilnahm, und im Jahr 1497 brannte die schöne Susanna Neithart in Gegenwart des Kaisers Maximilian den Holzstoß an und führte den Tanzreigen um das Feuer mit des Kaisers Sohn, dem Herzog Philipp von Burgund.

Da mit andern geheimen Dingen der Kräuterglaube sehr verbreitet war, verbrannte man mit dem Holzstoß den Bärlapp oder das Hexenkraut (Lycopodium) und das Johanniskraut (Hypericum perforatum), auch Rittersporn und Wermut, was die schick-

salgünstige Wirkung der Flammen verstärken sollte. Von den Höhen trieb die männliche Jugend strohumwundene brennende Reifen zu Tal, teils zu Ehren, teils zum Schimpf beliebter oder unbeliebter Personen, nachdem der erste Reif der heiligen Drei-



Holzschnitt aus dem „Buch der vier Damen“
des burgundischen Hofdichters Alain Chartrier.
Nach dem ersten Druck des Werkes, Paris 1489.

faltigkeit gewidmet war. Da soll einmal — die Sage wird von verschiedenen Orten erzählt — ein Bursche, dem sein Mädchen untreu geworden, dem Teufel eine Scheibe geschlagen haben. „Diese beschrieb mit Zischen und Gestank einen riesigen Bogen und die Leute sagten, des Schlägers Seele hinge daran.“ Im Süden und am Rhein war es Sitte, wie auch Petrarca in einem Brief erwähnt, am Johannistag ein Bad zu nehmen, das vor Krankheit schützen sollte. Zu Ende des 16. Jahrhunderts eiferten die Geistlichen gegen



Kirchweih.
Holzschnitt von Hans Sebald Beham, um 1535.

solchen Brauch[1]. Leute, die von geheimen Dingen etwas wissen wollten, munkelten, daß in der Johannisnacht das Farnkraut blühe und jene, die es unter bestimmten Regeln pflückten, unsichtbar mache, ferner sollte man die Wünschelruten in dieser Nacht schneiden und manches blühende Heilkraut sammeln.

Die Weihe der Kräuter, mit der die Kirche dem praktischen Leben anhaftende Bräuche heiligte, fand aber erst am Fest der Himmelfahrt Mariä statt, das „unserer Frauen Würzweihe" in gotischen Zeiten hieß. Kräuterbüschel, die von 9 bis 77 verschiedene Kräuter enthielten, bekamen den Segen und dienten dann Krankheiten zu heilen, Schmerzen zu lindern und, bei Gewittern auf dem Herd verbrannt, das Haus zu schützen. In alten Urkunden wird der 15. August häufig der Kräutertag genannt, er war ein Hauptfeiertag der Apotheker und Herbaristen wie der Gärtner, und alle Gewürzkrämer, alle Parfümeure, die im Mittelalter durch die Mode der Wohlgerüche und der stark gewürzten Gerichte sehr wichtig waren, betrachteten Maria als Patronin und das Himmelfahrtsfest als ihren besonderen Tag.

Am Tage des Erzengels Michael, dem 29. September, der als herbstliches Volksfest noch einmal allen Jubel der Natur in Blumen, Obst und Wein zusammenfaßt, wird der Kampf zwischen Gut und Böse, Weiß und Schwarz, dem Engel als Gottesstreiter und dem Teufel zum Ausdruck gebracht. Das Mittelalter stempelte St. Michael zum Vorkämpfer des Himmels gegen die alten Götter, nannte ihn den „princeps animarum", den Seelenfürsten, und weihte ihm seit dem 9. Jahrhundert einen Feiertag; nach der scholastischen Weltanschauung stritt er mit Satanas um die Seelen der Abgeschiedenen und führte in der Luft einen verzweifelten Kampf mit dem höllischen Gegner.

Neben dem Kirchlichen bekam der Tag ein besonderes Wesen im praktischen Leben, die Kirchweih umspielte ihn mit Tanz und Musik, das Erntefest schloß sich meistens an, und in vielen Gegenden behielt er die Eigenschaften des germanischen Herbstthings, er wurde zum „Wandeltag" der Dienstboten und Termin des Dinggerichts, an dem man Zahlungen leistete, Verträge abschloß und erneuerte.

In Schweden war der um Michaeli auf der Anhöhe „Ombergshede" am Sund stattfindende zahlreich besuchte Markt dazu ausersehen, alle bis dahin aufgeschobenen Raufereien des Jahres abzumachen. Wenn Knaben miteinander in Streit gerieten, riefen

[1] Der Straßburger Kirchenkonvent verbot es im Jahre 1584.

sie sich zu: Auf der Ombergheide treffen wir uns. In Dänemark war man bestrebt, auf dem Michaelis-Dinggericht die Ehrenhändel zu erledigen — oft eine schwere Aufgabe für den erkorenen Richter. In England wählte man an diesem Tag die Oberhäupter der Städte und sonstige Träger öffentlicher Ämter, die der Wahl unterstanden, neuernannte Sheriffs wurden vereidigt. In London feierte man mit Tanz und Trunk den Tag des streitbaren Engels. Je nach der Gegend trank man zu Ehren des Heiligen Michael den ersten Wein, das erste Bier, da und dort noch immer den ersten Met des Jahres, und nannte ihn die Michaelisminne. Auf Bildern erschien der Engel zumeist in mittelalterlicher Rüstung, er war Dux protector Germaniae, dem zu Ehren Schlacht- und Wallfahrtslieder auf den Märschen dröhnten, deren eines noch im 16. Jahrhundert viel gesungen war:

O! unbesiegbar starker Held,
Herzog Michael!
Führst du das deutsche Heer ins Feld,
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite
Herzog Michael[1]!

Von diesem Lied und dessen Kehrwort soll (nach Montanus) der Spottname des deutschen Michel im Kriegsverkehr mit andern Völkern hervorgegangen sein. Wie das Mittelalter den Schirmherrn des deutschen Volkes in dem streitbaren Engel sah, glaubten auch die Franzosen an ihn und behaupteten, er habe bei Orleans persönlich mit ihnen gegen England gekämpft. König Karl VII. nahm sein Bild in das königliche Banner auf „comme estand le guardian et l'ange tutelaire de la France". So standen sich also nach gotischer Auffassung St. Georg und St. Michael auf einem europäischen Schlachtfeld feindlich gegenüber.

Inzwischen stellte ihn die mittelalterliche Kunst auch dar, vor sich ein offenes Buch und eine Waage in der Hand; dies deutet auf den Seelenfürsten, der das Unsterbliche zum Himmel geleitet. So gleitet mit seinem Fest, dem Engelfest, das Jahr langsam in die Erinnerungszeit der Toten.

Von der berühmten Abtei von Cluny ging bereits im frühen Mittelalter der Gedanke aus, den Tag der Heiligen vom Totenfest „Aller Seelen" zu trennen, im Jahr 998 führte Papst Sylvester II. die Erinnerungstage als allgemeingültige Feier ein, man

[1] Aus Montanus, Die deutschen Volksfeste.

schmückte und beleuchtete die Gräber, in Scharen zog das Volk aus, die Toten zu besuchen. Besonders ergreifend wirkt die Beschreibung, die der Chronist von Venedig gibt. Dort wird seit dem Mittelalter eine schwarze Schiffbrücke von der Stadt zur Friedhofsinsel geschlagen. In feierlicher Ruhe bewegt sich der schwarze Menschenzug darüber, die meisten tragen brennende Wachskerzen in der Hand. Mönche mit feinen inbrünstigen Zügen, Nonnen mit gesenkten Blicken schreiten in Prozession, und wenn das Auge des scholastisch eingestellten Beschauers dem unabsehbaren Zuge folgte, der sich vom sanften Hintergrund des Himmels und des Wassers löste, trat ihm ein Gleichnis in den Sinn, als sei dies stille Schreiten, der Friedensstätte zu, ein Bild des Erdenwallens aller Sterblichen, denn der Gedanke an den Tod war ihm vertraut, und im gleichförmigen Kreislauf des Lebens richtete sich der Sinn auf die letzte Stunde, als ob sie die Erfüllung in sich trage.



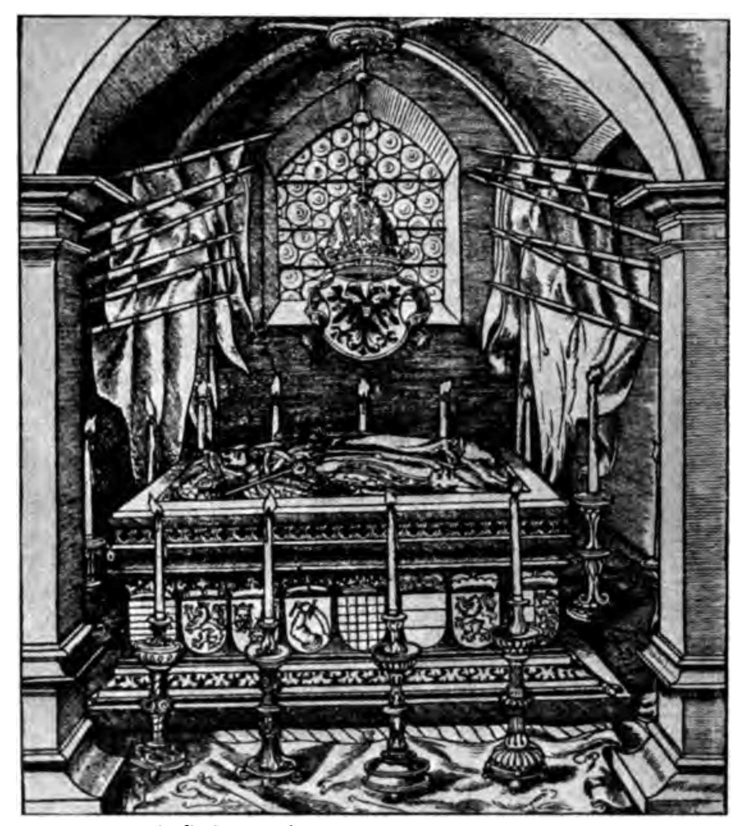
Barmherziger Bruder
von der venezianischen „Bruderschaft des Todes“, die den zum Tod verurteilten Verbrechern bei der Hinrichtung Beistand leistete und sie begrub: eines der sieben Werke der Barmherzigkeit.



Rechtsanwalt.
Nach „La Danse macabre“ 1490.

Mit welch naiver Geduld, naiver Freude und naiver Liebe hat ein unbekannter mittelalterlicher Künstler diesen Kreislauf in Stein gemeißelt, rund um eines der Kapitäle am Dogenpalast. Reiches Blätterwerk trennt und verbindet die Gruppen des einfachen allgültigen Romans aus der Erdenchronik, der hier mittelalterlich frei und innig erzählt ist,

Frau Minnes Geschichte in Venedig und überall. Der Jüngling erblickt die Jungfrau, die ihn vom Erkertürmchen aus begrüßt, er legt die Hand aufs Herz, dann huldigt er der Herrin seines Lebens und kostet den wonnigen Augenblick, denn sie krönt sein Haupt mit dem Siegerkranz aus blühenden Rosen, Jüngling und



Aufbahrung eines Fürsten im 16. Jahrhundert.
Nach dem Weißkunig.

Jungfrau umarmen sich — bräutliche Erfüllung, sie genießen das Glück auf gemeinsamem Lager. Auf der nächsten Gruppe ruht der Sohn in den Armen des jungen Weibes, und dieser tritt dann in die Lehre des Vaters. Am Ende ruhen beide Eltern im Tode vereint, sie haben geknospet, geblüht, reife Frucht getragen und sind welk abgefallen zur Erde.

Je liebevoller sich eine Zeit mit dem Kreislauf des Lebens und dem Sterben beschäftigt, desto inniger feiert sie das Totenfest

und desto mehr Wert legt sie auf das Begräbnis und seine Gebräuche. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters setzten feststehende Gebräuche ein, die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land im einzelnen Verschiedenheiten zeigten. Aus dem Heidentum war der Leichenschmaus, das dreimalige Streuen von Erde auf den Sarg, der Blumenschmuck beibehalten, das Christentum fügte eine reichausgestattete Liturgie hinzu. Die brennenden Kerzen waren ein Symbol des ewigen Lichts, das mit Flor umhangene, vorausgetragene große Kruzifix ein Zeichen der Erlösung. Ursprünglich durften keine Gebühren erhoben werden, dann wurden freiwillige Gaben erwartet, die sich überall verschieden abstuften. Eine kirchliche Bestattung war den Selbstmördern und den im Zweikampf Gefallenen, den Hingerichteten versagt, sowie den Ungetauften und „den ohne Reue Verstorbenen". Letztere Bestimmung gab dem Priester nicht nur viel Verantwortung, sondern auch Gelegenheit, sich bedeutsam in die Familienangelegenheiten zu mischen. Der feste Glaube an die Fortdauer nach dem Tode, die dem Zeitalter eigen blieb, auch wo Kirchenglaube ins Wanken geriet, steigerte die Pflege, die man dem Leichnam angedeihen ließ und mit der man die Gräber sonderlich beim Totenfest betreute, zu großem Zeremoniell und einer Sorgfalt, die außerdem in künstlerisch hervorragenden Grabmalen und Grabkapellen bleibenden Ausdruck fand.

Doch der Herbst war nicht nur den Toten geweiht, das Leben forderte seine Rechte, und es war in diesen Zeiten froh und stark. Am 3. November ward dem heiligen Hubertus zu Ehren alles Jagdzeug in den Kirchen geweiht, der Hund und der Falk, das Roß, das den Reiter auf der Hetzjagd trug, zu seinen Ehren riefen die Hörner an diesem Tag die Jäger zusammen, und wenn die untergehende Sonne grell auf die bunte Landschaft fiel, klang das Halali zu seinen Ehren durch den Wald. Ihm war die Strecke geweiht, die ein Priester segnete, der meistens mit „im Feld" geritten war. Ein kräftiges Festmahl schloß den Tag, mit dem die hohe Jagd zumeist ihr Ende fand. Da waren Saal und Tisch mit frischen Trieben jungen Nadelholzes geschmückt, Wacholder knisterte und duftete aus den Kaminen, während zu tüchtigem Trunk Jagdgeschichten erzählt wurden, wobei es galt, nur mit richtigen Jägerausdrücken das Wild zu benennen. Sehr lustig ging es auch Martini zu, ein Tag, der vielfach zum Wechsel von Dienstverträgen und Pachten diente. Zins und Zehnt wurden fällig, der Heilige, der nebenher zum Schutzpatron der Trinker und Zecher geworden war, galt kirchlich aber als „Steuerheiliger",

an dem Stifte und Klöster — aber auch weltliche Herren — den „Martinizehnt" einheimsten, da man um diese Zeit bei den Bauern das meiste Geld vermutete. Ein uralter Vers lautete:

Herr Martin ist ein harter Mann
Für den, der nicht bezahlen kann.

Deshalb war sein Tag gefürchtet trotz der guten Mahlzeit, die er brachte und die in England wie im Deutschen Reich mit einer Martinsgans den Höhepunkt erreichte. Im Süden war ein Fasan oder ein Pfau an ihrer Stelle, und mancher Prediger wählte zu seiner Ansprache das Bibelwort: Alle reinen Vögel esset. (5. Mos. 19. 11.)

Die Sage erzählt, daß Martin, der gütige, bescheidene Heilige von Tours, nicht Bischof werden wollte, der ihm zu groß dünkenden Ehre wegen, und sich, während man zur Wahl schritt, in einem Stall hinter Fässern versteckte. Im Stall aber war eine Schar Gänse, die durch lautes Geschnatter den Eindringling verrieten. Diese unfreiwillige Beziehung des Heiligen zu den Gänsen aber soll für die Folge dazu geführt haben, daß man zu seinem Gedächtnis hinfort allgemein am Vorabend des Martinstages einen dieser Vögel verzehrte, so daß dann seitdem, wie das Sprichwort sagt, „jede Gans ihren Märten findet". Für den Menschen aber ist der Martinsschmaus eine sehr vergnügliche Angelegenheit geworden, und der Franzose sagt heute noch für ausgelassen lustig sein „faire le St. Martin".

Der heilige Martin hat nach den Kalenderregeln die wichtige Aufgabe, in den Wohnungen das Licht und im Kamin das Feuer anzuzünden. Das heißt: Am Martinstag wurde zum ersten Male Licht gebrannt und das Gemach geheizt. Uns dünkt es reichlich spät, daß man erst im November bei Licht zu Abend saß; aber man muß sich vergegenwärtigen, daß man früher gewohnt war, mit den Hühnern zu Bett zu gehen. So absolut wird man sich auch kaum wohl an die Kalenderregeln gehalten haben, obwohl man darauf sah, daß erst mit dem Martinstag die sogenannte Lichtarbeit, das Spinnen, Handarbeiten und ähnliche Tätigkeiten im wärmenden Lichtkreis begann. Dann konnten der Hausherr, die Hausfrau, Töchter und Gesinde zu jenen Arbeiten heranziehen, mit denen man die langen Winterabende ausfüllte. So brachte das am Martinstag entzündete Licht trauliche Gemütlichkeit, aber auch neue Tätigkeit, und beides bot Grund genug, dies Ereignis zu feiern. So gab der Vorstand des Hauses seinen Hausgenossen jenes Martinsfest, dessen Höhepunkt der knusprige

Braten, die Martinsgans, war, abgesehen von dem wackeren Getränkezuspruch, den man das „Lichtvertrinken“ nannte.

Weil am 10. November die großen Pelzmärkte stattfanden, nannte man den Heiligen „Martin im Pelz“.

Die Zeit vor dem Julfest, die Adventwochen, trug viel Geheimnisvolles von den Schicksalsfragen, die am Andreastag die Frauen um Liebe und Tod stellten, von Wotans Verwandlung in den



La Gaillarde. Französischer Nationaltanz des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt aus der „Orchesographie“ von Thoinot Arbeau (1588).

Knecht Ruprecht, der das Christkind begleitete, bis zu den Bräuchen der Zwölf Nächte, in denen der Traum Zukunft kündete und ein besonderer Zauber um alle Dinge wob.

An die wilden Tanzepidemien, die schwere Schatten auf die derbfröhlichen Menschen warfen, erinnert eine Geschichte, die der Abt Johann von Trittenheim (Trithemius, geb. 1462) erzählt: „Ein Priester namens Rupertus las am Weihnachtsabend die erste Messe. Indessen führte eine Anzahl Männer und Frauen, um ihn zu ärgern, auf dem nahen Friedhof einen Tanz auf. Vergeblich ließ er durch den Küster Ruhe gebieten und brach endlich im Zorn in die Worte aus: „Möget ihr ein ganzes Jahr so tanzen!“ Der Fluch ging in Erfüllung, sie tanzten ein volles Jahr ohne Hunger und Durst, ohne Hitze und Kälte zu spüren oder müde zu werden. So fest stampften sie die Erde, daß der Platz immer tiefer einsank, bis nur ihr Oberleib zu sehen war. Als einer seine Schwester am Arm ergriff, sie aus dem Tanz herauszuholen, riß er ihr den Arm vom Leib, sie aber tanzte weiter ohne zu bluten und Schmerz zu empfinden. Endlich erlöste der Erzbischof die Tänzer vom Fluch.“ Dies Märchen veranschaulicht, wie schwer die Tanzepidemien auf dem Volke lasteten und wie stark Teufels-

oder Hexenglauben die Leute beherrschte, denn solche Geschichten wurden geglaubt und durchaus ernst genommen. Immer war es der Teufel, der dann störend in die Festfreude griff.

Das Weihnachtsfest, das in der längsten Nacht beginnt mit einem Feuer, gleich dem der Sommersonnenwende, fand im

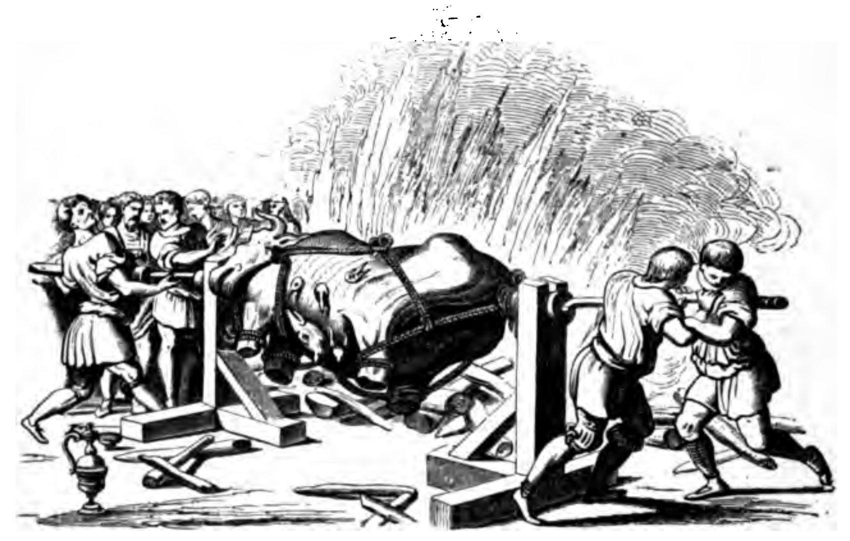


Die Weihnachtstänzer. Sie müssen als Buße für ihren sündhaften Lebenswandel ein ganzes Jahr hindurch tanzen.
Holzschnitt von P. Wohlgemuth im Liber chronicorum mundi, Nürnberg 1493.

Mittelalter volkstümlichen Ausdruck durch das Krippenspiel und die Sternsänger. Daß die Kinder im Namen des Christuskindes an irgendeinem der Wintertage Gaben erhielten, ist uralter Brauch, der Tag war in verschiedenen Ländern verschieden, dem Feste selbst legte das Mittelalter weniger Bedeutung bei und die Weihnachtsfeier des heiligen Franziskus mit den Tieren in seiner Einsiedelei mit ihrer unbewußten Natursymbolik ist wohl die schönste Legende, die dem Mittelalter entsproß. Die Gebräuche, die sich in Dorf und Stadt mannigfaltig um die Wintersonnenwende ranken, stammen zumeist aus uraltestem Heidentum, besonders die Gerichte, die an diesen Tagen gegessen wurden und im Zeitalter des Glaubens einen unumgänglichen Bestandteil des

Festes bildeten: der Truthahn in England, der Schweinskopf im deutschen Norden, der Karpfen und der Julbraten, das saftige Rückenstück des Ebers in Skandinavien, die Pasteten im Süden und überall der süßen Dinge die Menge.

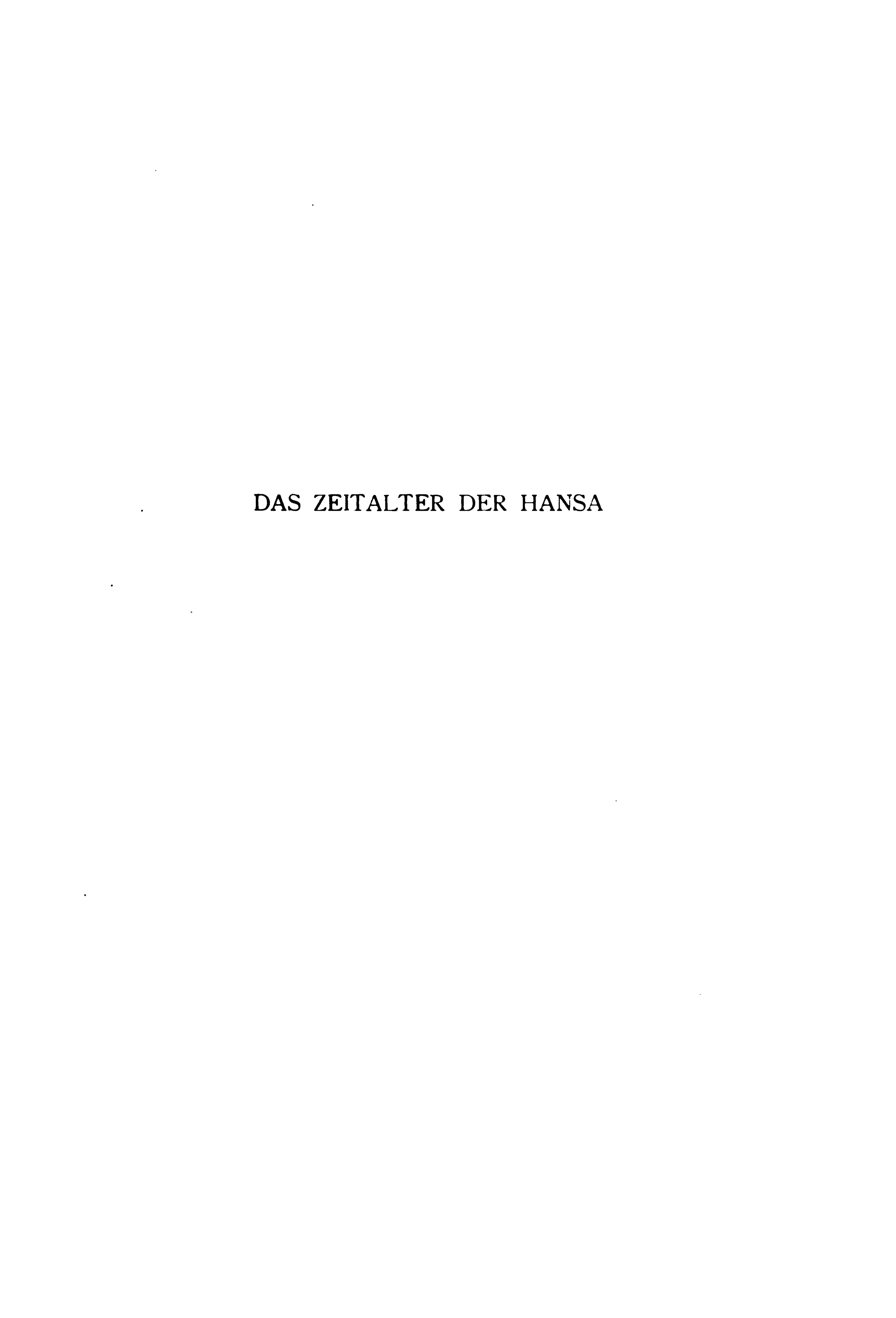
Der letzte Tag des jetzigen Kalenderjahres ist dem Papst Sylvester geweiht. Mit dem Schlüssel in der Hand steht er an der



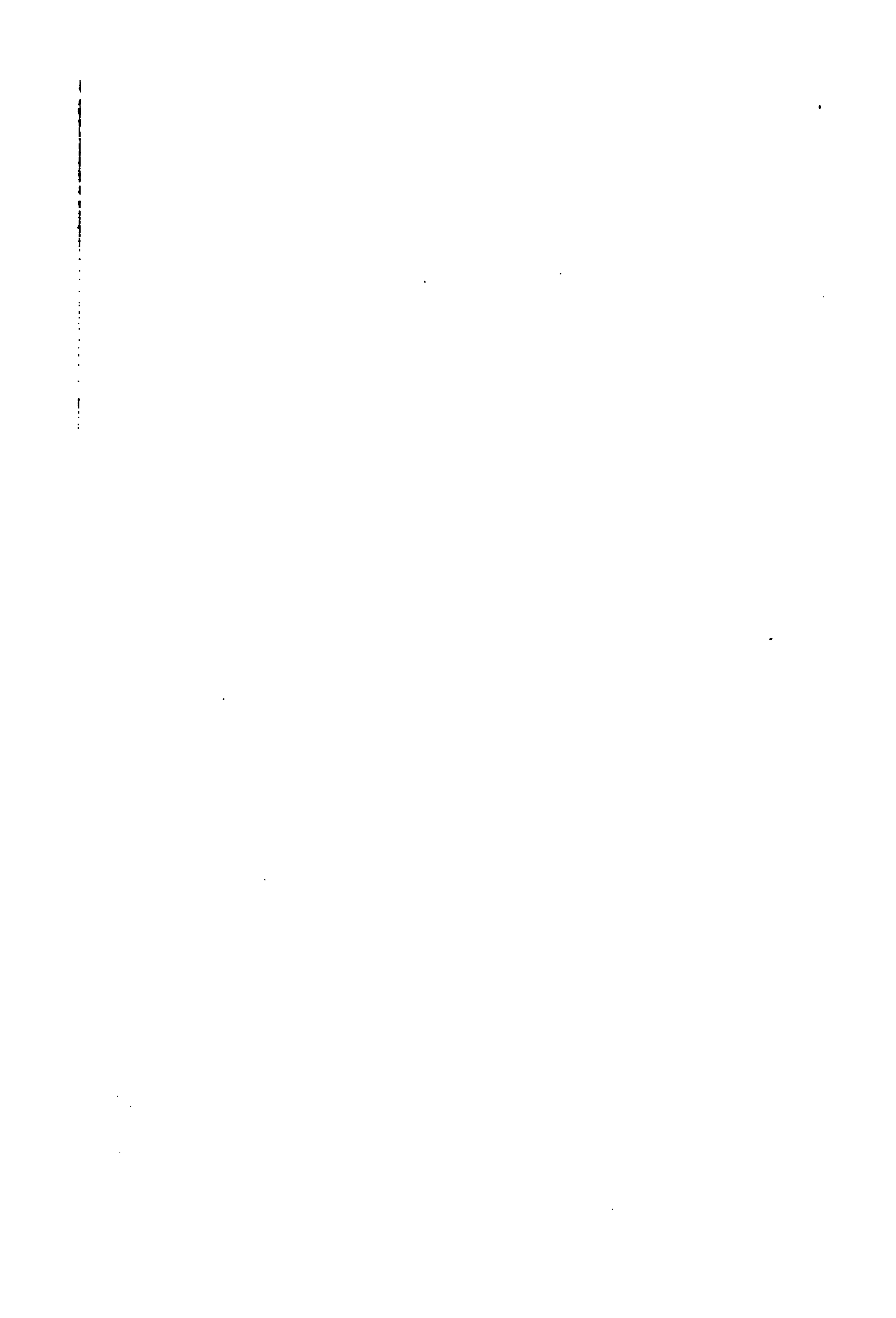
Braten eines Ochsen am Spieß zur Verteilung des Fleisches an das Volk. Holzschnitt aus dem Jahre 1530.

Pforte des Jahres. Von ihm sagt die Legende, er habe den Kaiser Konstantin auf dem Totenbette getauft und dafür die Stadt Rom mit deren Umgebung erhalten. Historisch nachgewiesen ist die Schenkung des Patrimonium Petri aber erst aus dem Jahr 755 durch Pipin. Doch zu Ende des 14. Jahrhunderts beschäftigten sich die Humanisten lebhaft mit dieser Frage, und Laurentius Valla suchte die Schenkung Konstantins zu beweisen, wurde jedoch aus politischen Gründen gezwungen, seine Schrift zu widerrufen. Mit der Schenkung Konstantins hängt die Stiftung des Sylvesterordens oder Ordens vom goldenen Sporn zusammen. Seit aus dem einfachen Stachel das mittelalterliche Spornrad entstanden war, erhielt der Sporn symbolische Bedeutung, golden durfte ihn nur der Ritter anschnallen. Den Orden gründete aber nicht Papst Sylvester, sondern erst Pius IV., als das Rittertum ausklang, und gab ihn den Pagen, die bei seiner Erhöhung Dienst

getan. Die Zahl der Bräuche, die den letzten Dezemberabend begleiten, ist Legion, und was heute noch als Scherz da und dort auftaucht, wurde im Mittelalter sehr ernst genommen, als Glauben und Aberglauben miteinander stritten wie St. Michael mit dem Teufel um die ewige Seele des gotischen Menschen.



DAS ZEITALTER DER HANSA



Europas Beziehungen zum Orient.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Was wir heute Orient nennen (naher Osten im Gegensatz zu fernem Osten) hat sich im gotischen Zeitalter nach Ablauf der Kreuzzüge und nachdem vergeblich innerhalb der Christenheit zum Kampf gegen die drohende Türkengefahr aufgefordert worden, geographisch folgerichtig entwickelt.

Islam und morgenländisches Klima, morgenländische Natur bedingten einander und flossen gleichsam natürlich zusammen. Sie waren eine Welt für sich dem Abendland gegenüber. Kleinasien, das mit Europa die größte Naturverwandtschaft zeigt und kulturell am engsten damit verbunden war, ja den größten kulturellen Einfluß seit alters übte, wurde am spätesten rein orientalisch. „Hier hielt sich das Abendland am längsten, und zwar bezeichnenderweise besonders in den gebirgigen, gutbenetzten Landschaften[1]." Erst die Turkvölker, voran die Seldschucken, dann die Osmanen, nahmen diese Gegenden nach entsprechender Verwüstung für den Orient in Anspruch. Klimatisch am europäischsten ist das pontische Waldgebirge, das einzig zu allen Jahreszeiten Regen empfängt. Es wurde auch als letzte Landschaft vollständig vom Abendland abgeschnitten, da es den Türken erst im Jahre 1462 zufiel. Bis dahin hatte es die größte Bedeutung für den Levantehandel.

Dieser Handel bedingte vornehmlich den gotischen Reichtum.

Alle bedeutenden Seeplätze des Morgenlandes sahen aus dem Gewirr ihrer Flachdächer den bedeutenden Bau fremder „Franken" aufsteigen, den „Fondaco", Warenlager, Herberge und Festung der Kaufleute aus Amalfi, Pisa, Genua, Venedig. Ähnliche Gebäude errichteten die Handelshäuser aus Brügge und den nordischen Städten. Zuweilen schützten sich die Westländer dadurch, daß sie vor dem Fondaco zum Abschrecken von Räubern

---

[1] Die mit „ " bezeichneten Stellen sind aus Ewald Banse, „Das Orientbuch", zitiert. Leipzig 1914. Das Buch kann jedem, der sich für den Stoff interessiert, empfohlen werden.

und Dieben ein Schwein anbanden, das gemiedene, weil unreine Tier der Orientalen.

Mit den Seeplätzen unterhielten die Binnenländer lebhaften Karawanenverkehr. Rußland war viel offener und scheinbar zivilisierter als heute; so herrschte auf dem Kaspischen Meer reges



Kaufleute und Löwenführer in Konstantinopel.
Holzschnitt aus der Cosmographie universelle von Thevet, 1575.

Handelsleben zur Wolgamündung, da die verschwenderisch ausgestatteten Landschaften seines Südgestades und die Gewerbefreudigkeit Nordpersiens viel Material zur Ausfuhr lieferten. Hier öffneten die Wolga und westlich davon die russischen Schwarzmeerflüsse bequeme Wasserstraßen für den Export orientalischer Waren in das russische Flachland bis zum Ostseegestade. Blühende Republiken, wie Nowgorod, standen anderseits mit der Hansa in Verbindung. So erfüllte sich damals die historisch-geographische Aufgabe Rußlands, zwischen Asien und Europa glücklich zu vermitteln. Wenn man den erhaltenen

epischen Dichtungen Glauben schenken darf, so entwickelte sich vom Ende des 12. Jahrhunderts an eine heroische Zeit mit ritterlichen Ansätzen und Heldenverehrung sowie eine vermittelnd wirkende, griechisch-morgenländische Kultur in Rußland.

„Den nördlichen Zweig des großen Weltverkehrs schloß und öffnete die Romäerstadt Trapezunt am Schwarzen Meer."

Noch lebhafter war der Verkehr des Westens mit dem Orient; Sizilien und Spanien trieben trotz aller Glaubenskämpfe ununterbrochenen Handel mit dem Atlasgebiet, Syrien und den Nilhäfen. Baumwolle, Zuckerrohr und Datteln werden über Südspanien und Sizilien eingeführt. Die arabischen Pferde kreuzt der Züchter im maurischen Teil Spaniens zu den berühmten Andalusiern, dem edelsten Pferd des eleganten Ritters, vornehmstem Geschenk unter Fürsten und Herren.

Der reiche Handel zog die Gefahr der Seeräuberei nach sich; skandinavische und russische Schiffe trugen oft Piraten an Bord, hatten abenteuerliche Vorgeschichte, ehe man sie erhandelte, von ihnen auf hoher See manche romantisch geraubte Ware; auch an den Küstenplätzen war solcher Schmuggelhandel im Schwung. Was es an morgenländischen Dingen gab, Ballen köstlicher Teppiche, damaszierte Waffen, Edelsteine und Schmuck hatten abenteuerliche Vorgeschichte, ehe man sie erhandelte, waren irgendwie beseelt, brachten mit dem Duft des Orients etwas von seinem Geheimnis mit — Segen oder Fluch —, zuletzt den Fluch der großen Pest, die irgendein Händler mit erhandelte und in seinem Teppichballen nach Europa einschleppte.

In der Folge war der fränkisch-orientalische Handel, der unter Karl dem Großen vielversprechenden Ansatz genommen, unterbunden worden. Französische wie süddeutsche Handelshäuser mußten sich italienischer Vermittlung bedienen. „Die Italiener waren durch ihre Lage nicht nur, auch teilweise durch gemischte Rasse in den Seeplätzen, wo von jeher das bunteste Völkergemisch aus Osten gelandet und Sklaven verhandelt wurden, zum Verkehr mit den Mittelmeerküsten besonders geeignet. Die Bevölkerung von Bari, von Amalfi, von Salerno war teils gräzisiert." Sie handelten unbedenklich mit den Sarazenen, verbanden sich sogar mit ihnen, um Raubzüge zu machen. Die Skrupellosigkeit heutiger Finanzgewalten, der Grundsatz „non olet", dem Geld gegenüber, war in jenen Jahrhunderten romantisch getriebenen Handels schon durchaus vorhanden, nur bunt, malerisch, abenteuerlich. Ein Mann, den Sklavenhandel und Ausbeutung reich gemacht,

spielte dann gern den großen Herrn in den Städten des Westens, wie heute ein skrupelloser Geldmagnat.

Vor der Einnahme Konstantinopels durch die Türken unterhielten die Venezianer dort die engsten Beziehungen, wie heute noch die Markuskirche kündet. Die Galeeren von San Marco



Ansicht und Plan von Marseille und seinem Hafen im 16. Jahrhundert. Nach einem Kupferstich aus Bruin, Théâtre des Citez du monde.

nahmen damals auch regelmäßig Post und Passagiere. „Während sie im Morgenland vornehmlich Wolltücher, Bauholz, Waffen und Sklaven einführten, ruderten sie mit nordischen Hermelinpelzen aus Konstantinopel für die Pracht königlicher Frauen und der Könige, deren Privileg Hermelin war, mit Purpur aus Syrien für die Kirchenpracht, mit bunten, vogelmusterig bestickten Geweben von Persien und mit Gewürzen Indiens wieder heim."

Ursprünglich teilten sie den großen Handel mit den Juden. Diese hatten sich hauptsächlich festgesetzt in Arles, Narbonne, Marseille, Genua, Neapel und Palermo, wirkten seit dem 9. Jahrhundert als äußerst kühne Kaufleute zu See und Land, überwanderten und überschifften weite Strecken, gelangten über Haleb und Bagdad zum Persergolf und stießen bis nach Indien vor. Sie handelten in erster Linie mit Sklaven, Pelzwerk und Waffen. Nach Europa brachten sie Aloe, Kampfer, Zimt, Moschus und ähnliche leicht transportable Ware. Von der Iberischen Halbinsel bis zum fernen China lebten Judengemeinden, die ihren Glaubensgenossen Hilfe und Unterkunft boten. Als Spanien die Juden vertrieb, wurde ein Ring dieser weltumspannenden Kette gesprengt, der lange traditionell betriebene Handel abgedämmt und dadurch — wie gleichzeitig durch die Entdeckungsfahrten—die Welthandelsstraßen verschieden orientiert.

Unter der kurzen Herrschaft der Kreuzfahrer hatten sich in verschiedenen orientalischen Städten getrennte „Frankenquartiere“ gebildet, die einen Staat im Staat ausmachten als privilegierte Fremdenviertel. Zuerst bei einer pisanischen Kolonie hieß der Vorstand „Konsul“ (1179), ein Titel, der sich im gotischen Zeitalter durchaus allgemein einbürgerte und bis zum heutigen Tage für die ausländischen Vertreter wirtschaftspolitischer Interessen international im Gebrauch blieb.

Verschiedenen Seestädten gab der europäische Pilgerverkehr besondere Bedeutung; Akkon bekam die Hauptniederlassung europäischer Kaufleute, Tyrus blühte noch einmal auf, und die Blüte Beiruts erschloß sich. Der Handelsneid brachte jedoch den Kreuzfahrerstaaten Gefahr und dann Untergang, worauf sich die Interessensphären neuordneten und einteilten, beziehungsweise anders verwickelten. Genua und Venedig blieben an der Spitze der europäischen Kolonien im Morgenland und in Ägypten, Amalfi schied aus, Pisa und Salerno nahmen an Bedeutung ab. „Alljährlich liefen mehrere hundert fränkische Schiffe den Hafen von Alexandria an, und eine große Anzahl von Kaufleuten, im Jahre 1215 z. B. 3000 Personen, ließ sich dauernd dort nieder.“ Darunter waren viele Franzosen und Spanier. Sie machten gute Geschäfte und nahmen allerlei Plackereien der Mohammedaner mit in Kauf. So nahm der Gouverneur von Alexandria den Schiffen Segelstangen und Steuerruder bis zur Abfahrt und bis zur Lösung aller Verbindlichkeiten. Ägypten galt für den Hauptmarkt beider Welten „forum publicum utriusque“, obwohl von Rom aus als Christenpflicht gepredigt wurde, den Ungläubigen keine Handels-

waren zuzuführen. „Jeder Kaufmann, der nach Ägypten handelte, lud den Makel schlechten Christentums auf sich. Aber die Aussicht auf hohen Gewinn überwand das Bedenken und selbst rücksichtslose Bestrafung, zumal die Sultane selbst die fremden Krämer wohlwollend aufnahmen, besonders falls diese das so bitter nötige Schiffsbauholz, Teer, Metalle, Waffen u. dgl. feil-



Plan von Alexandrien im 16. Jahrhundert.
Nach einem Holzschnitt aus P. Belon, Observations de plurieurs singularitez etc. Paris 1588.

boten.“ Es entstand der Handel, der sich seither stets wiederholte; man verkaufte den Feinden kriegsnotwendige Dinge, mit denen sie dann ihrerseits Europa bedrohten.

Immer stärker wuchs die Zahl der Faktoreien; die ägyptische Regierung erkannte den Vorteil dieses reichtumspendenden Handels und kam den Europäern so weit entgegen, daß sie die Unterhaltungskosten der Fondachi übernahm. Nur mußten sich die Christen verpflichten, am Freitag, dem Ruhetag des Islam, die Kontore geschlossen zu halten, denn über das Reich der Mamelucken ging eine stärkere religiöse Welle. Doch vom Ende des 13. Jahrhunderts an erfuhr der Orienthandel eine bedeutsame Förderung, sehr merkbar für die europäische Entwicklung, da sich Innerasien dem Weltverkehr mit steigender Bereitwilligkeit erschloß.

Gegenüber der Altstadt von Konstantinopel und von ihr durch das Goldene Horn getrennt, erbauten die Genuesen eine eigene Niederlassung, deren Leiter das „officium mercanciae“, eine Art

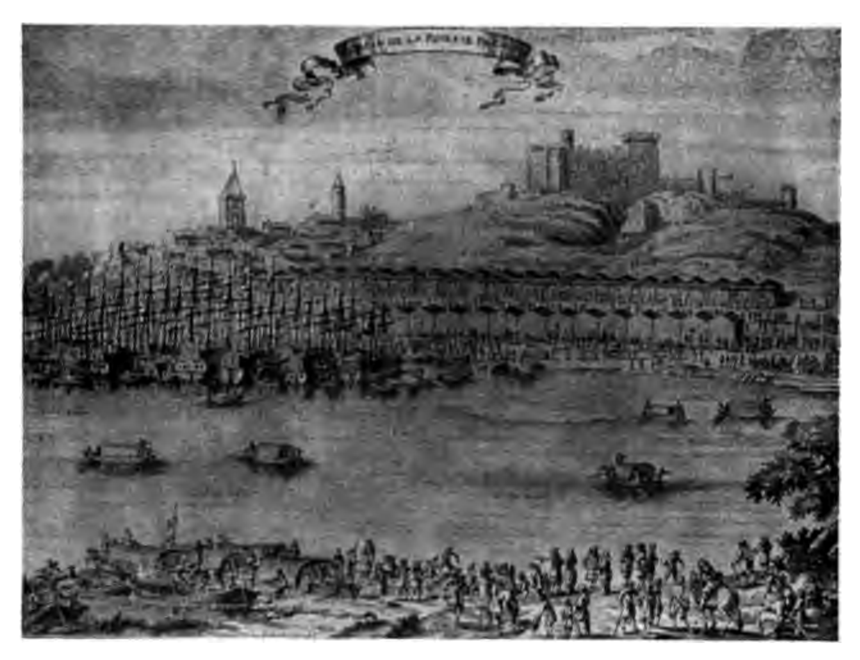
Handelsamt, beratend zur Seite stand. Sie stand in Galata und bildete bald den wichtigsten Markt, so daß Genua die Übermacht bekam und die anderen seefahrenden Nationen vergeblich versuchten, der mächtigen Republik den Rang abzulaufen. Auch auf Chios, in Smyrna und Phokäa überwogen die genuesischen Faktoreien.

Auf dem Markt von Galata und Pera[1] drängte sich ein Gemisch aller Nationen; in Ballen, Körben und Fässern, in Säcken und Kisten stapelten sich Berge von Waren, die mit Geschrei und vielen Handbewegungen ausgeboten und verhandelt wurden. Alaun und Galläpfel aus Kleinasien, Pelzwerk und Getreide aus Rußland, Wachs aus der Tartarei, Mastix aus Chios fanden Angebot und Nachfrage. Tuchfabrikanten und Webereien bezogen hier Schafwolle und Ziegenhaar, die das anatolische Bergland sandte. Gewöhnliche Röcke und die zahlreich begehrten Kutten wurden daraus gemacht. Rohseide brachten persische Händler in hohen Mützen und langem Gewand, Flachs lieferte der bewegliche Grieche und die prächtigen Stoffe für die hohe Geistlichkeit, die Gold in Gold glitzerten. Sie gaben dem byzantinischen Hof sein Gepräge, wurden in den Galeeren von Alexandria, Genua und Lucca verfrachtet. Von der erstarkenden westlichen Industrie kaufte der Orient die berühmten Tuche aus Toskana, Flandern und Frankreich, Gold- und Silbergarne aus Italien, Leinen aus der Champagne und aus Augsburg. Man handelte mit Wein aus Rhodos und Zypern.

Die Insel Rhodos gehörte seit 1309 den Johannitern, die als erster Ritterorden Krankenpflege übten und einen wahren Kultus mit den Kranken trieben. Sie pflegten Verwundete und Seuchenbefallene jedes Glaubens, ein Amt, dem sie bis heute treu geblieben sind. Ihre Insel diente als Kauffahrteistation für Schiffe nach Syrien und Ägypten, besaß viel Bankkontore und Geldwechsler, deren Geschäft im Schutz des starken und reichen Ritterordens sicher vonstatten ging. Die Festungswerke von Rhodos galten zwar für uneinnehmbar, konnten aber der Flotte Solimans des Großen nicht widerstehen. Klug genug, die Zwecklosigkeit weiteren Widerstandes einzusehen, vertauschte der Orden die Insel mit dem geschützter gelegenen Malta (1522). Die

[1] Galata wurde am nördlichen Ufer des Goldenen Horns von Kaiser Justinian vergrößert und mit Stadtrechten versehen. Der Name „Pera", d. h. jenseits, ursprünglich für das ganze Nordufer gebraucht, beschränkte sich später auf Galata und ging um 1453 auf die nördlich vom genuesischen Christenturm sich ausdehnende neue Fremdenniederlassung über.

wichtigsten Handelsartikel der mittelalterlichen Ritterstadt waren getrocknete Feigen, Wachs und Öl, ferner das Schlafmittel Laudanum aus Zypern, das in den Spitälern des Ordens schmerzstillende Verwendung fand. Die Maler und Vergolder bezogen aus Rhodos ebenso wie aus Pera den in der Farbbereitung unentbehrlichen Mastix. Teppiche und rotgegerbtes Leder für das



Die Messe von Beaucaire in der Provence. 17. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

neumodische elegante Schuhzeug wurden im rhodesischen Umschlagshafen nach Europa verfrachtet.

Zwei Städte, die im griechischen Altertum als Handelsemporien und Mittelpunkte erlesener Kultur berühmt gewesen, blühten wieder auf, wenn auch unter anderem Namen, das einstige Ephesus als Altologuo und Milet, die Wiege hellenischen Geisteslebens im Altertum, nun Palatia genannt. In diesen Städten setzte sich Venedig fest mit Konsulaten und eigenen Geschäftsvierteln trotz aller Schwierigkeiten, die den Fremden die Türken bereiteten. Mancher Stapelplatz war halb christlich, halb mohammedanisch.

Halb christlich, halb mohammedanisch waren auch die See-

räuber, die einander die Beute abjagten in den östlichen Gewässern des Mittelmeers.

Trotz vieler Verbote des Papstes und zeitweise selbst der Signoria, dem regierenden Rat von Venedig, beherrschten die Kaufleute der Inselstadt im 14. Jahrhundert den Levante- und Ägyptenhandel. In wirtschaftlicher Beziehung geriet der Orient in immer stärkere Abhängigkeit vom Abendland trotz seiner militärischen Vormachtstellung. „Der Sultan in Kairo konnte die Franken überhaupt nicht mehr entbehren“, und das Land wäre wirtschaftlich und damit politisch verloren gewesen, „wenn sie nur einmal sechs Jahre lang den Ägyptern keine Spezereien abnehmen und keine Waren zuführen wollten“. Der Heimat gegenüber entschuldigten sich die christlichen Kaufleute gern damit, daß sie nicht mit den Ungläubigen Handel trieben, sondern mit dem christlichen Königreich Zypern, dessen Kaufleute den Zwischenhandel besorgten. Seit Richard I. von England die Insel erobert (1191) und zwei Jahre später die Familie Lusignan damit belehnt hatte, war sie ein selbständiges Reich geblieben, das letzte Ergebnis der Kreuzzüge. Der letzte Lusignan, ein natürlicher Sprößling des Hauses, heiratete die Venezianerin Katharina Cornaro, die sich als Witwe-Regentin für ihren unmündigen Sohn genötigt sah, das Königreich der Republik Venedig zu überlassen (1489). Im Jahre 1571 wurde Famagusta — wie Zypern nach seiner Hauptstadt hieß — von den Türken erobert. Die märchenhafte Stadt, in der sich unter den Lusignans der Luxus von Asien und Europa, die ritterliche Pracht eines westlichen Hofes und Asiens geheimnisvolle Üppigkeit vereinten, versank wie ein schönes Dornröschen in Schlaf, als Katharina Cornaro abschiednehmend nach Venedig fuhr.

„Gegen Ende des 14. Jahrhunderts vermehrten sich wieder die Verbindungen der fränkischen Handelswelt mit Syrien“, besonders aber mit Kleinarmenien bis zum Oberlauf des Euphrat, denn hier lag noch ein christliches Reich, dessen Handel die Verbote des Papsttums nicht trafen. In der Hafenstadt Lagazzo siedelten sich Kaufleute an, die mit feinen Spezereien handelten. Lange Karawanenzüge brachten sie aus Haleb, wohin die Waren aus dem jungen Mongolenreich gekommen waren, wo der Fanatismus und die Zölle geringer waren, denn die Mongolen erstrebten Handelsanschluß nach Westen. „Die Venezianer Kolonie, die in dieser Gegend an verschiedenen Orten Fuß faßte“, benahm sich ganz wie zu Hause und beschäftigte sich nicht nur mit Handel, sondern mit Gewerben zum Verarbeiten von Leder, Pelz, Seide

und Wolle. Die uralten orientalischen Techniken wurden aufgenommen, verbessert und gelangten so nach Italien. Dadurch wurde das christlich-armenische Königreich eine wichtige Kulturstation für das Abendland, bis es nach dem Fall von Lagazzo (1347) in die Abhängigkeit Ägyptens geriet und seine Bedeutung verlor. Unaufhaltsam ging in den verödeten Städten nun der wirtschaftliche Niedergang weiter. Das gotische Abendland hatte jedoch Zeit gehabt, reiche Befruchtung zu erfahren.

Großer Export fand noch lange von der Mongolei und Persien nach Europa statt über Trapezunt. Von dort aus reisten unternehmungslustige Händler bis zu den Ländern, wo Türkise, Rubine, Lapis Lazuli und ähnliche Köstlichkeiten zu holen waren für die prächtigen Kleider der eleganten Welt im Westen, für hochverzierte Kirchengeräte und Schaugeräte der reichen gotischen Kredenzen, ferner holten sie Goldbrokate aus Kurdistan, Indigo von Kerman, feinste seidene und baumwollene Stoffe. Offenbar machte das im fernen Land erschaute großen Eindruck auf die weitgereisten Kaufleute, und manches von dem bunten, gotischen Prunk nahm Ausgang und Anregung von orientalischen Schmuckmotiven für Bau, Gerät und Gewand.

Bis nach Sultaniah, der südöstlich gelegenen neuen Hauptstadt der Mongolenkhane, drangen die Genuesen vor und errichteten dort ein Konsulat. Wetteifernd mit der Nebenbuhlerrepublik sandten die Venezianer ihre Söhne in fernste Gegenden, und dieser Orienthandel dauerte fort in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in altem Glanz, bis er am Anfang des 16. Jahrhunderts zusammenschrumpfte aus verschiedenen Ursachen. Die wesentlichste bildete natürlich die Verschiebung der Welthandelsstraßen durch die portugiesische Entdeckung neuer Seewege, und Portugal trat als neue Handelsmacht auf den Plan. Morgenländische Schätze strömten nicht mehr selbstverständlich nach Venedig und Genua, sie wurden in staunenswerter Menge am Tajo gelöscht. Es war eine der folgenschwersten Umwälzungen des Wirtschaftslebens der Erde, „die das Morgenland bis zur Eröffnung des Suezkanals (1869) zu einem Seitenwinkel des Weltverkehrs erniedrigte“ und mit der im gotischen Zeitalter neuaufgenommenen antiken Tradition brach.

Zwar setzte nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der Handel wieder ein; aber die stolzen Venezianer mußten sich mit einer so demütigen Stellung begnügen und mit so harten Zöllen abfinden, daß sich zeitweise niemand in Venedig

bereitfand, das Amt eines Vorstandes der Faktorei zu übernehmen. Auch die Genuesen spielten ihre Rolle aus, wogegen es den geschmeidigen, als große Handelsherren neuaufkommenden Florentinern gelang, sich bei den Türken einzuschmeicheln und am Goldenen Horn, in Chios und Rhodos die wichtigste Stellung zu gewinnen. Allein die Verwüstungen und die Regierungsart der



Herbeischaffung von Waren durch Karawanen.
Holzschnitt aus Thevet, Cosmographie universelle. Paris 1575.

Türken störten den Zuzug auf den innerasiatischen Straßen, und die Quellen, die Europas Handel so lange gespeist, versiegten vielerorts. Man suchte nach neuen Wegen, und das festgefügte gotische Wirtschaftsleben erlitt eine der schwersten Krisen, die jemals den Handel trafen; nur in Ägypten dauerte eine Nachblüte des Levantehandels noch an die hundert Jahre. „In Alexandria finden wir während des 15. Jahrhunderts die kopfreichste Fremdenkolonie und den hochwertigsten Warenumsatz. Ihm gab Damiette nicht allzu viel nach, während Rosette, Ägyptens Kriegshafen, unter dem Verbot litt, das Abendländern die Durchfahrt

der Mündung seines Nilarms verwehrte.“ In Alexandria, dessen unvergleichliche Lage die Stadt seit der Antike „Königin der Meere“ bleiben ließ, war den Europäern ein eigenes Hafenbecken angewiesen; Brieftauben berichteten nach der Hauptstadt Kairo jedes Eintreffen fremder Schiffe. Die Ladung kam zunächst auf das Zollamt, wo willkürliche Erpressungen nicht selten waren, und die Ankömmlinge mußten sich von ihrem Konsul anerkennen lassen, ehe sie die Stadt betreten und im Fondaco Aufenthalt nehmen durften. Durch das „Backschisch“ der Beamten und den Zwischenhandel Ägyptens erhöhten sich die Preise der indischen Gewürze und anderer Dinge wohl um das Doppelte, ein Umstand, der den Eifer am meisten anfeuerte, den Seeweg nach Indien zu suchen.

Dagegen hatte die Vernichtung der einheimischen Industrien in Mesopotamien und Syrien durch Timur (1401), der die Meister und Gesellen nach Turan mitnahm, das Vordringen europäischer Einfuhr stark begünstigt. „Franken, die in Damaskus und Haleb orientalische Webereien kaufen wollten, fanden fast nur noch westliche Waren und hörten etwa, daß man die seidenen Tücher aus Venedig beziehe, denn der Demmerlein (Tamerlan) hätte alle Meister weggeführt.“ Seit dem 15. Jahrhundert überschwemmte Europa den nahen Osten mit seiner Manufaktur. Aber die soziale Stellung seiner Kaufleute verschlechterte sich, je weiter der Islam erobernd vordrang und je stärker seine Machtmittel wurden. „Die Sultane versuchten die Preise der Indienwaren bedeutend zu erhöhen, ließen die Konsuln und Kaufleute schon bei kleinen Anlässen verprügeln, duldeten Beschimpfungen und Aussaugungen der Fremden durch die Beamten und den Mob.“ Wenn die Abendländer trotzdem aushielten, so geschah es nur infolge ihrer Gier nach hohem Gewinn. Europas Prestige hatte einen Stoß erlitten, bis es die Portugiesen nach Entdeckung des Seewegs (1498) nach Indien wiederherstellten und den Türken drohten, sie würden Mekka, die Wiege des Islam, vom Indischen Ozean aus auf dem Landweg zerstören. Um Handel und Einfluß zu retten, plante Venedig seit Ende des 14. Jahrhunderts, die Landenge von Suez zu durchstechen, und die Türken beschäftigten bald 20000 Arbeiter, einen älteren Kanal wiederherzustellen; aber weder Ausdauer, noch politischer Wille, noch Technik waren stark genug, ein Werk zu vollenden, das für Europa erst im 19. Jahrhundert reifen sollte.

Entwicklung und Aufstieg der Hansa.

Von Friedrich Wilhelm Barthold.[1]

I.

Die Anfänge des deutschen Seeverkehrs.

Genossenschaftliches Streben hat den Erwerb des einzelnen zum Nießbrauch einer Gesamtheit veredelt, eine Kolonisation, wie sie nur die Welt der Hellenen auszusenden fähig war und nur die neueste Zeit mit dem Menschen- und Geldkapital eines völkerwimmelnden Erdteils gründen konnte, ging mit Zaubermacht unter geräuschloser Tätigkeit hervor. Einmal seiner Kraft bewußt geworden, hat jener Bestandteil unseres Volkes die politisch-feindlichen Elemente entweder beseitigt oder, zum männlichen Kampfe zu Wasser und zu Lande gerüstet, den Widerstand des schrecklichen Nationalfeindes des Karolingerreichs gebrochen. Jene so still erwachsene Macht hat, verraten durch Kaiser und Reich, mehr als einmal die Marken des Vaterlandes, welche undeutsch-gesinnte Landesherren dem Fremdling preis-

[1] Friedrich Wilhelm Barthold (1799—1858), der von 1831 bis zu seinem Tode als Professor der Geschichte an der Universität Greifswald wirkte, hat unter anderen universal- und kulturhistorischen Werken eine „Geschichte der deutschen Hansa" (3 Bde., 1853) geschrieben, die zum erstenmal auf Grund eingehenden Quellenstudiums eine umfassende Darstellung der eigenartigen Entwicklung der norddeutschen Städte- und Kauffahrerbündnisse gab, die als „Hansen" von einschneidender Bedeutung für die Kolonisation des Nordens wie für die Ausbreitung deutscher Kultur und Seefahrt waren. Die Blütezeit der Hansa fällt in das gotische Zeitalter, um dann mit Beginn der Renaissance und der veränderten machtpolitischen Verhältnisse Europas wie durch die Erschließung der Neuen Welt und des Überseehandels langsam in Verfall zu geraten. Aus Bartholds Werk, das auch heute noch als grundlegend für die Geschichte der Hansa bezeichnet werden kann, bringen wir hier zusammenfassend die Abschnitte über die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung und Entfaltung der hansischen Bündnisse und Unternehmungen. Als neuere Darstellung dieses Kulturkomplexes sei hier noch die Studie von Prof. Dr. Dietrich Schäfer, Die deutsche Hanse (Bd. 19 der Sammlung „Monographien zur Weltgeschichte", Bielefeld und Leipzig), genannt.

gegeben, ruhmvoll verteidigt: sie hat Jahrhunderte über die Kronen des Nordens wie über eine Kramware geschaltet, die gefährliche Vereinigung derselben verhindert, sie hat durch Beihilfe oder Versagung die Kriege der Könige im Westen entschieden, die Ungläubigen aus ihrer westlichen Vorhut Portugal zurückgedrängt, mit rastlosem Fleiße und unnachsichtlicher Strenge die Meere vom Raubgesindel befreit. Sie hat ein Recht geschaffen, das ohne herkömmliche Sanktion durch den Kaiser die Wohltaten der Gesittung mit sich führte, wo nur irgend der deutsche Mann sich genossenschaftlich niederließ; sie hielt ihren schützenden Arm über alle Zugehörigen, bewahrte sowohl nachdrucksvoll Ordnung und innern Frieden, als auch die Freiheit gegen Vergewaltigung durch äußere Feinde. Die Meere von Drontheim bis Island, vom Finnischen und Bottnischen Busen bis über die Enge von Calais und den Golf von Biskaya hinaus mehr furchtlos und mit gesetzlicher Berechtigung befahrend als anmaßungsvoll beherrschend, hat diese Macht, welche aus einem Bruchteil der Nation hervorging, einerseits die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens und des Luxus im Gesamtgebiet des nord- und mitteleuropäischen Handels befriedigt, anderseits den Ertrag des deutschen binnenländischen Gewerbe- und Kunstfleißes, sowie die deutschen Naturerzeugnisse überseeisch verwertet und die Städte unseres Vaterlandes zu ihrem Reichtum, zu ihrer bewunderten Herrlichkeit erhoben.

Jene staunenswerte Macht, deren unermeßliche Tätigkeit wir anzudeuten nicht erschöpfend zu schildern versucht haben, jene weltgeschichtliche Geltung des deutschen Volkes, welche ohne Anregung, ohne Aushilfe, ohne Schutz des Reichs aus der innersten Tüchtigkeit unserer Nation sich aufrang, ist die „Gemeine deutsche Hanse". Nur ein so begabtes, kluges, zäh ausdauerndes, mutiges Männergeschlecht wie unsere Vorfahren, vermochte, allen Verhältnissen zum Trotz, so wunderbares zu schaffen. Das Geschaffene mußte so rätselhaft-eigentümlich sein, daß keine Erscheinung der älteren und neueren Welt gleiches, ähnliches, kaum vergleichbares bietet. Wie alles, was das christliche Mittelalter hervorgebracht hat, zumal das deutsche, trägt die Hanse das Gepräge des nur einmal möglichen Individuellen. Sie ist, wie die „heimliche Feme", wie die gotische Baukunst, wie das Rittertum, wie der Ordensstaat in Preußen, wie das Deutsche Reich nur einmal in der Gesamtentwicklung des geistigen, politischen und sittlichen Lebens eines großen, in sich gleichförmigen Volkes unter den Bedingungen einer besonderen Weltstellung zu finden.

Die Hanse ist nicht von einem Kopf erdacht und gemacht: ist nicht nachgeahmt, sie ist aus elementaren Kräften erwachsen, ein Baum mit den seltsamsten Wurzeln, Säften, den mannigfachsten Wipfeln und Kronen, Blüten und Früchten. In ihren uranfänglichen Elementen und in ihrer Ausbildung weckte sie den Forschersinn für geographische Entdeckung, pflanzte das Christentum, erspähte ferne Straßen und Länder, gab Gesetze, verbesserte die Schiffahrt, ward unberufen des Reiches Seemacht, erzog die britische Marine, den britischen Handel. Sie zähmte die Wut der Normannen, steckte der Herrschsucht der Dänen ihre Grenzen, erhob die Könige des Nordens auf ihren Thron, beseitigte oder entsetzte sie nach Gutdünken. Die Plantagenets trugen willig und gezwungen die hansischen Monopole, erkannten und ehrten, wie die Tudors und die Valois, die Osterlinge als eine unabhängige Volksmacht. Ehe noch Kaiser und Reich mit den Moskowitern in irgendeine politische Verbindung traten, waren den hansischen Männern Rußlands Küsten und Ströme erschlossen wie ihr eigenes Haus. Der Hanse Werk ist die baltische Kolonisation, nur mit ihrer Hilfe vermochten die Ritter



Wikingerschiff aus dem 4. Jahrhundert.
Nach einem Modell im Deutschen Museum, München.

vom deutschen Hospital, das fromme Kauffahrer zuerst gegründet, ihren Staat in Preußen aufzubauen. Sie pflegte die Künste. Wer ermittelt die geheimen Fäden, welche zur Entdeckung der Erdfeste auf der westlichen Halbkugel leiteten? Als Normannen, die Entdecker Islands, nach Grönland, der Nordostspitze Amerikas, verschlagen wurden, geleitete vor Ablauf des



Ansicht des Hafens von Antwerpen.
Nach einer Zeichnung von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1520. Wien, Albertina.

ersten christlichen Jahrtausends ein Deutscher den Sohn Eriks des Roten, erblickte zuerst die Küsten, auf denen sich über ein halbes Jahrtausend später Boston, die Wiege der anglo-amerikanischen Freiheit, erhob. Tirker (Dietrich), am rebentragenden Rhein heimisch, nannte nach der Ähnlichkeit der süßen Beere, die er vorfand, die Umgegend des Flusses Taunton „Vinland“. Das zahlreiche Zwergenvolk der Skrälinger vernichtete die christlichen Ansiedlungen im Nordosten Amerikas, lange ehe der Genuese die Atlantis aufdeckte. Ein kühner Pilot von Danzig, der glänzenden Quartierstadt der Hanse, Johann von Kolno, im Jahre 1476 von dem ersten König Dänemarks ausgeschickt, um Grönland wieder zu erspähen, fand die Küste von Labrador und die Hudsonstraße, eine Kunde, die sich alsbald nach Spanien

und Portugal verbreitete. Der sinnreiche Nürnberger Patrizier Martin Behaim hatte in Antorf (Antwerpen), dem vielbesuchten hansischen Markt, verkehrt (1479), ehe er an den Hof Joaos II. von Portugal gelangte. Anderseits war Colomb im Jahre 1477 bis in die Gewässer jenseits der Faröer hinaufgeschifft. Als nun der Hof zu Lissabon so scharfblickenden Männern die Gelegenheit zum Austausch ihrer Kombinationen bot und die neuen Vorstellungen vermittelnd einander durchdrangen, konnte der Deutsche als Gefährte des Admirals Diego Cam im Jahre 1485 die portugiesische Denksäule am Vorgebirge der Guten Hoffnung mit setzen helfen und im Jahre 1490 in seiner lieben Vaterstadt den berühmten „Erdapfel“ zustande bringen (siehe Abb. Bd. V, S. 77); der größere und glücklichere Geistesverwandte aus Genua fand einige Jahre darauf, wenn auch nicht wieder Vinland, so doch das zentrale Amerika. So darf der grübelnde Mut hansischer Seeabenteurer und der wissenschaftliche Forschereifer reisiger Kaufleute in der Geschichte der ozeanischen Entdeckungen nicht vergessen bleiben. Livlands Küste, welche Schiffer von Bremen im Jahre 1158 „neu auffuhren“, ist eine Eroberung des Geistes, die zu ihrer Zeit gleich bewunderungswürdig war, als fast drei Jahrhunderte später die Wiederfindung der „Glücklichen Inseln“ mit Hilfe der Magnetnadel.

See- und Handelsstaaten, wie die der Phönizier und Karthager, der Milesier, haben ferne Kolonisation gegründet, aber sie waren unabhängige Sonderstaaten und erhielten ihre Töchterstädte zum Teil als Eroberungen in Abhängigkeit; sie schufen keinen Bund gleichberechtigter Glieder, wie die deutschen Kaufmannsgemeinwesen, welche bis auf ein paar Reichsstädte einer landesherrlichen Hoheit unterlagen, und daheim gebunden, außerhalb ihres Weichbildes politisch freie Bewegung anregten. Der kleinste hansische Bürger einer landsässischen deutschen Stadt genoß auf dem Stahlhof zu London, am Kaufhof zu Nowgorod oder zu Bergen eine Fülle persönlicher Rechte, ein Maß von Privilegien, die ihm oft die Heimat versagte. — Die Staatsgewalt der Punier leitete und schützte die überseeischen Ansiedlungen; eine politisch gebundene Gesellschaft der hansischen Gemeinden handhabte das Oberaufsichtsrecht. — Die Seerepubliken des mittelalterlichen Italiens, Genua, Venedig, Pisa, haben in Byzanz, am Schwarzen Meer, in der Levante privilegierte Kaufhöfe errichtet, ganze Stadtviertel ihrem Gesetze unterworfen, Landschaften und Inseln erobert. Aber sie waren und blieben eben die herrischen Mittelpunkte aller Erwerbungen, offenbarten ihre

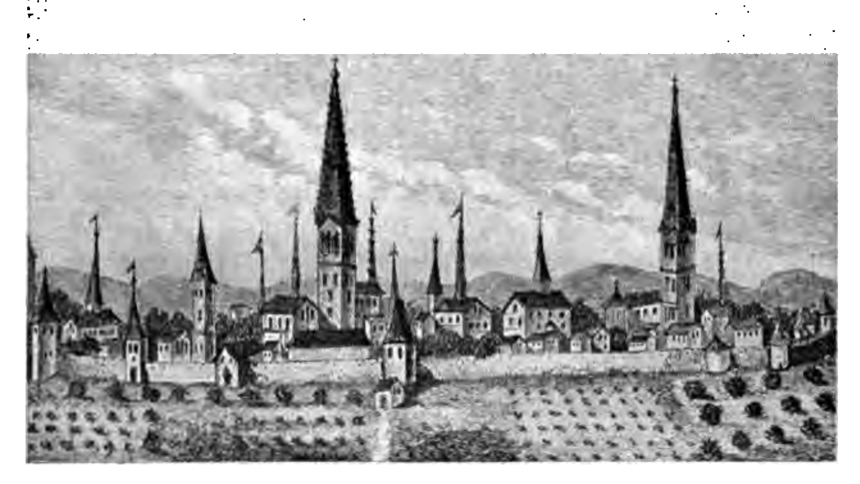
Staatsnatur auch in anderer politischer Tätigkeit als in Handel und Seefahrt. Venedig und Genua, Pisa und Genua, weit entfernt, als eine italienische Handelskonföderation dem Auslande gegenüber zusammenzutreten, verfolgten einander mit grimmigem Neide, führten Vernichtungskriege gegeneinander oder suchten selbstsüchtig einander von Monopolen und Privilegien in der Fremde auszuschließen. Niemals hat Lübeck, Köln oder Bremen eine Bundesschwester zu unterdrücken bestrebt oder andere Eroberung gesucht, als eine Abrundung des unmittelbaren Stadtgebietes. Lübeck sprach auf dem Höhestande der Hanse keine Suprematie, nur eine Oberleitung der Geschäfte an, welche die Glieder ihm auftrugen. Es errang nicht ohne Kampf die Geltung eines Oberhofes in kaufmännischen Streitigkeiten, welcher früher den Aldermännern der deutschen Gesellschaft in Wisby zustand. So oft Spannung und Unfrieden zwischen einzelnen Bundesstädten oder zwischen dem Vorort und andern Gemeinwesen ausbrach, gab die Verletzung bundesmäßiger Pflichten und der Mißbrauch hansischer Befugnisse den Anlaß, und mit unzweifelhaftem Erfolge wurde die „Verhansung" gegen die Ungehorsamen angewandt, das ist die konsequenteste Entziehung aller hansischen Vorteile, eine Ächtung im kommerziellen Gebiet, als unfehlbares Mittel, den Trotz auch der mächtigsten Bürgerschaft zu beugen. Einer exekutiven Kriegsgewalt hat es niemals bedurft.

Vergleichen wir die holländischen, britischen oder andere Handelskompagnien der Neuzeit in Ost- und Westindien mit der deutschen Hanse, so ergibt sich der Unterschied, daß jene mit dem Kapital einzelner Privatgesellschaften gegründet und an die Staatsregierung gelehnt, zwar Niederlassungen an fremden Küsten errichten, selbst ganze Länder erobern konnten, sich aber zu deren Behauptung bald mit dem Staat, aus dessen Schoß sie hervorgegangen, identifizieren und so ihre Selbständigkeit an das Mutterland abtreten mußten. In der deutschen Hanse blieb von Anfang an der privatrechtliche Vorteil mit dem öffentlichen innig verschwistert, und kräftigte nicht eine Zentralmacht, sondern die einzelnen selbständigen Bundesglieder.

Helfen Vergleiche wenig, um das Wesen des deutsch-mittelalterigen Handelsstaates zu bestimmen, so war derselbe von Beginn an etwas so Schwankendes, Freies und Umbildungsfähiges, daß ein allgemeiner Charakter sich kaum je zu einem Zeitpunkt nachweisen läßt. Ohne ein bindendes Statut, aus allmählich fühlbaren Bedürfnissen entstanden und vielfachen Einflüssen unterliegend, bald beschränkt auf eine größere, bald kleinere Anzahl

der Beteiligten, indem Aufnahme oder Austritt keines Gemeinwesens urkundlich bezeugt ist, kann die Hanse nur im Verfolg ihrer Geschichte begriffen werden. Sie war und blieb nicht ein freier Verein politisch frei organisierter Gemeinwesen an der See, um gemeinschaftlich errungene Handelsvorteile in fremden Ländern zu sichern und gemeinsam zu verteidigen, denn es schlossen sich ihr binnenländische Freireichsstädte und landesherrliche Städte ungehindert an. Diesen fehlten die Mittel, jene Vorteile sowohl gleichmäßig auszubeuten, als sie mit Gewalt zu beschirmen. Die Hanse war und blieb nicht ein freier Verein zur Sicherstellung von Land- und Wasserstraßen, denn die örtliche Entfernung der Bundesglieder machte die Erreichung eines solchen Zweckes mit gemeinsamer Anstrengung unmöglich. Binnenstädte, wie sie etwa nur durch Geldbeiträge für die Friedhaltung auf der See beitragen konnten, blieben gegen Straßenraub der eigenen Wehrhaftigkeit überlassen. Die Hanse hatte sich nicht die Aufgabe gestellt, die Verschuldung einzelner Glieder gegen Fremde solidarisch so zu vertreten, daß dafür an der Gesamtheit oder an den Unbeteiligten Anspruch erwuchs und an ihnen Repressalien genommen werden konnten. Gegen solche Verpflichtung verwahrte sich im Streit englischer Untertanen mit einzelnen hansischen Städten die große Tagefahrt vom Jahre 1450 ausdrücklich: „Die Städte seien nicht ein Körper in solcher Weise, daß um e i n e r Stadt Tat und Geschichte (Händel) willen die andern Städte beschwert, angeklagt und arrestiert werden möchten, gleich als wenn sie einem Herrn gehörten, wie die englischen; sondern sie seien ein Körper in etlichen Freundschaften und Verbündnissen, darin sie miteinander übereingekommen.“ Die Hanse hielt nicht an dem Grundsatz fest, daß die hergebrachte Rechts- und Gemeindeverfassung überall nicht gewaltsam verändert werden dürfe, das konservative Prinzip gewann allein in den durch das lübische Recht verwandten mittelfreien Städten seine Geltung, und wurde auch in diesen nicht folgerecht geübt. Wir finden kein Beispiel, daß der Hansetag versucht hätte, in bürgerliche Umwälzungen der Städte kölnisch-soestischen oder magdeburgischen Rechts einzuschreiten, so gewaltsam die Demokratie dort sich auch aufschwang. Die deutsche Hanse beharrte nicht immer bei dem kaufmännisch-zahmen Bestreben, allein ihren Gliedern in bezug auf Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und den Frieden der Land- und Wasserstraßen mit den Waffen beizuspringen, sich aber sonst in die politischen Verwicklungen und Streitigkeiten nicht anders als mit Rat

und Verwendung einzumischen. Nahegelegene Städte, wie die wendischen Seestädte und die in Pommern, erweiterten die hansische Gegenseitigkeit zu eigentlichen Schutz- und Trutzbündnissen für alle Fälle. Andere, wie Soest und Dortmund, wollten die Verpflichtung der Gesamtheit, ihnen mit kräftigen Mitteln in gefährlichen Fürstenkriegen zu helfen, als verfassungsmäßig auf-

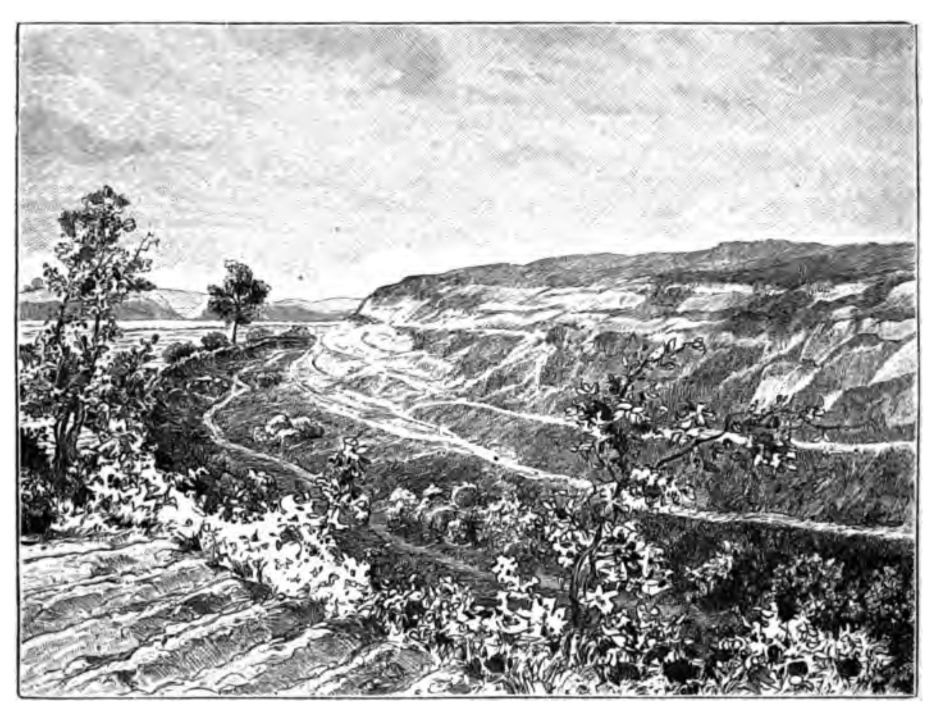


Dortmund im Anfang des 16. Jahrhunderts.
Nach Bertius' „Theatrum geographicum".

rufen und forderten sogar Beistand gegen Behelligung von seiten der westfälischen Freigerichte. — Unter den Wirren der Kirchenreform und durch Anschluß der protestantischen Städte an den Schmalkaldischen Bund veränderte der Charakter des Vereins sich so weit, daß Vorort und Hansetag sich erlaubten, rein kirchliche Zwistigkeiten und Gezänke über die Lehre durch Verhansung zu schlichten. Der Bund, dem noch entschieden katholische Gemeinwesen wie die rheinisch-westfälischen angehörten, gebärdete sich zeitweise als ein protestantisch-orthodoxer. Ja, unmittelbar vor ihrem gänzlichen Zerfall empfing die Hanse, durch das Beispiel und die Mahnung der niederländischen Republik aufgeregt, den stolzen Impuls, als ein selbständiger, politischer Staat sich mit fremden, außerdeutschen Staaten zu Schutz und Trutz zu verbinden, und betätigte diesen Willen mit der Heereskraft der Holländer zur Rettung Braunschweigs vor der Gewalt des Landesfürsten. So ungemessen war zeitweise die Vorstellung der Hanse von dem Umfang ihrer Befugnisse, daß sie im großen

Krieg gegen Waldemar Atterdag die gesamte deutsche Städtewelt, ja den ausländischen Handelsstand für verpflichtet erachtete, dem gemeinsamen Zweck zu dienen und im Weigerungsfall mit Zwang drohte!

Als Karl die Avaren besiegt hatte und an ihrer Stelle im Süd-



Avarenring von Bény bei Gran (Ungarn).

osten die Bulgaren für die Slawen die Zwischenhändler der Güter des Morgenlandes wurden, brachte die unkluge Hilfe, welche die Abodriten und Lutizier dem Völkerbezwinger gegen die Sachsen geleistet hatten, diese Wendenstämme an der Ostsee in nachbarliche Berührung mit dem Frankenreich. Um nun jenen überlegenen Handelsvölkern die großen Vorteile des Binnenverkehrs nicht allein hinzugeben, jedoch den Güteraustausch mit den Wenden jenseits der Elbe und Saale und mit deren Stammgenossen, den Tschechen und Moraven, als unabweisbares Bedürfnis sicherzustellen, sorgte der volkswirtschaftlich kluge Kaiser für geeignete Berührungspunkte der slawischen und deutschen Welt und für örtliche Anordnung des Zwischenhandels.

Auf dem rechten Elbufer auf einer Anhöhe zwischen schirmenden Nebengewässern, da wo Ebbe und Flut sich zuletzt merklich machen, hatte Karl zu Anfang des 9. Jahrhunderts eine Schutzburg für die sächsischen Grenzlande, einen wichtigen Außenposten für den Krieg, ersehen. Diese Burg hieß zuerst Hochbucki, oder wenig örtlich verschieden von diesem Hamburg. Lange vor der Gründung jenes glanzvollen Bistums, das die christliche Lehre den skandinavischen Völkern brachte, wies der Kaiser auf einer Versammlung zu Diedenhofen im Jahre 805 vom Ausfluß der Elbe bis an die avarische Mark hinauf eine Kette von Ortschaften an, auf welcher der Warenzug wendischer- und deutscherseits sich begegnen und gegenseitig beschränken sollte. „Kaufleute, welche mit Slawen und Avaren verkehrten", waren in Sachsen auf die Stapelorte in Bardewiek, das also schon vor der fränkischen Eroberung bestand, ferner in Schessel, jetzt einem Dorf im Lüneburgischen, und in Magdeburg angewiesen. Letzteres trug die Bürgschaft künftiger Blüte in seiner glücklichen Lage und hatte kurz vorher seine früheste Bedeutung als Kriegsfeste und Elbpaß erhalten. Weiter bog sich die Sperrlinie, ohne Halle namhaft zu machen, das erst 806 erwähnt wird, aber bereits im Namen seinen Ursprung von frühbenutzten Salzquellen verrät, um das Sorbenland herum nach Erfurt, das den Rang eines Bistums wieder eingebüßt hatte. Die Linie wandte sich dann, das obere Saaletal, das Thüringen und wendische Stämme schied, einhaltend über den Frankenwald nach Hallastadt im Rednitzgau, jetzt ein Gut Halstadt unweit Bamberg. Dann folgten Forchheim und ein verschollenes Bremberg, das wahrscheinlich zwischen dem Jahrhunderte späteren Nürnberg und den Abhängen an der Naab und dem Regen zu suchen ist. Die Schlußpunkte im Südosten sind Regensburg und Lorch oberhalb der Mündung der Traun in die Donau.

Für Aufsicht und Sicherheit hatten die Grafen zu sorgen. Waffen und Harnisch, Erzeugnisse des frühesten Kunstfleißes rheinischer Städte, zumal Straßburgs, ins Slawenland auszuführen, verbot der Kaiser; die verbotene Ware fiel dem Staat, dem Anzeiger und der Behörde heim. Wir können aus späteren Angaben nur mutmaßen, worin Ausfuhr und Einfuhr bestanden, deutscherseits etwa in Erzeugnissen des frühesten Gewerbes, Linnen, Wollwaren, Eisen, Salz, vielleicht auch in Wein; slawischer- und avarischerseits in Spezereien, Bernstein, Seide, Vieh, Fettwaren, Wachs, Pelzen, Häuten und dergleichen Gaben der nordöstlichen Länder. Es mag uns auffallen, daß jene Zwangs-

stapelorte, ausgenommen Magdeburg, Regensburg, das früh verödete Bardewiek und Erfurt, bald ihre Bedeutung wieder verloren. Die Slawengrenze wurde schon im 9. Jahrhundert durchbrochen, nur die an Strömen belegenen oder durch geistliche Verwaltung behüteten Orte behaupteten ihre Bedeutung.

In Sachsen, Thüringen und Bayern war es die Satzung des Kaisers, welche die träge Natur der Ostdeutschen zu kaufmännischer Regsamkeit lockte, gleichsam zwang, indem er fremden Zwischenhändlern das Betreten des Reichsbodens untersagte, anderseits jedoch seinen Untertanen nicht den Weg ins Ausland zu bahnen vermochte. Im Nordwesten Deutschlands dagegen bedurfte es, um die Vorteile des Verkehrs aufzuschließen, keiner Beschränkungsmaßregeln. Es war kein undeutsches Volk, dessen Betriebsamkeit und rüstiger Handelsgeist gefürchtet werden durften, ja es konnte bei befreundeten Mächten jenseits der See eine kaum je unterbrochene Verbindung diplomatisch geschützt werden. Zur Begegnung mit jenen östlichen und südöstlichen Bahnen, um die wohltätigen Beziehungen mannigfacher zu machen und das deutsche Niederland im weiteren Sinne mit dem Oberland gedeihlich zu verknüpfen, bot sich der Stamm der Vläminge und Friesen, jener Sidonier des Nordens, die in der unsichersten Zeit mit ihren Waren und einfachen Gewerbserzeugnissen sich überall einstellten, wo Austausch und Verkehr kümmerlich aufzublicken wagten. Wie in den Tagen der Römer sind die Friesen die ersten Seefahrer unter den Deutschen des Mittelalters. Sie wagten sich in wohlgefügten Fahrzeugen nicht allein zuerst in die Nordsee hinaus, sondern fanden auch zuerst von den romanischen und germanischen Völkern auf der nördlichen Seite Europas den Weg in das Mittelmeer und abenteuerten bis zum Heiligen Lande. Sie belebten die Binnenfahrt und erweckten den Handelsgeist der Städte am Mittelrhein, dem Strom durch labyrinthische Wasserstraßen zu folgen. Ihre erste Handelsstadt war Dorestadt, jetzt noch kaum als Wyk te Duurstede, wo der Leck sich vom trägen Rhein absondert, zu erkennen, doch schon dem Geographen von Ravenna im 8. Jahrhundert bekannt. Wie wir Friesen auf der Messe bei St. Denys im Jahre 753 fanden, liefen friesische Segelschiffe keck in den Humber ein. St. Luitgar traf friesische Kaufleute zu York, Northumberlands Hauptstadt, als er dort den Unterricht Alkuins, des berühmten Meisters, suchte (im Jahre 770). Als Seefahrermut und Geschicklichkeit, zu Schiffe zu kämpfen, die Angelsachsen in der Dänennot gänzlich verlassen hatten, holte Alfred der Wiederhersteller von den

Friesen Baumeister und unverzagte Seekrieger. Vor anderen Küstenbewohnern des Deutschen Meeres und vor den Bretagnern, welche überwiegend das Aquitanische Meer, den Busen von Biskaya und Englands Südwestküste befuhren, gedachte darum der vorsorgliche König Karl wohl zunächst der Friesen in der weitesten Bedeutung des Namens, als er im Schreiben an Offa, „König von Mercia" (755—794), Gebieter von Mercia, Kent und Ostangeln, also der Gestade Britanniens am Deutschen Meere, „den englischen Kaufleuten Sicherheit und Gerechtigkeit versprach, welche die Gegenseitigkeit verlange". Doch mögen auch Sachsen als südlichere Anwohner des geteilten Rheins unter den Schutzbefohlenen zu verstehen sein. Dem Ausland gegenüber mehr als kühne Seefahrer und abenteuernde Kaufleute geltend, boten Friesen (Vländerer, Walen) dem inneren Frankenreiche dagegen das Gepräge emsiger Gewerbetätigkeit. Die Fertigkeit in Wollarbeiten, buntgefärbten Tüchern, welche besonders die westlichen Friesen sich gleich den „Poorteors" von Brügge und Gent angeeignet hatten, verschaffte dem begehrtesten Gewebe, das selbst der Kaiser und seine Großen trugen, die Benennung Fries. Als Frisonen, Walen, zogen die Verkäufer solcher Waren früh den Rhein und die Maas aufwärts. Frisonen, als Kaufleute und fremde Handwerker allgemein begriffen, sahen wir schon in Dagoberts I., in der letzten Merowinger und in Pipins Tagen in Worms. Dort gab es eine ständige Niederlassung der Friesen, Friesenspeier genannt. Zugunsten der Kirche verlieh Karl und erneuerte Ludwig der Fromme im Jahre 830 „den Frisonen, welche bis Worms hinaufkämen", Zollfreiheit an jener Hebestätte, in Ladenburg und Wimpfen. Besonders finden wir Walen und Friesen in Köln, in allen altsassischen Städten, wie in Soest und Braunschweig, als Kaufleute oder Wollweber angesiedelt und bis auf den heutigen Tag Straßen nach ihnen benannt. In ihrer ältesten schriftlichen Abfassung erwähnt die Soester Skrae ihre vorzüglichen Rechtsverhältnisse. Den Straßburgern vermittelten schon im 8. Jahrhundert die friesischen Schiffer den Weg in die Ferne für den alemannischen Gewerbefleiß. Auf Bitten des Bischofs Etto verlieh König Karl im Jahre 775 den Leuten der Straßburger Kirche Zollfreiheit zu Quentowich, zu Dorestadt und zu Sluys, dem später weltberühmten Hafen an der Westmündung der Schelde nördlich von Gand, einer Station der fränkischen Wehrflotte. Schwerlich mögen die starken, wohlgerüsteten Rheinnachen aus Straßburgs Nähe den Weg durch die Arme des Stroms, durch die Maas bis Sluys ins Swyn unmittelbar

gefunden haben; immer aber setzt doch eine Zollfreiheit der Straßburger Gotteshausleute in den flandrisch-friesischen Häfen oberrheinische Waren, vielleicht Wein, den später die Kölner und Tieler zur Begründung des weltgeschichtlichen Kaufhofes am Strande der Themse auf Londons Markt brachten, zur überseeischen Versendung eine vermittelnde Schiffahrt voraus.

So griffen schon in des großen Kaisers Zeit Norden und Süden im Verkehr zusammen. Daß auch der Westen mit dem fernsten Osten damals in Verbindung getreten sei, sagen die dürftigen Chroniken zwar nicht ausdrücklich, leuchtet jedoch aus späteren Tatsachen ein. Das goldene Mainz, der Sitz des kirchlichen Primas in der Nähe der Lieblingspfalzen der Karolinger, blieb gewiß nicht untätig, wenn wir auch erst einen Gesandten König Ottos I. im Geleit eines reichen Kaufmanns von Mainz in Konstantinopel treffen. Um dieselbe Zeit war ein Gotteshausmann der Kirche zu Regensburg, der überreiche Großhändler Adelhard, Vorsteher der Niederlage in Kiew, dem Stapelort morgenländischer Güter. Funde von Münzen aus der Zeit der Abassidendynastie in Oberdeutschland lassen nicht zweifeln, daß die persönlich und sachlich gefreiten Kaufleute vom Main und Rhein ihre klugen Blicke auch östlich richteten.

Erwachtes Leben der Art begünstigte im Binnenlande die Stiftung von Klöstern, indem diese an den großen Kirchenfesttagen und zur Feier ihrer Schutzheiligen Märkte anlegten, Zoll- und Münzprivilegien erwirkten, und Hochmesse und Markt, als Messe, die gebotenen geistlichen Gerichtstage, Synoden, als Send, Landmärkte gleichbedeutend machten. Wie Leibeigene, hofrechtshörige Handwerker an kirchlichen Festen der Umgegend des Klosters ihren Kram darboten, bauten größere Kirchen und Klöster zur Bequemlichkeit zusammenströmender Verkäufer und Käufer bereits eigene Kaufhallen oder Gaden. In dieser Weise gingen geistliche und weltliche Geschäfte, Andacht und Gewinnsucht zeitig Hand in Hand, durchdrangen einander. Die heiligsten Stätten, nicht Kirchhöfe allein, auch Kirchen füllten sich mit anstößigem Getümmel. In den Kirchen wurden wohl selbst Waren niedergelegt, wie noch später in den gottgeweihten Räumen der überseeischen Kaufhöfe. Von solcher Benutzung hatte die uralte „Kaufmannskirche“ in Magdeburg, die spätere St. Johannis, ihren Namen, zur Nachtzeit wurde sie durch besondere Wächter bewacht. Der Brauch, die Märkte auf den Sonntag anzusetzen, griff so eng in den Zusammenhang des Zeitalters ein, daß selbst Karls Gesetzgebung nichts dagegen vermochte, und ein Kapitulare

vom Jahre 809 das Ärgernis gestatten mußte, wo es seit alter Zeit im Schwunge sei. Frommer Eifer fand um so mehr Anstoß an solcher Gewohnheit, weil schon beim ersten merklichen Aufkeimen der süd- und mitteldeutschen Städte Juden tätig waren



Hansischer Hafen im 15. Jahrhundert.
Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht.

und der Ausdruck „Jude und Kaufmann" schon unter den Ludolfingern gleiches bedeutete.

Indem Karl nach so großartigem Zuschnitt sein Reich umwandelte und zuerst den Handelsgeist weckte, mußte er auch für die Sicherstellung des erstandenen Seeverkehrs Sorge tragen, die Häfen und Wasserstraßen von feindlicher Gewalt säubern. An fünf Meere heran reichte die gewaltige Ausdehnung seines Staates. Derselbe berührte vermittels der bundesgenossischen Wenden im Norden das Baltische Meer, umfaßte das deutsche Gestade unterhalb der Mündung der Elbe bis an die Enge von Calais, das Atlantische bis nach Bayonne. Von der spanischen Mark bis über Mittelitalien hinaus bespülte das Mittelmeer die fränkische Erde, des Kaiserreichs südöstlichsten Winkel, wo das lombardische Friaul und die bayrisch-avarischen Marken zusammenstießen, streifte den adriatischen Golf, über welchen der Freistaat von St. Markus zeitig die Oberherrlichkeit ansprach. Eine so vielfach vermittelte Stellung zur See veranlaßte ein geregeltes Verteidigungssystem mit einer Flottenausrüstung, einem Heerbann zu Wasser, welche für abweichende Naturverhältnisse sich eigneten. Wegen der Mauren erheischten die Küsten vom Languedoc, der Provence, der spanischen Mark und Italiens tätige Aufmerksamkeit. Ein Connetable Burkhard befehligte im Jahre 807 eine kaiserliche Flotte, wahrscheinlich Galeeren, in den Häfen der Provence und befreite Korsika von den beutegierigen Gästen. Im Jahre 813 nahm Irmingard, fränkischer Graf von Ampurius in Katalonien, bei Malorka maurischen Seeräubern Schiffe und Gefangene ab, nur Nizza und Civitavecchia unterlagen einmal den Ungläubigen. Am adriatischen Busen stationierte die fränkische Reichsflotte in der Bucht unterhalb Trevisos, die des Königreichs Italien beim klassischen Ravenna; beide wohl nur Galeeren. Mit ihnen focht Pipin, des Kaisers ältester Sohn, im Jahre 809 nicht ohne Glück gegen Paulus, den Admiral der byzantinischen Flotte, und hatte im Jahre 810 im Angriff zu Lande und zu Wasser die Ansiedlungen auf den Lagunen bereits erobert, als auf den Untiefen des Rialto und am Verzweiflungsmut des venezianischen Volkes seine Pläne scheiterten. Der Sitz des jungen Staates, auf den Rialto verlegt, war fortan auf nahe tausend Jahre geschirmt, dadurch aber auch der Ausschritt des deutschen Austrasiens auf die Adria unmöglich gemacht. Auch zu Portovenere stand an Liguriens Küste ein Geschwader zum Schutze Korsikas. Was es mit Rutland (Roland),

„dem Markgrafen des Ufers von Bretagne", für eine Bewandtnis gehabt hat, können wir nicht bestimmen.

Aber der Norden des Reiches war von den gefährlichsten Räubern bedroht, den Dänen und Normannen. Diese, durch den fränkischen Eroberer aufgerüttelt, der ihnen landwärts in Nordalbingien schon so nahegerückt war, begannen jene furchtbare Energie auf die fränkischen Gestade zu richten, die bis dahin überwiegend die baltischen Küsten und die britischen Inseln empfunden hatten. Schon der große Karl ahnte die unheilschwere Zukunft. Der Mönch von St. Gallen erzählt, als der Kaiser in einer Seestadt des ehemaligen Gothiens, vielleicht zu Maguelonne, beim Imbiß saß, seien vor dem Hafen Schiffe erschienen, welche einige für jüdische, andere für maurische oder bretonische Kauffahrer hielten; doch Karls scharfes Auge erkannte sie am Bau und an der schnellen Bewegung und rief aus: „Das sind keine Kaufleute, sondern Seeräuber!" Nun eilte sein Gefolge wetteifernd zum Hafen, worauf jene Fahrzeuge das Weite suchten. Trüb die kommenden Ereignisse ermessend, vergoß Karl am östlichen Fenster stehend helle Tränen, und als niemand ihn um den Grund zu fragen wagte, sagte er: „Nicht aus Furcht, daß mir jene mit ihrer Neckerei schaden könnten, habe ich geweint! Mich betrübt es, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt haben, und mit Schmerzen sehe ich das Verderben voraus, welches sie meinen Nachfolgern und ihren Untertanen bringen werden." — Vom Frühling des Jahres 800 an ließ der bange Seher der Zukunft an allen Flüssen, die aus Frankreich und Deutschland nordwärts münden, Schiffe bauen. An allen Häfen und Flußmündungen wurden Wachen angeordnet, um die Landung der Seeräuber zu verhindern. So umsichtige Fürsorge bewahrte das Reich während Karls Regierung vor erheblichem Schaden durch die Normannen. Aber am verletzlichsten war das Gebiet seiner wendischen Zins- und Bundesgenossenländer. Schon Gotrik, ein jütischer Heerkönig, überfiel im Jahre 806 die Abodriten, legte ihnen Steuern auf, trieb selbst bei den Friesen den „Klipschild", einen Tribut, ein und prahlte damit, den Kaiser selbst in seiner Pfalz zu Aachen aufzusuchen. Im Landkriege ohne Mühe besiegt, aber nicht auf seinem Element, der Ostsee, verfolgt, wohin die fränkische Flotte keinen Weg kannte, zerstörte der Däne den denkwürdigen Handelsplatz Rereg und verheerte Friesland mit 200 Schiffen (810). Karl erwartete mit seinem Heer die Dänen an der Mündung der Aller in die Weser, als

Gotriks Ermordung durch die eigene Leibwache den Feldzug beendete.

So ging der Sturm an des Kaisers Lebensabend noch vorüber; er selbst musterte noch im Jahre 810 bei Boulogne die Flotte, welche er im Jahre vorher zu erbauen befohlen hatte, stellte den dortigen Leuchtturm, ein altes Römerwerk, wieder her und besichtigte im Spätherbst das Geschwader, welches unweit Gand bei Sluys auf sein Geheiß entstanden war. Ein Kapitulare vom Jahre 802 hatte bereits die Rüstung von Schiffen an den Küsten angeordnet und den freien Bewohnern des Strandes bei Geldstrafe zur Pflicht gemacht, auf das erste Geschrei von Feindesnähe gewaffnet herbeizueilen. Ein erneutes Heerbanngesetz vom Jahre 812 bestimmte, daß bei Aussendung der Flotte selbst die Barone auf den Schiffen sich einfänden. Wie mag damals das offene Bremen mit seiner Kirche zu St. Peter widerstanden haben?

Karls Reich, die von ihm geschaffene Seemacht und der junge Handel der fränkischen Welt zerfielen jammervoll unter seinen Söhnen. Die Not durch die Dänen und Normannen und andere Völkerstürme brachten die Anfänge des deutschen Staates um anderthalb Jahrhunderte zurück.

II.

Normannen und Dänen als Seefahrer.

Jene nordischen Völker, die unter Karls Nachfolgern die Keime friedlicher Kultur fast erstickten, eine gedeihliche Entwicklung auf mehrere Geschlechtsalter unterbrachen und das durch Egbert vereinigte Königreich der Angelsachsen ganz über den Haufen warfen, waren die Nachkommen jener Sujonen und skandinavischen Germanen, die schon Tacitus als ein meervertrautes Volk rühmt. Sie, den deutschen und englischen Küsten als Dänen, den Westfranken als Normannen, den östlichen Slawen und den Byzantinern als Waräger bekannt, vertraten ein halbes Jahrtausend später die Rolle, in der die Sachsen dem römischen Gebiet zum Schrecken geworden, nur mit dem Unterschied, daß günstigere Lage am offenen Ozean, zweckmäßigere Schiffsrüstung zur Raubfahrt, eine vielgespaltene Herrschaft, Unfruchtbarkeit des heimischen Bodens, gesteigerte Wildheit der Sitten, jene Söhne des Nordens zur allgemeinen Geißel christlicher Länder machten. Schon Gregor von Tours weiß 514 von einer Flotte zu berichten, die Teuderich, Klodwigs Sohn, aus-

rüstete, um aus den Mündungen der Maas und aus der Umgegend von Geldern einen König der Dänen zu verscheuchen. Dann schweigt die fränkische Geschichte von Einzelheiten in bezug auf den Norden. Welches Ringen und Kämpfen, welche Wut der Zerstörung mag aber der verhüllte Hintergrund bedecken! Jenen



Dänischer Krieger.
Nach einem englisch-dänischen Manuskript in der Bibliotheca Bodleiana.

Rückhalt und die Zuflucht, welche der westfälische Häuptling Wittekind bei dem Dänenkönig fand, mögen nur die jütischen Herrscher gewährt haben. Unter der Kriegsunruhe und der Sorge, welche Gotrik erregte, taucht zum ersten Male Sliesdorp, Schleswig, auf. Von dem Inselreich im Osten, das Regner Lodbrok beherrschte, hat die fränkische Geschichte keine Kunde. Uneinigkeit unter Gotriks Söhnen und die Taufe des landesflüchtigen Harald zu Mainz im Jahre 826, seine Rückführung durch den Glaubensboten Ansgar auf einem bequemen Rheinschiff an Dorestadt vorüber, durch den Leck und die Maas um Friesland herum ins hohe Meer hinaus nach Südjütland, schienen gedeihliche

Folgen zu versprechen; schnell aber schwand diese Hoffnung. Unter dem unaufhörlichen Streit des frommen Kaisers Ludwig mit seinen Söhnen begannen die jährlichen Verheerungszüge der Normannen, von denen man die Dänen schwer unterscheidet, an den Küsten des zerrütteten Frankenreichs. Sicher waren es Dänen, welche sich in Vländerns (Flanderns) Morasten festnisteten, Friesland zinsbar machten und Dorestadt verwüsteten (837—838), während andere dänische und normännische Wikinger und Seekönige die Geißel für Englands und Schottlands wehrlose Küsten, selbst für Irland und die westlichen Inseln wurden. Egberts vereinigtes Reich, das, in fromme Friedenskünste eingewiegt, die Streitbarkeit zur See zu üben versäumt hatte, übernahm Alfred im Jahre 871; dieser sah ein, daß nur Wehrkraft zu Schiffe sein widerstandslos gemißhandeltes Volk erretten könne. Baumeister und Männer zur Verteidigung seiner Schiffe fand der Kluge bei jenen Friesen, deren heimische Gestade der Überwältigung durch die Seekönige unterlagen.

Unter dem Traum gesicherter Wirksamkeit war Ansgar, der Apostel des Nordens, im Jahre 831 auf einem Schiff wehrhafter friesischer Kaufleute nach Schweden, dem Sitz alter Kultur, gegangen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Birka war darauf der eifrige Bekehrer vom Kaiser Ludwig im Jahre 834 als Erzbischof von Hamburg bestellt worden. Birka war stets von seefahrtkundigen Nachbarvölkern aufgesucht worden und hatte sich nach der römischen Schilderung „von der Suionen Macht an Menschen, Flotten und Waffen“ als reiche Hafenstadt bewahrheitet. Wenn Erzbischof Ansgar auch zunächst auf den neuen Sprengel Nordalbingien angewiesen war, so war er doch mit dem hohen Beruf betraut worden, das Licht des Christentums über den ganzen Norden zu verbreiten. Aber wie sollte Hamburg mit seiner neuen Kirche, am breiten Ausfluß der Elbe gelegen, ohne Schutzflotte dem Verderben entgehen, da selbst die vländrisch-friesischen Küsten, einst die Stationen für die fränkische Reichsflotte, dem grimmen Feinde offen lägen? Gleichzeitig mit einem Überfall auf Paris liefen 600 dänische Schiffe in die Elbe ein (845), verjagten den anfangs unverzagten Erzbischof und verbrannten die städtische Ansiedlung, Kirche und Kloster mit allen ihren Schätzen. Zwar blieben die Sachsen Herren des Festlandes, aber Ansgar mußte umherirren, bis ihm Bremen nach dem Tode Leuderichs (847) eine Zuflucht gewährte und der Beschluß der Mainzer Synode ihm jenes erledigte Bistum zuerteilte. Ansgar nahm in Bremen, gegen heidnische Überfälle gesicherter, seinen

erzbischöflichen Sitz. So wurde die Stadt an der Weser nach Vereinigung der Diözesen von Bremen und Hamburg der Mittelpunkt der Missionen für den Norden, eine Stellung, welche auch für den Handel und Verkehr die reichsten Folgen nach sich zog. Da-



Normannischer Ritter.
Rekonstruktion von Viollet-le-Duc

mals aber war Nordalbingien fast nur dem Namen nach christlich. Das Kirchlein zu Schleswig als einziges im Lande blieb jedoch von denkwürdiger Bedeutung für unsere Geschichte, da dort schon „Kaufleute von allen Enden zusammenströmten" und zwischen jenem Hafen in der tiefsten Bucht der Sley der Verkehr mit Bremen, selbst mit Dorestadt und den erkeimenden Städten Binnensachsens belebt ward. Mit dem früherblühten

Köln in kirchlicher Verbindung, hat besonders Soest (im Jahre 836 als bevölkerte Ortschaft bekannt) früh den Weg nach dem Handelsort am Busen der Schlei erspäht. Denn auch in der sturmvollsten Zeit, als die nordischen Räuber alle Meere durchkreuzten und alle Küsten bis tief ins Binnenland hinein verwüsteten, regte sich kecke Gewinnsucht in den kleinen städtischen Anlagen. Sächsische und friesische Kauffahrer suchten gleich Freibeutern wie Ansgars Gefährten Verkehr an entlegenen Gestaden. Sicher sind Westfalen schon früh bis an die Sley gekommen und haben begehrlich ins Baltische Meer hinausgeschaut.

Die Normannen beunruhigten das ganze 9. und einen Teil des 10. Jahrhunderts hindurch alle Teile der christlich-germanischen Welt. An König Ludwigs des Deutschen Hoflager bei Worms waren im Jahre 873 dänische Friedensgesandten angelangt, welche Sicherheit für Kaufleute und Waren aus den sächsischen Landen anboten und gleiches forderten. Dennoch kam im Jahre 880 von derselben Seite die schrecklichste Niederlage, die bisher Sachsen erlitt. Während Ludwig der Jüngere als Teilgebieter des deutschen Königreichs an der Sambre mit den Dänen siegreich focht, erlag Ludolfs, des ersten Sachsenherzogs Sohn, Bruno, der angebliche Gründer der ehrenreichen Hansestadt Braunschweig, mit vielen sächsischen Grafen, Bischöfen und zahlreichem Volk unfern den Elbniederungen. In den folgenden Jahren sah nicht allein das Gebiet zwischen den Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde, sondern selbst Aachen, Köln, Neuß und Bonn die Verwüstung. Daß die Sachsen sich nicht ermannen konnten, verhinderten die gleichzeitigen Anfälle der Wenden. Dem tapfern Ludwig auf dem Königsstuhl gefolgt, erkaufte ehrlos der unfähige Kaiser Karl der Dicke um ungeheure Summen den Abzug der beutebeladenen Gäste, welche, mit Ansiedlungen an Vländerns und Frieslands Küsten nicht mehr zufrieden, frech die weinreichsten Gauen begehrten, und durch fränkische Hinterlist noch erbitterter wurden. Im Jahre 885 belagerten andere Dänen, die 40 000 Mann stark auf 700 Schiffen die Seine aufwärtsgefahren waren, Paris und ängstigten in der Winterzeit das wehrlose Land bis Soissons und Reims hin. Wiederum erhandelte der unmännliche Kaiser, statt den Verzweiflungsmut der Bewohner anzustacheln, den trügerischen Abzug um schwere Schatzung. Eine ehrenvollere Periode deutscher Waffen kündigte sich erst an, als der kriegerische Arnulf an des elenden Karls Stelle zum deutschen König erwählt wurde und im Jahre 891 unweit Löwen ohne Schiffsrüstung die Dänen aufsuchte und einen

gepriesenen Sieg errang. Zwar hörten in den folgenden Jahren die Dänenzüge im Niederlande nicht auf, sie erreichten sogar im Jahre 892 wieder Bonn und schreckten Mainz und Worms, aber allmählich begann sich das Blatt zu drehen, und des Nordens Söhne fanden erklecklicheren Vorteil im Angriff auf England und Irland.



Schiff aus dem 9. Jahrhundert.
Nach Witt, „Chroniqueurs".

Wenn auch der Schimmer der Romantik ihre abenteuerlichen Taten umkleidet, so erkennen wir doch an ihnen das Gepräge einer leidenschaftlichen Unruhe, welche mehr zerstörte, als sich selbst zum Genuß aufbaute; zwar einen instinktmäßigen, scharf witternden Verstand, der gleichwohl das zufällig Gefundene nicht als Eigentum veredeln, geistig verwerten konnte. Raub, Mord und Verwüstung folgen überall den Zügen der See- und Schiffskönige, nirgends knüpfen sie wohltätige Bande an. Ruheloser Drang, Verkümmerung ungebändigter Freiheit daheim und besonders der Zufall führten die beutespähenden Verstoßenen an Islands Küsten, dann an Grönlands lockendere Gestade und später an die südlich prangenden Ufer des Festlandes Amerikas. Ein Deutscher, den wundersame Abenteuer in die Mitte der Entdecker des heutigen Massachusetts verschlugen, erkennt an der edlen Frucht

der Rebe den Wert des Gefundenen. Aber was die Söhne des traurigen Eislandes entdeckt haben, das lockt sie nicht weiter, und ihre armen Ansiedlungen gehen der Wissenschaft spurlos verloren. Denn nicht der kombinierende Geist, nur die Unruhe, der Zufall hat ihre planlosen Unternehmungen geleitet. Ihre waghalsige Geschicklichkeit in der Seefahrt förderte die Nautik nicht. Wer glaubt an die Echtheit jener Abbildung des Kompasses auf den zwei steinernen Wachttürmen, die St. Olav im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts am Helgesund erbaut haben soll? Ihre Seemannstugend blieb todesmutiger Trotz gegen die Natur, die sie nicht zu überlisten verstanden. Zwar bauten sie ihre Fahrzeuge größer und stärker, mit hohen Kastellen, und versahen sie gut mit Waffen. Der Schiffbauer und der Schiffschmied standen in hohen Ehren. Bunte Segel, Vergoldung, phantastische Malerei und Schnitzkunst schmückten die stattlichen Borde, den Stern und die hohe Spitze, mochte auch Bequemlichkeit im Innern mangeln, wie denn König Harald auf der Rückkehr von der Kaiserpfalz die behagliche Einrichtung, die gesonderten Gemächer auf dem Fahrzeuge seines geistlichen Begleiters, dem Geschenk des Erzbischofs von Köln, neidisch bewunderte. Den nordischen Schiffen mit den Namen wilder, fabelhafter Tiere, deren Bild in krausen, seltsam verschnörkelten Umrissen Vorder- und Hinterteil zeigten, fehlte der allgemeine Gebrauch der geistigen Geschicklichkeit, das eigentliche Leben. Nicht alle und nicht zu allen Zeiten verstanden sie beim Winde zu segeln, sondern nur vor dem Winde zu gehen. Als Other, der wißbegierige Norweger, dessen Mitteilungen Alfred den Stoff seiner schätzbaren Kenntnis des europäischen Nordens verdankt, auf Biarmien seinen Lauf richtete, „so weit in den Norden, als seinerzeit noch kein nordmännischer Walfischfänger gekommen", mußte er tagelang bald auf Westwind, bald auf vollen Nordwind harren. Vielfach ist in den Sagen von Zauberschiffen die Rede, die beladen nur aufgezogener Segel bedurften, um fortzusegeln, ohne daß der Schiffer sich um den Strich des Windes zu bekümmern brauchte. Das geschickte Segelstellen scheint demnach ein Geheimnis zu sein, welches jedoch Abenteurer im westlichen Ozean und im Mittelmeer gewiß gelöst hatten, falls wir nicht annehmen sollen, das sie rudernd oder allein mit dem Winde vom Rücken her so weite Strecken zurücklegten. Auch waren die Schiffe der Normannen nicht von einerlei Größe und Bauart. Die große Zahl derselben, die bei einzelnen Unternehmungen genannt wird, z. B. in der Bravallaschlacht mehrere Tausende, ihr Einlaufen in die

Mündung nicht tiefer Flüsse hinauf und der vielfach verbürgte Umstand, daß die Räuber ihre Fahrzeuge viele Meilen über das Trockene, über unwegsame Gegenden schleppten, lehren augenscheinlich, daß die Verwegenen auch winzig kleine Schifflein, Holke (aus einem Stamm gehöhlte Tröge), gebrauchten. Die Nachen, welche die fränkischen Normands zur Eroberung des



Normannisches Schiff mit Pferden auf der Tapete von Bayeux.
Nach Vogel, Nordische Seefahrten im frühen Mittelalter.

Angelsächsischen Reichs hinübertrugen, kennen wir aus den Schilderungen auf den berühmten Tapeten der Kathedrale von Bayeux. Männer, mit den Beinen halb im Wasser, schleppen an Stricken mastenlose, niedrige, galeerenartige Fahrzeuge ins Meer, zum Zeichen, daß man damals in der Normandie die künstliche Vorrichtung der Werften nicht kannte. In der Darstellung der Fahrt selbst sehen wir große und kleine Schiffe, Männer und Pferde tragend, mit geschwellten Segeln dahingleiten. Die Form ist eigentümlich, die hohen Vorder- und Hinterteile laufen in Spitzen mit greulichen Tierfratzen aus. Das Steuer befindet sich an der Seite, der Mastbaum ist niedrig, mit einer langen Querstange und schmalen Segel versehen, dessen Ende der Steuermann in der Hand hält. Doch mögen die kunsterfahrenen Stickerinnen dieser Tapeten mehr symbolisch eine Flotte bezeichnet haben als die treue Beschaffenheit derselben.

Was haben nun diese Söhne des Nordens, von deren Helden-

taten die Sagas, von deren Zerstörungswut die Chroniken so voll sind, für die Ausbildung der europäischen Schiffahrtskunde, des Seewesens, für den Handel und die Länderkunde geleistet? Andere germanischen Stämme vervollkommneten das Segelschiff zum Meisterstück. Kompaß und Sternwinkelmesser ersannen andere Völker. Die Wege des Seeverkehrs, die weltveredelnden Bahnen des Handels, fanden friedlich und wehrhaft überlegene Nachbarn. Erst diese schafften das barbarische Strandrecht ab. Island versank fast wieder in Nebel. Biarmien sowie die Fahrt um das Nordkap mußten später die Briten wieder aufsuchen. Grönland, Helleland, Vinland verschwanden dem Bewußtsein der Enkel ihrer Entdecker, und Christian I. brauchte einen hansischen Piloten, um die schandbar vergessene, christliche Kolonie in Grönland wieder zu erspähen. Sein Suffraganbistum Garda hatte der Oberhirt von Drontheim aus den Augen verloren, zur selben Zeit, als westeuropäische Seefahrer auf der anderen Seite unseres Planeten an der Erdfeste schon nicht mehr zweifelten. — Dennoch bleibt den Dänen und Normannen großes Verdienst an der Entwicklungsgeschichte unserer seefahrenden, handelnden Völker, namentlich der hansischen Welt. Als die germanischen Meeranwohner, Altsachsen und Angelsachsen bis auf die Friesen, in der Arbeit bürgerlicher Ausbildung und in neuen Zerwürfnissen erschlafft den früheren stolzen Beruf vernachlässigten, war es der Schrecken vor den bösen nordischen Gästen, der sie allmählich aufstachelte, die alten Künste wieder zu ergreifen. Die Normannen flößten ihnen wieder Mut zu neuem Abenteuer in die Seele. Sie erschlossen nun dem gesteigerten Bedürfnis des Südens ihren Norden mit seinen Gütern und begehrten Erzeugnissen und förderten wider Willen die Gewöhnung an den Handel.

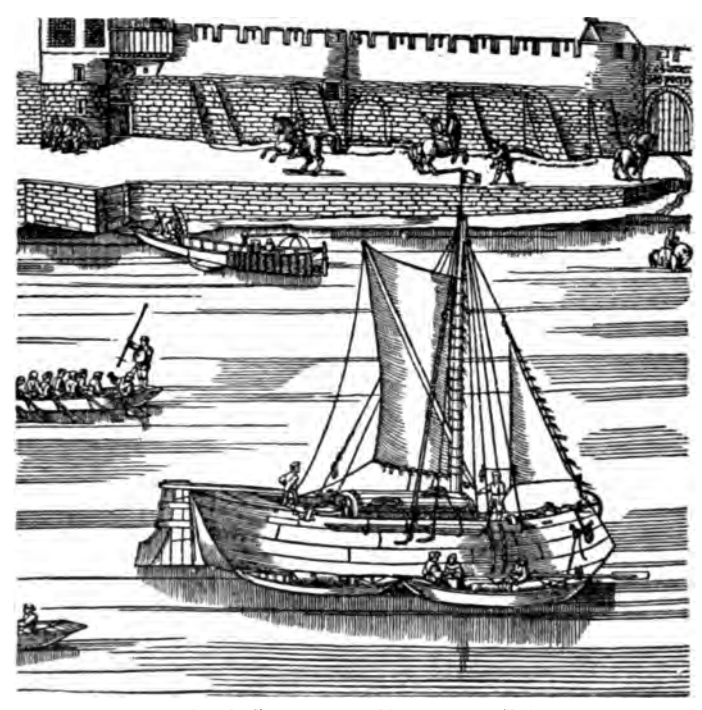
III.

Kolonisation der Nordseeküste.

Hamburg erstand unter dem Schutz der Ottonen zeitweise wieder aus seinen Trümmern. Stade, zur Schiffahrt so bequem und vielleicht älter als irgendeiner der von Kaiser Karl angelegten Orte, ward bekannt, und die Elbmündung vermittelte einen mäßigen, mehr kirchlichen Verkehr mit dem Norden, bis Harald Blauzahn, Gorms Nachfolger, die sächsische Ansiedlung in Schleswig verwüstete und den Rachezug des Kaisers herbeibeschwor.

Bedeutender als Hamburg schwang sich unter Adaldag Bremen auf, doch auch mehr als Sitz erzbischöflicher Landeshoheit denn

als freier Verkehrsort und bürgerliches Gemeinwesen. Der neue Kirchenhirt (936) bewirkte zunächst für seinen Sprengel, der bis dahin die ärgste Mißhandlung durch den Grafen und die königlichen Beamten der Kammergüter erfahren hatte, die Bestätigung der Immunität, d. i. der Freiheit von den Grafengerichten, von allen weltlichen Lasten und Leistungen an den Staat. Bremen



Rheinschiffe unter den Mauern von Köln.
Nach dem Holzschnitt von Anton von Worms.

trat erst jetzt in die Reihe der „übrigen Städte“, woraus jedoch keine Folgerung früher bürgerlicher Ausbildung zu entnehmen ist. Die Immunität war nur ein schwerer Durchgang, eine neue Fessel für das Aufstreben des Bürgergeistes, indem Bremen aus des Königs Hand unter die priesterliche Hoheit fiel und zunächst dann aus seiner Mitte ein wehrständiges Altbürgertum, die bischöflichen Ministerialengeschlechter, zu beseitigen hatte. Dennoch ermöglichte jene Gnade des Kaisers, daß Adaldag in Bremen auch das kaufmännische Leben fördern konnte. Als kluger Beobachter der städtisch erblühenden Lande jenseits der Alpen, die er auf Ottos Römerzug gesehen, und in der Hand-

habung kirchlicher Suprematie über die neuen dänischen Bistümer, die gleich dem Einfluß auf Schweden nur durch Schiffahrt behauptet werden konnte, erwirkte Adaldag im Jahre 966 vom Kaiser einen Freibrief über Marktrecht, Zoll, Bann und Münze und für alle gewerbetreibenden Bewohner seiner Stadt denselben Schutz, „den die Kaufleute in den übrigen königlichen Städten genössen". So begann denn zuversichtlicher der deutsche Kiel aus der Mündung der Weser die Fahrt in den hohen Norden, fand den Weg nach England wieder auf und wagte sich, jedoch erst spät, ohne wendische Piloten in die tiefsten Buchten des Baltischen Meeres. Eine Reichsflotte wie in Karls des Großen Tagen ließ die Vorliebe der Ottonen und der nächsten Kaiser für Italien nicht aufkommen; hatte doch Otto im Jahre 965 ohne Kriegsschiffe den flottenmächtigen Harald Blatand, welcher den Tribut verweigerte, durch Eroberung Jütlands bis zum Ottensunde gezwungen, sein Reich als Lehen zu empfangen.

Auch in Westfalen, am Rhein und an der Donau mußten die Städte, um zu heilsamerem Zustande zu gelangen, das Joch der Kirche auf sich nehmen. Als ausschließlich königliche Stadt, wohlbefestigt und von wehrhaften Insassen verteidigt, erscheint nur Dortmund und genoß schon um 952 einen leider nicht genauer bestimmten, vorzüglicheren Rechtsbrauch. Köln dagegen, wie Soest, das um die Mitte des Jahrhunderts seine Bauernschaften gewerbsmäßiger umgebildet hatte, standen unter der scharf ausgeprägten Landeshoheit ihres Erzbischofs Bruno, Bruders des Kaisers (954—965). Aber wie Bremen und Magdeburg dankten auch Köln und die „Hauptstadt der Engern", Soest, dem fürstlichen Krummstabe freieren Blick in die Ferne. Soests Friesweber und Krämer, auf den Landmärkten nicht genug beschäftigt, schauten nach fernem Absatz aus, und Köln, über die Weinvorräte fleißiger Uferanwohner stromaufwärts klug gebietend, verfolgte emsiger die altbesuchten Pfade nach der Themse und tat den ersten Schritt in eine wundereigentümliche Zukunft.

Ottos Vermählung mit der angelsächsischen Prinzessin hatte den deutschen Kaufleuten die freundlichsten Verhältnisse zu England gesichert, dessen König Edgar als „Lord und Gebieter des Ozeans rund um Britannien" gefeiert im Jahre 959 mit dem versippten, doppelt verwandten Herrscher Altsachsens und Germaniens ein festes Bündnis schloß, welches, weil beider Könige Länder durch Meere getrennt waren, sich nur auf die Sicherheit ihrer reisenden Untertanen bezogen haben kann. Daß nun wirklich ein Vertrag die günstige Stellung der deutschen Kaufleute in

England verbürgt hat, erfahren wir aus einer höchst merkwürdigen Urkunde, die uns zugleich auf die Entstehung des berühmtesten der deutschen Kaufhöfe, des Stahlhofs, hinführt. Ethelred, Edgars zweiter Sohn und Nachfolger (978—1016), war so



König Edgar von England.
Miniatur aus einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jahrhunderts im Britischen Museum, London.

sorgsam auf den Schutz seines Reichs bedacht, daß er jedem Untertanen, welcher 310 Morgen Landes besaß, die Erbauung eines Schiffs anbefahl. Er überließ die Stadt London, die Alfred aus dänischer Zerstörung wieder aufgebaut hatte, ihrer eigenen Obhut und gewährte den „Leuten des Kaisers“, welche in ihren Schiffen kamen, gleiches Recht wie den Einheimischen, während die Leute von Rouen, die Flanderer, die von Ponthieu,

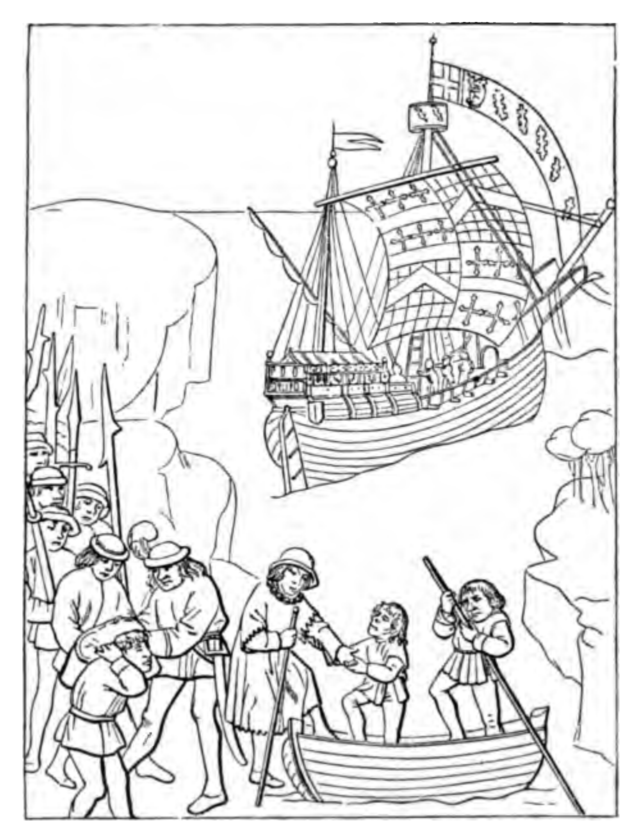
aus der Normandie und Isle de France, die von Huy an der Maas, Lüttich und Nivelles in Brabant, welche „zu Lande“, also auf fremden Fahrzeugen, anlangten, lästigeren Verkehrsmaßregeln unterlagen. Des „Kaisers Leute“ durften ihre Einkäufe von Wolle, Fettwaren und lebenden Schweinen an Bord ihrer Schiffe machen, doch den Bürgern nicht den „Vorkauf“ nehmen. Sie entrichteten einen gesetzlichen Zoll und brachten am Weihnachts- und Osterfeste als Anerkennungszeichen drei Stück grauen Tuches, eins von braunem, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Männerhandschuhe und zwei Eimer mit Essig dar, wahrscheinlich der städtischen Behörde.

Eine genaue Erwägung dieses unschätzbaren Zeugnisses, dessen Abfassung und Einfalt in den Bestimmungen das höchste Altertum verraten, veranlaßt uns zu dem Schluß, daß schon vor sieben Jahrhunderten eine lose deutsche Handelsgesellschaft an der Themse im Entstehen war, die nach dem Bedürfnis der Zeit mit eigenem Grundbesitz, einem Landungsplatz, Zollfreiheit, Vereinbarung über das Rechtsprechen, sowie der Verpflichtung einer Geldleistung, endlich der Wehrpflicht ausgestattet war. Die Stätte des später bekannten Stahlhofes und die Wehrpflicht seiner Bewohner für die gastliche Stadt weisen auf einen Ursprung selbst über die Dänenstürme hinaus. Günstiger konnte keine Lage gedacht werden als die des deutschen Kaufhofs in der Mitte der Strandseite der alten ummauerten City, gleich weit vom Tower, dem östlichen Ende der Stadt, als von der Mauer bei Ludgate, dem westlichen. Dicht am Stahlhof stand in der dänischen Zeit das einzige Hafentor, Downgate, mit seinem Bollwerk längs dem Strom. Die alte „Seemannskirche“ zu „Aller Heiligen“ erhob sich auf Wiesengrund zwischen Grummethaufen und empfing deshalb, ähnlich wie des Merowingischen Soests herrliche Wiesenkirche, den Namen „zum Heu“. Unter dem Zusammenrücken der wachsenden Stadt brachten hierher Kölns Kaufleute, welche wohl zunächst als „Leute des Kaisers“ zu verstehen sind, ihren heimischen Wein und holten den Ertrag englischer Viehzucht, rohe Wolle und Fettwaren. Ihren starkgefügten Rheinschiffen war die steinerne Londonbrücke noch nicht hinderlich, welche erst um 1200 erbaut wurde. Die gemeinsame Überlieferung jener Symbole der Eintracht am Weihnachtsfest und Osterfest und die Einfachheit dieser Gegenstände lassen schon auf eine Art Gilde der deutschen Kaufleute, endlich auf ihr Verweilen an der Themse auch zur Winterszeit, also auf eine bauliche Residenz schließen. Die Darbringung von Tuch bezeugte die Überlegenheit des nieder-

rheinischen Gewerbefleißes. Der Pfeffer vertrat die Stelle des Geldes auch an binnenländischen Mautstätten; jenes indische Gewürz war also bereits ein Handelsartikel der Niederrheinländer. Die fünf Männerhandschuhe hatten entweder eine symbolische Bedeutung zum Zeichen der Traulichkeit und Hilfe, ähnlich wie auf den Denkmünzen der verbrüderten römischen Legionen verschlungene Hände abgebildet sind, oder deuten auf ein begehrtes Gewerbserzeugnis der Darbringer. Bekannt ist, daß dieselben Zeichen von Zollfreiheit und gegenseitiger Handelsvergünstigung noch in den spätesten Zeiten reichsstädtischer Sitte gebräuchlich waren. Gewiß hatten solche bevorzugten Gäste, wie des „Kaisers Leute" in London — mochten sie auch nur in hölzernen Hallen und Warenschuppen angesiedelt sein — schon damals die Pflicht, Downgate verteidigen zu helfen. Als jenes Bollwerk am Strande, wie schon längst in Heinrichs II. Tagen, verfallen war, übernahmen die Deutschen die Behütung und Instandhaltung des Bischofstors, des nordöstlichsten der sechs Landtore der City, von denen zwei, Creplegate und Aldersgate, der Beschützung der Bürger vorbehalten waren. So ehrenvolle Verhältnisse vererbten die Deutschen auf ihre spätesten Enkel, und Köln, Tiel an der Waal, Lüttich, Bremen treten im spätesten Geschlechtsalter als früheste Teilnehmer derselben hervor. Wir erblicken demnach hier eine Hauptwurzel der deutschen Hanse, nur daß die genannten Städte nicht als Gemeinwesen oder als heimisch gebildete Gesellschaften solche Vorrechte ausübten, sondern einzelne Private als „Leute des Kaisers" von dem allgemein erwirkten Schutz Gebrauch machten. —

Flandern, jener so stiefmütterlich von der Natur ausgestattete Boden, welchen Deich und Gräben mühsam der See, den Morästen und dem Walddickicht abgewonnen haben, beweist wiederum zuerst eine wunderbare Tätigkeit des menschlichen Geistes. Der grauenvollsten Zerstörung durch Dänen und Normannen, die dort den sichersten Schlupfwinkel und zeitweise Ansiedlung gefunden hatten, durch den tapferen Arm der Waldgrafen von Harlebeck mühsam entrissen und durch Balduins Geschlecht geschirmt (863), sah Flandern seine Poorte — Ortschaften, nicht Häfen — wieder blühen. Kaiser Otto I. hatte die Grenze des Deutschen Reichs auch über einen Teil des linken Scheldeufers ausgedehnt, durch einen Graben bei Gent, die sogenannte „Ottengracht", gesichert und deutsche Grafen eingesetzt. Aber die Gewerbetätigkeit und der Reichtum der flandrischen Orte sowie die Entfernung vom Mittelpunkt des Deutschen Reichs lockerten

bald den Verband der Oberherrlichkeit, und schon König Heinrich II. mußte es durch Waffen versuchen, Balduin IV. Schönbart 1006—1007 zum Gehorsam zu beugen. Gent, aus den Abteien erwachsen, bildete sich unter ungewissen Oberhoheitsverhältnissen



Englische Schiffe in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

im 11. Jahrhundert als eine organisierte, von eigenen Erbschöffen regierte, waffenfähige Gemeinde aus. Brügge dagegen schwang sich schon in Knuds Tagen fast zum Weltmarkt auf. Noch vor dem Jahre 1042 heißt es bei einem Zeitgenossen: „Diese Burg, von Vlämingen bewohnt, wird als hochberühmt gepriesen, sowohl wegen der Menge der Kaufleute als wegen der Fülle aller Güter, welche die Menschen für die höchsten halten.“ Dort an jenem Meeresarm, dem späteren Swyn, den die Westmündung der Schelde durch ein Labyrinth von Strömen mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins bildet und der spitz bis Brügge

zulief, erstand schon im 11. Jahrhundert eine Schiffsstation, im 12. Jahrhundert der Tummelplatz des Verkehrs aller mittel- und westeuropäischen handeltreibenden Völker, der Sitz eines damals beispiellosen Reichtums. Geistliche Stiftungen mit bevorzugten Landmärkten, gräfliche Burgen, der leichte Absatz der



Kaufläden der Goldschmiede, Tuchhändler und Schuhmacher.
Miniatur aus dem 15. Jahrhundert. Nach Lacroix.

Gewerbeerzeugnisse in jenem Hafen, zumal in Tuchweberei, im Färben und in der Lederbereitung, lockten zeitig auch andere Städte, wie Poperingen, Ypern, Ordenburg, hervor. Kanäle verbanden, das Land trockenlegend, alle städtischen Ansiedlungen zu einem System, das aus dem Innern Deutschlands, aus den Märkten und Messen in der Champagne und des mittleren Frankreichs neue Kräfte zog. Schon im Jahre 1110 mühten sich Englands Könige, deren Landesreichtum besonders in Wolle bestand, den flämischen Kunstfleiß lieber in ihre Städte zu ziehen, als das Rohprodukt den Fremden hinzugeben. In Flandern ist, wie die Wiege des deutschen Bürgertums, so auch das am frühesten ur-

kundliche Vorbild der in fernen Ländern statutenmäßig geschlossenen Handelsvereine zu suchen. Eine flämische Hanse in London werden wir vor einer deutschen wenigstens genannt finden, wenn sie sich auch nicht zu politischer Bedeutung aufrang und eines Kaufhofes, einer Residenz entbehrte.

Leider ließ die frühe politische Entfremdung Flanderns vom Reich die Bestrebungen der Westerlinge, wie wir die kaufmännischen und seemutigen Gemeinwesen westlich der Rheinmündung bis nach Dünkirchen hin bezeichnen möchten, sich nicht innig mit der dauernden Kraft der klug nachahmenden „Osterlinge“ durchdringen; selbst die westfriesisch-holländischen Gebiete bereiteten früh ihre Lossagung vom deutschen Mutterlande vor. Dorestadt sank in Dunkelheit zurück, aber schon Dietrich III., Graf von Holland, wagte es, die Rechte des Bischofs von Utrecht durch Anlegung der Handelsstadt Dordrecht und die Erhebung eines Zolles zu kränken. Forderten doch auch die Tieler freie Rheinschiffahrt bis ans Meer, um ungehindert nach England Handel treiben zu können. Der fromme Kaiser Heinrich II. unterzog sich des Kampfes zu Lande und zu Wasser, um den Bischof in seinem Recht zu schützen (1018); allein er ward in jenen Morästen, worin Rheinschiffe von Nimwegen ihn getragen hatten, besiegt, und Dordrecht blieb dem Grafen der Westfriesen. So wandten diejenigen Völker, welchen den Naturverhältnissen gemäß die Vertretung der Seemacht des Reiches oblag, schon früh ihre Streitbarkeit gegen uns. Im Westen löste sich das Niederland allmählich ab, ehe noch im Osten die baltische Küste wiedererobert war.

Dennoch genossen jene spröden Westerlinge, sobald sie sich auf Reichsboden niederließen, nicht allein einen bevorzugten Rechtszustand, sondern auch billige Verkehrsfreiheiten auf dem großen deutschen Strome. Eine Rolle des Zolls, welcher schon vor 1042 (nach 1018) am Ehrenbreitstein oder in Koblenz zugunsten des Erzbischofs erhoben wurde, lehrt uns die Heimat und Art der Waren wie der Abgaben kennen. Die Bürger von Huy an der Maas, welche wir bereits in Ethelreds II. Tagen an der Themse fanden, waren wegen ihrer Metallarbeiten berühmt und gaben von jeder Ladung einen ehernen Kessel, zwei Becken und zwei Maß Wein ab. Die von Lüttich außerdem noch zwei Ziegenhäute. Schiffe aus Flandern gaben eine Bockshaut, zwei Maß Wein und einen Käse, so auch die von Antwerpen und Bommel. Die von Tiel und Umgegend entrichteten für jede Schiffslast einen Salmen und Wein wie die andern, die von Daventer

und Utrecht zwischen Fastnacht und Ostern je 120 Heringe, in der andern Jahreszeit Aale, Salmen und Wein. Die von Duisburg, Neuß und Deutz Tafeln Wachs und Wein, die von Köln vier Pfennige und Wein, im Herbst noch von je einem Schiff eine Tafel Wachs. So frühes Vorkommen des Wachses als Verkehrsartikels niederrheinischer Orte setzt eine Verbindung derselben mit dem slawischen Osten voraus, selbst wenn diese Zollbestimmungen im Jahre 1104 bei ihrem urkundlichen Ausweis vermehrt wurden. — Oberländische Städte bis Konstanz und Zürich hinauf waren entweder auf Geld oder Wein oder auf beides gesetzt. Jedes Schiff mit Kupfer befrachtet zahlte sechs Pfennige und Wein. Ähnlich die Würzburger, die von Trier und von Tull. Auch Schwerthändler kommen schon vor und gaben das zehnte Schwert. Auf jeden käuflichen Jagdfalken standen vier Pfennige. Wir bedauern, nicht ähnliche Heberollen von den kaiserlichen Zollstätten zu besitzen, etwa die von Tiel oder Bardewiek, um auch den Stromverkehr auf der Elbe zu würdigen.

So war es Anfang des 11. Jahrhunderts im Westen und im Süden Deutschlands nach der blutigen Heimschickung der Ungarn stiller geworden, und das Bürgertum schritt langsam seinen Weg. Auch im Norden trat gedeihlichere Ruhe ein, die gleichwohl König Konrad der Salier mit der Hingabe der Mark Schleswig an Knud erkaufte. Die Nordostküste dagegen blieb noch immer verschlossen, und ein anmaßungsvoller Neustaat drohte als Vereinigungspunkt aller Slawen zwischen Elbe und Weichsel jenes bestrittene Binnenland der deutschen Einwirkung zu entziehen. Das innere Polen war durch Otto I. dem Christentum gewonnen, und der Blick frommer Glaubensboten umfaßte schon Preußen, das Gestade der alten Ästier. Gidanie, Danzig, taucht als Ort auf der unglücklichen Bekehrungsreise Adalberts, des Erzbischofs von Prag, auf (997). Wir wissen nicht, ob Danzig eine Anlage gotischer Urbewohner, ob es slawisch von Beginn an oder ob es eine Niederlassung meerdurchspähender Dänen war. Mit ihm wird das alte Elbing am Trauso genannt, das schon Alfreds kluge Seefahrer erkundet hatten. Beide waren wichtige Anlehnungspunkte hansischer Bestrebungen. Selbst Salz-Cholberg (Kolobrzega) am Ufer der Persante wird als Sitz eines Suffraganen des neuen Erzbistums Gnesen nebst Wratzlav (Breslau) bekannt. Aber dennoch kostete es noch die Kämpfe von anderthalb blutigen Jahrhunderten, ehe das deutsche Wesen den Boden zwischen Elbe und Oder, noch eines vollen Jahrhunderts, ehe es Preußen sich unterwarf. Denn Boleslav Chrobry, der neue Polen-

könig, suchte seine Grenzmark bis an die Elbe vorzuschieben, und der fromme Heinrich II. konnte nicht gerade ruhmvoll den Krieg mit dem tapferen Piasten beendigen (1018). Zum Ersatz so unfruchtbarer Mühen gewann dagegen die innere Betriebsamkeit in Sachsen durch die Anlage neuer Märkte, die Eröffnung neuer Hilfsquellen und die Belebung des Handwerks frischere Kräfte. Zwar erscheint Magdeburg, durch Wenden und Polen geängstigt, schlecht bewohnt und konnte keinen Vorteil von seinem Strom ziehen; aber Goslar, reich an edlem Metall, das, im nahen Harz ausgebeutet, ein „goldenes Zeitalter" verkündete, lockte anderen Verkehr herbei als den Gewürzhandel. Fremde Kaufleute ließen sich in der Bergstadt, einer Lieblingspfalz der salischen Kaiser, nieder. Hildesheims und Quedlinburgs geistliche Gebieter pflegten kaufmännischen Verkehr. Nur Lüneburg, als Ortschaft schon



Abreise eines Kauffahrers im Mittelalter.

vorhanden und im Besitz der reichsten Salzquellen, und die Burgflecken an der Oker verharrten noch in bäuerischer Tätigkeit und errangen erst Bedeutung, als das nahe Bardowiek. die königliche Zollstätte, seinen Glanz mit seinem Bestehen verhängnisvoll eingebüßt hatte. Das slawische Aldenburg in Wagrien und das dänische Schleswig allein gaben dem kühnen, umsichtigen Sachsen die Möglichkeit, des verschlossenen baltischen Küstenkranzes Reichtum an Naturerzeugnissen und an aus der Fremde aufgestapelten Waren zu ahnen. Die Ostfriesen und die durch ihre kirchlichen Oberherren begünstigten Bremer richteten ihre Abenteuer überwiegend auf die Nordsee und das Westmeer; ja, in Bezelin Alebrands Tagen (1035—1045) unternahm eine Gesellschaft friesischer Männer eine Entdeckungsreise in den hohen Norden über Island hinaus und bestand im undurchdringlichen Nebel des starren Ozeans eine Odyssee voll Schrecken und wunderbarer Abenteuer. Glücklich, durch St. Willehads Fürbitte behütet, kehrten die kühnen Schiffer von der ersten Nordpolexpedition heim.

IV.

Entwicklung des deutschen Handelsverkehrs unter den fränkischen und sächsischen Kaisern.

Von hoher Wichtigkeit für die Entwicklung des deutschen Verkehrs und den, wenn auch noch unmerklichen Fortschritt des Seehandels ist die Herrschaft des geistig reichbegabten, fränkischen Kaiserhauses. Auf dem Gipfel weltlicher Macht angelangt, förderten die Heinriche, obwohl unter entsetzlichen Bürgerkriegen, die Wohlhabenheit der Nation durch fleißigeren Ackerbau infolge neuer, fester Besitzverhältnisse. Sie bahnten dem Christentum und dem deutschen Einfluß wiederum den Weg in das Wendenland und hielten das Gewonnene auch nach dem letzten ungeheuren Umsturz fest. Im weltgeschichtlichen Kampf des geistlichen und weltlichen Schwertes riefen sie im verachteten Bürgertum eine öffentliche politische Meinung hervor und bedingten unter den mächtigen Impulsen der Kreuzzüge jene Umgestaltung des städtischen Lebens, wie wir dasselbe als gemeinheitliche Freiheit während der italienischen Kämpfe der Hohenstaufen sich aufschwingen sehen. Die neuerrungene bürgerliche Verfassung wird dann die Mutter der deutschen Hanse, die ohne freie Beweglichkeit, ohne innere Selbstberechtigung, ohne das gesteigerte Bewußtsein des Bürgers nimmer erstehen konnte.

Den fleißigeren Ackerbau, welcher die gesellschaftlichen Be-

dürfnisse und dadurch Gewerbe und Handel vermehrte, deren Mittelpunkt allein die städtischen Märkte sein konnten, hatte schon König Konrad II. durch die Vererblichung des Kriegslehns im niederen Adel angebahnt. Die Emsigkeit in ausschließlicher Ackerwirtschaft trieb den hörigen Handwerker aus Hof und Dorf in Städte und Marktflecken, deren entstehende Zünfte den Bedarf des ländlichen Grundbesitzers besser und billiger bestritten als der vereinzelte Hofhörige. So durchdrangen sich die verschiedenen Arbeitsrichtungen wohltätig, und so entwickelte sich die Blüte der Nation in den Städten.

Das Christentum im Wendenlande, das ungeachtet der Siege deutscher Waffen kaum Wurzel fassen konnte und dessen dürftiger Bestand den hierarchischen Prunktitel der Erzbischöfe von Hamburg, Bremen und Magdeburg verhöhnte, war zunächst eine Pflanzung des wendischen Fürsten Gottschalks, des Sohnes Mistiwois, der in der Stille des Michaelisklosters zu Lüneburg sich gerüstet hatte, der Verbreiter der Lehre des Kreuzes unter seinen Sprachgenossen zu werden. So bot Gottschalk sich als das fähigste Werkzeug für jenen hochsinnigen Adalbert, Erzbischof von Bremen (1045), der aller seiner sittlichen Schwächen ungeachtet obenansteht in der Reihe großer Kirchenfürsten des 11. Jahrhunderts. Indem Adalberts Blick den ganzen Norden bis zu den Orkaden, bis nach Island hinauf als Raum seines kirchlichen Wirkens umfaßte, hielt er zunächst seinen schützenden Arm über jenen frommen Wendenfürsten, der in Wagrien und Polalbingien durch eifrige Predigt in der Landessprache so Gedeihliches schuf, daß sich in wendischen Orten christliche Kirchen wieder erhoben. So tut sich uns ein Alt-Lübeck an der Trave auf, um jedoch auf ursprünglicher Stätte zerstört erst nach vollen hundert Jahren als deutsche Stadt einer glanzvollen Zukunft entgegenzugehen. So erwuchs das kleine Bremen, dem Kaiser Konrad II. im Jahre 1035 zwei gefreite Jahrmärkte verliehen, zu einem „Rom der nordischen Völker", und so nahm Hamburg durch bischöfliche und herzogliche Burgen geschirmt seine bescheidene Stelle wieder ein.

Aber nach wenigen Jahren erschütterten zwei gleichzeitige, ungeheure Ereignisse die Lage der mittel- und nordeuropäischen Völker (1066). Das angelsächsische Königtum wurde durch die französischen Normands überwältigt, ein Schicksalsschlag, der feudalistische Trägheit an Stelle bürgerlichen Behagens, der friedlichen Verkehrsgewöhnung der Angelsachsen setzte, aber eben dadurch dem überlegenen Handelsgeiste der sächsischen

Städte Raum gewährte, auf Jahrhunderte das Monopol im reichen England zu gewinnen. Das zweite Ereignis war die furchtbare Empörung der Wenden gegen Gottschalk, die Ermordung des Apostels in Lenzen, der Ausbruch heidnischer Wut, welche den wesentlichsten Bestand des nordischen Patriarchats vernichtete. Auch dieser zweite Schicksalsschlag konnte, wie der Sturz der alten Freunde der Handelsgilde an der Themse, sich später als Wohltat erweisen. Hätte sich wie in Böhmen und Polen ein christlich-slawischer Staat an der baltischen Küste mit jener überraschenden Vorliebe seines Volkes zu Handel und Seefahrt ausgebildet, so schwand die Möglichkeit einer deutschen Hanse, deren Schwerkraft auf den deutschen Städten am baltischen Gestade beruhte.

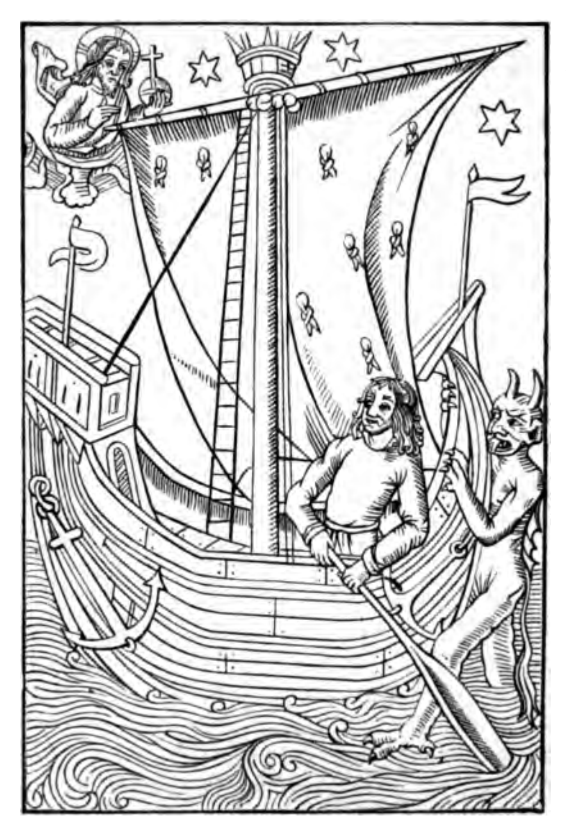
Es ist hier die Stelle, jene fast rätselhafte Erscheinung kritisch zu beleuchten, die im Dämmerlicht des nordischen Völkerlebens im 10. und 11. Jahrhundert dasteht: die frühe Bedeutung der Ostseeslawen für Handel und Schiffahrt. Aus dem Innern Asiens war die Völkermasse des slawischen Stammes wie eine gewaltige Woge herangerollt, hatte den von Deutschen verlassenen Raum überflutet und sich jene Vertrautheit mit dem Meere angeeignet, welche die sassischen Nachfolger an ihrem Gestade unter der örtlichen Gunst neuer Sitze später kaum betätigten. Was trieb nun jene Slawen auf das Element hinaus, dem ihre sonstige Natur, ihre Liebe zum Ackerbau, ihre ländliche Lebensweise, ihre handfertige Geschicklichkeit, ihre kaufmännische Schlauheit sich sonst nicht zuwendet? Wäre es der Anblick und die Nähe der See allein gewesen, was die Völker kaukasischer Abkunft zu Seefahrern machte, so müßten die Irländer die ersten Schiffsgewaltigen der Welt gewesen sein. Nachweislich hat aber der Fischfang die slawischen Eindringlinge in die Ostseeländer, deren Boden von den Germanen schwerlich urbar verlassen wurde, zu harten Fischern gemacht. Der Zusammenstoß mit den Dänen erzog sie zu Seeräubern und die weitere Ausbildung der Gesellschaftsverhältnisse zu rüstigen Kauffahrern, umsichtigen Vermittlern der Handelsbedürfnisse der Nachbarn und zu eifersüchtigen Hütern der Quellen ihres Verkehrs.

Nur insofern legen wir Gewicht auf die Seekämpfe und wunderbaren Abenteuer, welche die nordische Saga und nach ihr Saxo Grammaticus von den Wenden aus einer vorgeschichtlichen Zeit erzählen, als sie das Volksbewußtsein bezeugen: in den frühesten Jahrhunderten seien Dänen und Wenden sich auf dem Baltischen Meere begegnet. Die prunkvollen Einzelheiten jener

dichterischen Schilderungen sind mit überall wiederkehrenden Zügen aus der skandinavisch-germanischen Heldensage durchwebt. Aber historischer Grund und Boden wird um so sicherer, da selbst die älteste lechische Stammsage, mit jenen nordischen sonst unverbunden, in der Überlieferung vom erstrittenen Besitz der danomalchischen Inseln ein Zeugnis des nationalen Bewußtseins der Polen von einstiger Seemacht bewahrt hat. Ostseeslawen und Lechen (Polen), noch lange nach der Christianisierung als ein Volk begriffen und lange unter einem Herrschergeschlecht, übertrugen gegenseitig die Erinnerung frühester Taten und Schicksale. So priesen die Zeitgenossen Kadlubeks, deren Hauptsitze, Kruschwitz und Gnesen, am Goplo oder an kleinen Landseen lagen, ihre Vorfahren als berühmte Seekrieger. Wenigstens als gefürchtete Seeräuber erkennt die Geschichte die Ostseewenden, sobald sie an das Licht treten, wehrhafter gegen die Dänen als die sächsischen Anwohner des deutschen Meeres, bald auch als überraschend handelstätig. Was wissen wir von einer Schiffsstation im Lande Hadeln, von einem Stade oder Bremen, als Karls des Großen Erobererzüge schon eine Seestadt Rereg erreichten? Rettete Wittekind sich zu Schiffe zum verschwägerten König von Jütland? In die Kriege Karls des Großen gegen die Abodriten, die Liutiker und andere wilzische Völker spielen Seezüge hinein. Der Däne, Reregs Zerstörer, verpflanzte die dortigen Kaufleute nach der Hafenstadt Schleswig. — Noch tauchten nicht die Odermündungen auf, aber die Ranen, Rijanen, Bewohner der Insel Rügen, angeblich schon in Kaiser Lothars I. Zeit durch Mönche von Korvey bekehrt und dem heiligen Vitus zu eigen geschenkt, machen sich als kühne Meerräuber bemerkbar, und die Pommern, die eigentlichen „Maritimi“, Meeranwohner, treten als solche heraus. — Karls des Großen Siegesspuren verschwanden bald, gleichzeitig, als Dänen und Normannen das fränkische Reich ängstigten. Das Schwert des gewaltigen Otto I. pflanzte zwischen Elbe und Oder das Christentum nicht dauernd. Hätten sie eine sächsische Flotte besessen, so mußte dieselbe sich aus einem Nordseehafen den Weg durch die Engen der Belte und des Sundes bahnen. Als nun wiederum der Freiheitseifer der Wenden Ottos I. kirchliche und politische Schöpfung vernichtet hatte und Dänen und Polen anstelle der Deutschen in das Wendenland mächtig einschritten, entwickelten sich Verhältnisse über die baltischen Küsten, die, in den Schimmer ungeheurer Dichtung gehüllt, traumartige Bilder herrlicher Blüte des See- und Landhandels, wunderbar organisierte Seekriegerfreistaaten

abspiegeln. Nur folgendes gehört in die Geschichte der deutschen Seemacht und des überseeischen Verkehrs, welche jahrhundertelang ihre Kräfte aus dem südbaltischen Küstenkranz zogen. Jener Harald Blauzahn, Gorms Sohn, bemächtigte sich der Insel am Ausfluß des Oderbeckens, die zur Fischerei und zum Handel vermittels des Stromes so wohl gelegen sind. In Jumne, wie die nordische Sage jene Inseln nennt, bestand schon früher eine slawische Ansiedlung voll landesüblicher Tätigkeit als Markt zum Austausch der Naturerzeugnisse des weiten Wendenlandes. Sie hieß Julin, später bekannt als Wollin, der erste Sitz des pommerschen Bistums. Einen mittelbaren Verkehr vom Kaspischen Meer her durch Chazaren, Bulgaren, russische Slawen von Kiew, von Nowgorod mit Samlands Strandbewohnern sowohl zu Schiffe als zu Lande, möchten schon die häufig auf Usedoms Küsten sowie die am gesamten Ostseegürtel gefundenen arabischen Dirrhems beweisen, wenn nicht ähnliche Funde im tiefen Inlande bis zum Rhein hin die allgemeine Verbreitung jener Münzen als Verkehrsmittel vor der Ausbeutung der Silberbergwerke am Harz und im Erzgebirge bezeugten. Auch angelsächsische Münzen bis auf Ethelreds II. Zeit sind in Pommern nicht selten. — Ärmlich genug, den rohen Zuständen der damaligen deutschen und zumal slawischen Welt entsprechend, die nur Holzbauten auf einer Unterlage von Granit kannte, mochte das „nordische Venedig", Julin, anzusehen sein. Zum Schutze seines Besitzes legte der Dänenkönig dortherum eine Burg an, die Jomsburg, deren Stelle wir nicht nachweisen können: vielleicht lag sie unweit des jetzigen Swinemünde. Als Schiffsstation, vielleicht durch eine Sperrkette quer über den Strom gesichert, umschloß sie einen Raum angeblich für 300 große Fahrzeuge. Wir erinnern jedoch an die Beschaffenheit der ältesten, oft winzig kleinen nordischen Schiffe. Die gewaltigen Veränderungen, welche die vieldurchschnittenen Uferwände Rügens und des nahen pommerschen Festlandes von Mecklenburgs Grenze bis nach Wolgast hin, Usedoms und Wollins seit einem Jahrtausend durch die herrschenden Nordostwinde erlitten, verbieten einen sicheren Maßstab für die Räumlichkeiten jener Buchten und Meeresarme. Der Phantasie ferner Sagenschreiber und Chronisten verwuchsen Schutzburg und Handelsort als ein Wunderwerk der Welt, zumal als Palna Toke, der letzte Held des heidnischen Dänentums, in Zerwürfnis mit seinem abtrünnigen König nach Jomsburg den Sitz alter, rauher Tugend des Nordens verpflanzte. Die letzte Herrlichkeit der Odinsverehrer verblich hier unter unheimlicher Romantik. In

Jumne bei den Wenden starb der vertriebene Harald (um 991), bedrängt von Swein, der aus England zurückgekehrt war. Nur findet sich die Abweichung, daß Adam von Bremen, der um 1070 schrieb, und Saxo Grammaticus hundert Jahre später Julin (Wollin) als seine Todesstätte nennen, Helmold dagegen, Adams



Der Kauffahrer inmitten der Gefahren auf hoher See.
Holzschnitt aus dem Kalender des Nicolas le Rouge (um 1490).

Nachschreiber, Vineta angibt, die isländischen Sagas endlich, nach ihrer Identifizierung Julins und Jomsburgs, das letztere. Die Verschiedenheit zwischen Julin und Vineta läßt sich nur durch ein einfaches Schreibversehen in der Chronik Adams von Bremen erklären. Helmold las statt der üblichen Form Jumne und Jumneta für Jumnes Hauptort Vineta und brachte dadurch statt e i n e s, nach Maßgabe der Zeit blühenden Emporiums (Julin) ein zweites Vineta in Ruf. Auf dieses Phantom häuften er

und seine Nachschreiber alle angeblichen Wunder jenes vorgeschichtlichen Wollins. Wenn wir in keineswegs urkundlichen Verzeichnissen der ältesten Ratsmitglieder Lübecks Männer aus Julin und aus Vineta nebeneinander aufgeführt finden, so geht darauf keineswegs das Bestehen jener beiden slawischen Weltstädte hervor. Diese Verzeichnisse sind in späterer Zeit verfaßt, als die Ehrbegier herrschender Ratsgeschlechter den erlauchten Ursprung ihrer Körperschaft an fabelhafte Namen, wie auch Karenzas, der Tempelfeste auf Rügen (Garz), sich zu knüpfen bemühten und schmeichelnde Stadtschreiber fanden. Eine leichtgläubige Romantik noch der neuesten Tage suchte an Usedoms Dünen die Spur des versunkenen Vineta und bezeichnete als solche scheinbar regelmäßige Steinreihen, die ungefähr eine halbe Meile vom Strande bei niedrigem Wasser sichtbar werden. Schon des alten pommerschen Chronisten Thomas Kantzow wißbegierige Studiengenossen hatten mit Genugtuung diese Stelle untersucht, doch sind beim Bau der Molen von Swinemünde jene Trümmer als ein Steinriff, ein Spielwerk der Wellen, erkannt worden, welches eine ausgewaschene versunkene Düne zurückließ.

Unter Kaiser Heinrichs II. unruhevoller Regierung war auch das Land der Abodriten und Wagrier, wo eine deutsche Seemacht hätte fußen können, verloren gegangen, doch setzt die Vergünstigung, die Konrad II. den Kaufleuten Magdeburgs im Wendenland verhieß, wenigstens die Möglichkeit des Zwischenverkehrs voraus. Als nun im Jahre 1066 das Werk Gottschalks und Adalberts von Bremen, das durch kirchlichen Einfluß eine Verbindung von Aldenburg und Schleswig aus mit jenem Küstenlande begünstigt hatte, grauenvoll zusammengestürzt war und der grimme König der heidnischen Ranen die kurz vorher noch christlichen Gebiete seinem Götzen zu Arkona unterwarf, verfaßte der Domherr von Bremen, Adam, sein merkwürdiges Buch und entnahm seine Kunde über das Wendland teils der Erzählung Swend Estrithsons, seines königlichen Gewährsmannes, teils den unsicheren Schilderungen, die er anderweit erhalten hatte. Schon stand aber Jomsburg nicht mehr. Swends Vorgänger, Magnus, dort als Herrscher nicht anerkannt, hatte Jumne um 1042 mit mächtiger Flotte heimgesucht, die Burg erstürmt und mit Feuer von Grund aus vernichtet. Auch Julin ward von den Dänen gestraft, doch fanden sich die Bewohner an der alten Stätte wieder zusammen. So veranlaßte denn der alte Ruf wie die jüngere Handelstätigkeit den Domherrn zu seiner bekannten Schilderung der „größten Stadt Europas". „Sie ist den Barbaren und Griechen

der Umgegend ein berühmter Sammelplatz, bewohnt von Slawen und anderen Barbaren. Auch Sachsen dürften dort wohnen, wenn sie sich nur nicht als Christen ausgeben, denn alle sind noch im Heidentum befangen. Übrigens gibt es an Sitte und Gastlichkeit kein anständigeres und gütigeres Volk. Die Stadt ist reich an Waren aller nordischen Völker und enthält mannigfach Anmutiges und Köstliches." Nachdem der Leichtgläubige diese Angabe mit allerlei wunderbaren, unverständlichen Erzählungen bewiesen hat, kommt er auf geographisch wichtige Bestimmungen. „Von jener Stadt schifft man auf kurzer Fahrt nach Demmin, welches an der Mündung des Peeneflusses liegt, wo auch die Rhunen (Ranen) wohnen. Von dort schifft man nach Samland, welches die Preußen innehaben. Die Entfernung ist so, daß man von Hamburg aus am achten Tage Jumne erreicht. Geht man aber zur See von Schleswig oder Aldenburg nach Jumne, so gelangt man von dieser Stadt mit Segelwind in 43 (14) Tagen nach Ostragard in Rußland."

Mancherlei lernen wir aus diesem Gemisch historisch-geographischer Erkundigungen und handgreiflicher Fabeln. Weder aus der Elbmündung noch von Bremen geht eine Schiffahrt um Jütland herum durch die Engen nach der Mündung der Oder. Man gelangt innerhalb acht Tagen landwärts dorthin, was zur Entfernung von ungefähr 50 Meilen paßt. Die Fahrt von Aldenburg und Schleswig muß eine so bekannte gewesen sein, daß der Chronikant die Dauer derselben nicht anzugeben brauchte. Hundertundachtzig Jahre früher erreichte Wulfstan, Alfreds Gewährsmann, das alte Trauso in Preußen von Hedaby (Schleswig) aus in sieben Tagen und sieben Nächten. — Ein merkwürdiges Zeugnis für die Ausdehnung, in welcher die slawischen Seefahrer von Julin das Baltische Meer durchsegelten, ist, daß Adam von Bremen die Fahrt nach Ostragard im tiefsten Finnischen Busen genau bestimmt und hieran die Erwähnung Kiews, der Hauptstadt der Rurikingen knüpft, welche (wie Jaroslav schon seit dem ersten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts) an das warägische Nowgorod viele Freiheiten und selbst das Recht der Selbstwahl des Herrschers abgetreten hatten. In der Äußerung des Domherrn über Ostragard liegt deshalb schon die Handelsverbindung zwischen den westlichen Küsten der Ostsee und Nowgorod angedeutet. Des Chronikanten Griechen sind aber keine Byzantiner, sondern Russen, der griechischen Kirche zugetan.

Fassen wir den Kern unseres Berichts zusammen, so stellt sich etwa folgendes heraus. Julin war damals eine mäßig große Slawen-

stadt und erschien dem Gerüchte von mächtigem Umfange, weil alle deutschen Städte des Nordens nur aus geistlichen Stiften, Domkirchen, Pfalzen, mit einem Markt, einer geringen Anzahl hölzerner Wohnhäuser, in enge Mauern eingeschlossen, bestanden. Hierher zog sich der Handel mit den Landesprodukten der Dänen, Schweden, der benachbarten Wendenstämme, der Preußen und der Russen von Nowgorod. In ruhiger Zwischenzeit hatte die Gewinnsucht auch Sachsen nach Julin geführt, aber sie mußten ihre Religion verleugnen, wie noch hundert Jahre später deutsche Kaufleute auf Rügen. Die Waren, die sich in Julin begegneten, bestanden in Pelzwerk, Häuten, in Wachs und Honig, in Bernstein und Fischen, vielleicht auch in Salz, und wurden gegen grobes Tuch, vielleicht auch gegen Leinwand, Metalle, möglicherweise gegen Bier und Wein vertauscht. Schwerlich fanden unmittelbar die Produkte des inneren Asiens, Indiens feine Spezereien ihren Weg nach der Mündung der Oder, mochten vielleicht auch einzelne morgenländische Artikel sich dorthin verlieren. Jene köstlichen Güter gelangten die Donau hinauf nach Regensburg und auf bekannten Straßen über Goslar nach den deutschen Küsten oder verbreiteten sich vom Swyn her nach allen Weltgegenden. Besonders aber verlieh der Reichtum der Ostsee an Fischen, deren Verbrauch die Fastengebote ins ungeheure



Abmessen des Salzes.



Erhebung des Brückenzolls.

Holzschnitt von 1500. (Nach Lacroix.)

steigerten, die hohe Bedeutung, die der baltische Handel früh einnahm. Der Hering und andere gesuchte Fischgattungen ließen sich im Frühling und im Herbst in unermeßlichen Zügen an Rügens, Schonens und Pommerns Küste finden und lockten einen so großen Teil der Strandbewohner ins hohe Meer hinaus, daß Dörfer und Städte zur Zeit des Fischfangs volksleer schienen. Die Natur hatte den Küsten Mecklenburgs und Pommerns auch reiche Salzquellen gespendet, und lange vor den Fischern der Nordsee, vor französischen Normands und den Flämingern, ja vor den Holländern verstand der Fleiß der Wenden das der Fäulnis ausgesetzte Geschenk der See zu einem lohnenden Ausfuhrartikel zu veredeln. Das „salzige Kolberg" galt schon vor Ablauf des 11. Jahrhunderts als Stapelplatz des gesalzenen Herings, und jubelnd sangen daher die Polen, als sie im Jahre 1105 jenen Hafenort eroberten: „Gesalzene und stinkende Fische brachten einst andere. Ihre Söhne führen jetzt frisch-zappelnde herbei." Wie mögen im 11. Jahrhundert jene Heringe als Abgabe zur Fastenzeit in die rheinische Heberolle gekommen sein, falls der Holländer erst so spät die Kunst des Einsalzens erfand? Wäre es unmöglich, daß die Krämer binnensächsischer Ortschaften, von denen Adam von Bremen berichtet, daß sie bei den Preußen, gegen ihre wollenen Gewänder. „Faldones" (Paltröcke, Faltröcke), kostbare Pelzwerke eintauschten, den gesalzenen Hering in die Elbmündung und so landeinwärts, oder die Bremer denselben nach den niederländischen Strömen ausführten?

Rätselhaft, geheimnisvoll lockte das Bedürfnis der mittelalterlichen Gesellschaft den Verkehr im Nordosten hervor, unter greulichen Verwüstungskriegen und religiösem Haß, wie denn Halberstadts ritterlicher Bischof Burkhard und sächsische Grafen nach dem Jahre 1066 mit blutiger Siegesbeute vom Tempel zu Redra heimkehrten und im Jahre 1069 König Heinrich IV. verheerend in die Landschaften der Lutikier eindrang. Die westdeutsche Handelswelt hatte nach dem Umsturz des verwandten angelsächsischen Königtums das gewohnte Band auch mit dem normannischen Eroberer wieder angeknüpft. London, unter König Heinrich I. bürgerlich selbständig, voll edler Bürger und reicher Kaufleute aus allen Landen, besonders aus Deutschland kommender, blieb wie York der Zielpunkt deutscher Schiffahrt im Westen. Da entbrannte die Fehde zwischen dem unberatenen Salier und den störrischen Großen Sachsens und erweckte in ihren Folgen um so schneller das politische Selbstgefühl in oberdeutschen Städten, als der Römische Stuhl mit den Empörern

gemeinschaftliche Sache machte. Es entstand jene mannhafte Freiheit und jenes Selbstbestimmungsrecht des niedergehaltenen Bürgertums, welches dann seiner eigenen Tatkraft und seinem klugen Sinn überlassen, unter Ungunst und Verkümmerung von seiten des Kaisers, des hohen Klerus und Reichsadels, Norddeutschland zum weithin gebietenden Handelsstaat erhob.

Um die allmählichen, langsamen Schritte zu veranschaulichen, welche zur ersten gemeinheitlichen Freiheit führten, und ein stilles, oft gehemmtes Erwachsen am fast sprungweisen Aufschießen zu zeigen, fassen wir beim Jahre 1074 die dunklen früheren Bildungsmomente zusammen.

Bis über die Karolingerzeit hinaus öffnete sich noch eine ungeheure Kluft zwischen den Rechtsverhältnissen, der persönlichen Freiheit und Unfreiheit der Bewohner, die sich in sogenannten Städten zusammengefunden hatten. Geistliche unter römischem Recht, ritterlicher Kriegsadel von Gotteshausleuten und leibeigenen Hofhörigen umgeben, die ohne Haussässigkeit für ihre Herren die notdürftigsten Handwerke trieben oder den Acker bestellten, füllten den Raum um Kirchen, Klöster und Pfalzen aus. Kaum war die Gattung menschlicher Gesellschaften vorhanden, die ein Bürgertum im edleren Sinn, der alten freien Volksgemeinde nachgebildet, möglich machte. Bewohner von Stadt und Land waren weder staatsrechtlich noch durch besondere Formen der Rechtsverwaltung anders unterschieden, als daß es in beiden nur Freie und Unfreie gab. Wenn nicht schon in ältester Zeit die namhafteren, aus römischem Ursprung entstandenen Städte besondere Grafen hatten, so vereinigte alle freieigenen Grundbesitzer des Gaues das Gericht der königlichen Grafen, welche aus jenen die Schöffen beim Rechtsprechen wählten. Alle Unfreien beharrten unter dem Hofrecht ihrer Herren, des Königs oder der freien Grundbesitzer, welche als Pfalzministerialen und Schöffen über alle Pfalzbehörige mit dem königlichen Grafen an der Spitze zu Gericht saßen, oder über ihre Hofhörigen vermittels aus diesen gewählter Schöffen das Urteil fanden. Dennoch drängte sich hie und da in altgeschichtlichen Orten ein Stand Mittelfreier zwischen diese Kluft, sei es ein merklicher Rest der alten römischen Bewohner (wie etwa zu Köln oder Regensburg), die wegen ihrer kaufmännischen Unentbehrlichkeit und Gewerbetätigkeit der Knechtung entronnen waren oder die das städtische Gesellschaftsleben hervorgerufen hatte. Mehr sachlich als persönlich frei, sonderten sich jene höheren Gewerbetreibenden gewiß nicht aus der Mitte der

wehrständigen Geschlechter, der freieigenen Hofbesitzer ab, indem kriegerisches Vorurteil und selbst ein Gesetz König Klothars II. im Jahre 615 den edlen Franken „wucherische Geschäfte“, d. h. die gesamte Handelstätigkeit, verboten. So bildete sich unter der schmerzlichen Verminderung der Gemeinfreien



Mittelalterlicher Kaufmann.
Nach dem Hortus deliciarum der Herad von Landsberg.

infolge des Heerbannes allmählich aus fremden und einheimischen Bestandteilen im Frankenreiche eine abgesonderte Kaste von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die, an Zahl gering, unter dunklen Rechtsformen in Städten wohnten und sich merklich erst vermehrten, als Kaiser Karl die fremden Zwischenhändler, Slawen und Avaren, vom Reichsboden ausschloß und unternehmende Untersassen zu selbständigem Verkehr lockte. Weil aber in diesen Kaufleuten entweder die Erinnerung an die römischen Kaufmannsgilden wieder lebendig wurde, oder in der Tiefe des germanischen Gefühls die Vorstellung wurzelte, durch enges Aneinanderschließen als Genossenschaft sich gegen den Druck Mächtigerer zu schirmen, erfahren wir, daß schon Kaiser Karl aus politischer Furcht vor diesem naturrechtlichen Vereins-

wesen Strafgesetze gegen die sogenannten „Gilden“, gegen „Eidgenossenschaft, Verschwörung“ erließ. Eine so geheimnisvoll wirkende Bildungskraft im bürgerlichen Leben sollte das Verbot vom Jahre 779. ersticken. Aus Sorge vor staatsgefährlichen Zwecken, welche leicht einem eidlichen Verbande zu gegenseitiger Unterstützung in den Wechselfällen des Lebens untergeschoben werden konnten, belegte Karl in den Jahren 794 und 805 die Teilnehmer mit schweren Bußen, ja mit Todesstrafe oder Verstümmelung, „falls ein Übel durch die Verschwörung bewirkt sei“. Selbst wenn nicht schlimme Zwecke beabsichtigt waren, sollten die Verschworenen sich untereinander züchtigen. Gestattet wurden solche Vereine nur, wenn sie sich ohne beschworene Verpflichtung in Almosenverteilung oder in Beistand bei Feuersbrünsten oder beim Schiffbruch betätigten.

Diese Regung, diesen Grundtrieb im Schoße des keimenden Bürgertums, bei welchem an politische Umwälzung nicht gedacht werden darf, begrüßen wir als Hebelkraft für die Veränderung des Gesellschaftsstandes. Die „Conjuratio“ ist schon eine Hanse, eine Form, um einer Gesellschaft frei zusammengetretener Staatsangehöriger durch gemeinsame Anstrengung einen wünschenswerten Zustand zu sichern, freiere Beweglichkeit zu verbürgen oder sie im Genuß streitiger Rechte und ehrenhafter Vorteile zu schützen. Aus dem Streben dieser ältesten Genossenschaften sind einerseits die Gewerbegilden, die Handwerkszünfte in ihren verschiedenen Richtungen — auf Sicherstellung der Früchte ihres Fleißes, auf Wehrhaftigkeit als unveräußerliches Mannesgut und auf gebührenden Anteil am Staate — hervorgegangen, anderseits die freie Kommune der starren Landeshoheit gegenüber, endlich die Befugnis der einzelnen freien Gemeinwesen, politische Bündnisse miteinander zu schließen, und als Gipfelpunkt in ihrer großartigen Vielseitigkeit am spätesten die „Gemeine deutsche Hanse“. Bedeutsam für den Geist des monarchischen Staatswillens ist, daß sich im Laufe des Jahrtausends seit Karl dem Herrscher, seit seinem Kapitular gegen die „Gildonia“, die Versuche der tatsächlichen Obrigkeit immer wiederholen, um ein Gewächs niederzuhalten, das seine Säfte aus der innersten Menschennatur zog. Die Hohenstaufen verfolgten die Kommunen als Verschwörung. Kaiser Friedrich II. hob durch die Schlüsse von Ravenna nicht allein das Bündnisrecht der Gemeinen untereinander auf, sondern auch die Einigungen und Gilden der Handwerker. Karls IV. Goldene Bulle bedrohte das Bestehen der

Der Sechs gesantē erwerbung des Zunifftlichē Regimēts



Übergang des Stadtregiments in Augsburg an die Zünfte. (1368.)
Zeichnung aus Behaims. Ehrenbuch der Reichsstadt Augsburg.

Hanse. Die monarchische Politik der neuesten Zeit kam selbst wieder auf das karolingische Kapitulare zurück.

Im 9. und in einem Teil des 10. Jahrhunderts stand die Entwicklung des bürgerlichen Wesens still, wenn es nicht gar zurückging. Der erste Ludolfinger wirkte, wie wir sahen, für die Belebung von Märkten, für die Zentralisation der Verwaltung und mannigfacher Gesellschaftstätigkeit an örtlichen Mittelpunkten, tat aber nichts Unmittelbares für die Hebung der Rechtsverhältnisse der zahlreichen Mittelfreien, die wir jetzt „Königsleute" nennen wollen, da der staatsrechtliche Begriff königlicher Städte heraustrat. Ja, Heinrich der „Städtegründer" schadete der stillen Entwicklung, indem ihn die ernste Pflicht der Notwehr gegen den äußeren Feind trieb, das wehrständige Element in den Städten wesentlich zu verstärken. Er siedelte demgemäß waffentüchtige Grundeigentümer vom Lande und andere gefährliche Gesellen mit neuem Besitz und anmaßender Stellung in festen Städten an. So erscheint die friedlichere Bevölkerung von Duisburg, Eresburg, Saalfeld, Dortmund, Merseburg, Mainz, Straßburg und anderen Orten entscheidend in Ottos I. Familienkämpfen. Jene rüstigen Verteidiger ihrer Mauern waren aber nicht die zahmen, wehrlosen Königsleute und die leibeigenen Handwerker, es waren jene Burgmannen, jene eigentlichen Bürger des Ungarnbezwingers, die er geschaffen hatte und welche dann als wehrständige, ritterliche Geschlechter in allen ober- und westdeutschen Städten das Aufkommen der gemeinheitlichen Freiheit nachhaltig erschwerten.

Mit kaum nennenswerten Ausnahmen galten bisher alle sogenannten Städte als königliche. Auch Burgflecken, welche sich um neue Bischofssitze und Klöster angesiedelt hatten, empfingen daher ihr Markt-, Münz- und Zollrecht vom König allein. Unter den drei Ottonen erlitt dieser staatsrechtliche Zustand eine wesentliche Veränderung, indem nicht gerade unmittelbare Landeshoheit, aber doch die Hauptregalien in Städten, welche Bischofssitze umschlossen, dem kirchlichen Hirten zugewiesen wurden und die „Pflege" des dermaligen Bürgertums der geistlichen Hand anvertraut wurde. Außer wenigen Anlagen bei Königspfalzen, Frankfurt, Ulm, Goslar, Merseburg, Nimwegen, Duisburg usw., erstanden fast alle Städte neben und um kirchliche Stiftungen. Landesherrliche Städte gab es höchstens in den ersten Anfängen. Solches Herausheben eines ummauerten Ortes aus der Gewalt der weltlichen Beamten, die Immunität, welche die ältesten Bistumsitze am Rhein und Main am frühesten er-

hielten, übte vielfachen Einfluß auf die Fortbildung der städtischen Verhältnisse aus. In manchen geistlichen Orten, wie Mainz und Erfurt, wuchs die Zahl der bischöflichen Ministerialien aus der Mitte eines übermütigen, friedensfeindlichen niederen Adels,



Köln im 16. Jahrhundert.
Nach dem Kupferstich aus dem Theatrum geographicum von P. Bertius.

wie wir die noch vorhandenen Reste der einst so zahlreichen Freieigenbesitzer nennen können, traten anmaßungsvoll den strebsamen Mittelfreien gegenüber. In Köln und Regensburg, wo wir in den bevorzugten Kaufleuten einen Rest der römischen Bevölkerung gelten lassen möchten, war dagegen der Stamm der Königsleute schon so selbständig geworden, oder ein kleiner Be-

stand einer ursprünglich freien Volksgemeinde hatte wieder so feste Wurzel gefaßt, daß sie durch kaufmännische und gewerbliche Tätigkeit bereichert, wie in Gent und Brügge, sich von wehrständigen Geschlechtern oder bischöflichen Dienstleuten und Burgmannen nicht wie anderwärts die Verwaltung und die Gerichtsbeisitzung entreißen ließen, sondern als Schöffen, als eine erste Gewerbegilde, eine Zeche der Reichen zusammentraten. Die Verwaltung des städtischen Eigentums und das Gericht, die Leitung und Bevormundung des allmählich haussässig und zünftig gewordenen, aber sonst noch unfreien Handwerkers rissen sie an sich. Diese innere Absonderung der Rechtsverhältnisse, in welchen Köln allen anderen Städten voranschritt, vollendete die Heraushebung aus dem Gaugericht. Für die städtische Ummarkung trat jetzt das vielfach umgemodelte Weichbildrecht ins Leben, als formale Einheit dem allgemein gültigen Landrecht entgegengesetzt, aber keineswegs in seinen Bestimmungen für alle Einwohnerklassen des Weichbildes dasselbe. Der Bischof konnte durch verschiedene Richter, Vögte, Schultheißen, Burggrafen, unter anders gebildeten Schöffenbänken, den noch nicht verschmolzenen, ursprünglich persönlichen Ständen zum Recht verhelfen. Aber daß der kirchliche Oberherr die Bestellung des Gerichts mit Ausnahme des Blutbanns (den ein Bischof als geistliche Person nicht vom Kaiser als Lehn empfangen, ihn dagegen im Namen des Kaisers durch seinen Beamten ausüben lassen konnte), über alle Stadtbewohner als Zeichen seiner Hoheit allein ansprach, die Schöffen entweder selbst wählte oder bestätigte, war das Wesen des neuen Stadtrechts. Daß der Kirchenherr jede fremde Richtgewalt, die persönliche des Kaisers vorbehalten, ausschloß und daß es jetzt örtlich nur eine Gemeinde gab, die der Gottesleute, die Familie der Kirche, war wiederum ausschließlich das Wesen des neuen Stadtrechts.

Nicht ohne harte innere Kämpfe erreichten die Bischöfe eine solche Gleichstellung der vorhandenen Elemente. Sie mußten auch wohl den Rest Gemeinfreier als ein Altbürgertum zu entschädigen suchen, indem sie ihm gewisse Zweige der Verwaltung, Polizei und Marktaufsicht übertrugen und so ihrerseits die erbliche Schöffengewalt begünstigten, welche als Patriziertum, als die erste Gilde, eine ausschließliche Richt- und Verwaltungsbehörde über die niedere Gemeinde, die der allmählich haussässigen, zur freien Arbeit befugten Handwerker gewann. — Zahlreiche Mittel führten und führen bevorrechtete Stände zum Ziel. — Die Besetzung aller Ämter und alle öffentliche Gewalt

befanden sich demnach in den Händen des Bischofs, doch nur an des Kaisers Statt; er konnte sie nur mit bischöflichen Dienstleuten besetzen, wie die Stelle des Burggrafen, des Vogts, Schultheißen, des Zöllners und der Münzer, welchen als der ältesten Gilde die Anfertigung und der Umtausch der Münzen anvertraut blieben.

Obgleich alle Bürger nach Hofrecht dem Bischof dienstpflichtig waren, so unterschieden sich doch ihre Leistungen wesentlich voneinander. Die Gilde der Kaufleute in Straßburg z. B., dessen älteste Verfassung wir genauer kennen, unterlag einer besonderen Art Frohnde. Vierundzwanzig aus ihrer Mitte mußten je dreimal im Jahr die Botschaften des Bischofs an seine Lehnsmänner, jedoch gegen Vergütung des etwaigen Schadens, verrichten. Als Ehrenvorzug und damit sie den Vasallen desto besser von Person bekannt würden, nahmen sie an hohen Festen, bei der Bewirtung jener Fremden, besondere Stühle am Tisch ein. Schwerlich haben sie als Königsleute eines freieren Ursprungs schon vor der Immunität der bischöflichen Stadt so persönliche Pflichten zu üben gehabt. Ähnlich waren die Verhältnisse zu Magdeburg, zu Bremen, wo wir indessen eine stärkere wehrständige Gemeinde, ritterliche Gotteshausleute, angesiedelt finden, — und an der Elbe. Einer vollkommeneren Freiheit in bezug auf die Altbürger und Schöffenfamilien näherten sich die Zustände nur in Köln.

Nach Art der strengen Hofhörigkeit schien die Lage der niederen Bevölkerung in unseren ältesten Städten schwer lastend und dauerte an vielen Orten bis in das 13. Jahrhundert. Die Handwerker, unter dem Burggrafen stehend, bereits nach Weise ihrer Beschäftigung zünftig gegliedert und zu Anfang des 11. Jahrhunderts haussässig, mußten nicht allein das Feld und das Vorwerk des Bischofs bei der Stadt bestellen, sondern unentgeltlich auch die Bedürfnisse des bischöflichen Hofhalts und seines Gesindes bestreiten, in der Weise, daß ihnen das rohe Material und die Zehrung geliefert wurde. So mußten die Fischer und Müller den geistlichen Herrn auf einem Schiff an bestimmte Orte fahren. Galt nun der Mangel an freier Arbeit als eine Beschränkung, welche an das strengere Hofrecht erinnerte, und scheinen nur in niederrheinischen Städten die Weber und Wollarbeiter als aus der Ferne gekommen früh eine gewisse Selbständigkeit erlangt zu haben, so steigerten diesen Zustand erstens die Unfähigkeit, Waffen zu führen, zweitens das Besthauptrecht oder das Budteil, vermöge dessen der Herr bei Sterbefällen das beste Stück des Viehs oder der fahrenden Gabe als seine Gebühr den natürlichen

Erben fortnahm, und endlich der Heiratszwang zu einer wahrhaft menschenunwürdigen Dienstbarkeit. Durch die Geschichte unbezeugt sind die Kämpfe die stufenweise jene herabgedrückte, mißhandelte Menschenklasse, zum Nutzen ihres geistlichen Oberherrn anfänglich kastenartig nach Zünften abgeteilt und geschult, erst zur Selbstvertretung ihrer gewerb-



Tischler bei der Arbeit.
15. Jahrhundert. Nach Lacroix.

lichen Interessen, dann als engere freie Genossenschaft zur Abwerfung des schmählichen Jochs des Hauptrechts und des Heiratverbots, endlich zur politischen Bedeutung erhoben. Wie sich einerseits eine Gemeindeverfassung vorbildete, indem der Bischof die Stadtämter nur Gottesleuten, Hausgenossen erteilen durfte und aus diesen in Verbindung mit den Ministerialien ritterlichen Standes die freie Gemeinde des Altbürgertums sich aufschwang, war anderseits in den Handwerkern das Element vorhanden, das sich in ausdauerndem Ringen jenen übermütigen „vorzüglichen Bürgern" entgegenstellte. — Als wichtig für unsere Zwecke müssen wir hervorheben, daß Köln, die kirchliche Metropole am Niederrhein, entweder am frühesten fortschritt oder auch unter erzbischöflicher Hoheit die Merkmale ursprünglicher Freiheit bewahrt hatte. Grund und Boden des alten Kerns der Stadt erscheinen durchaus als Eigentum der Bürger. Eine altfreie Gemeinde mit Schöffen, die die Stadt



Begrüßung der Königin Isabeau von Bayern durch ihren Gemahl König Karl VI. von Frankreich bei ihrer Ankunft in Paris (20. Juni 1389)



regierten, bestand seit unvordenklicher Zeit, und der Erzbischof, obgleich durch König Otto I. mit der Lehns- und Dienstherrschaft über alle Vasallen seines Sprengels betraut, galt nur insofern als Stadtherr, als er die höchste Gerichtsbarkeit in geistlichen und weltlichen Dingen übte. Soviel anmaßende, listige und gewalttätige Erzbischöfe sich jahrhundertelang mühten, diese freie



Laden eines Tuchhändlers.
Holzschnitt aus dem Jahre 1518.

Gemeinde mit ihren Schöffen zu eigenen Leuten herabzudrücken, ist ihnen doch solches nie dauernd gelungen. Mögen auch einzelne ritterliche und wehrständige Geschlechter sich in den Stadtverband begeben haben, so trägt dieses Gemeinwesen doch durchaus ein kaufmännisches Gepräge. Das kölnische Recht, das Mutterrecht zahlreicher Städte, bildete sich überwiegend als kaufmännisches aus. Lebenslängliche Schöffen, 24 an der Zahl, ergänzten sich durch eigene Wahl, wurden aber von erzbischöflichen Burggrafen in ihre Tätigkeit eingesetzt. Sie hatten die Verwaltung der Stadt, vorbehalten die erzbischöflichen Hoheitsrechte. Das Schöffentum, aus der altgermanischen Gemeindeverfassung entsprossen, war der Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. Die städtische Gemeinde selbst gliederte sich in Genossen-

schaften und Brüderschaften verschiedener Art, bald mit politischer Bedeutung, wie die mächtigste und angesehenste, die Richerzechheit, die Gilde der Reichen, die älteste, deren zähe Standhaftigkeit als Conjuratio die Unabhängigkeit der Stadt verteidigt hat, und in gewerbliche, wie schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts, wenn nicht früher, die Weber und Tuchmacher. Als Patriziertum abgeschlossen, als Geschlechter, und, wenn auch großenteils reiche Kaufleute, dennoch so beweglich, daß sie leicht zum ritterlichen Leben übergingen — ähnlich wie in den flandrischen Städten, wo der Brauherr Ritter und der Ritter Brauherr —, besetzte die Richerzechheit aus sich die Schöffenbank und alle anderen wichtigen Stadtämter. Unter sich hatte die engere Gemeinde der „vorzüglichen" Bürger, welche im „Bürgerhause" zusammenkam, ihre besonderen Vorsteher und wählte später aus ihrer Mitte alljährlich zwei Bürgermeister, denen jedoch keine eigentliche Gerichtsbarkeit, sondern nur eine ausführende polizeiliche Gewalt zustand. Die Innungen, die Brüderschaften der geringeren Bürger, beurkundeten in Köln ihre größere Freiheit und den Unterschied von der Hofhörigkeit wesentlich darin, daß sie ihre Vorsteher nicht durch die Wahl des erzbischöflichen Burggrafen empfingen, sondern sie aus ihrer Mitte erkoren. Von Zwangsarbeiten für den Hof des geistlichen Oberherrn ist in Köln so wenig die Rede, als von unentgeltlichen Dienstleistungen der Kaufleute. So geordnet waren schon die Besitzverhältnisse der Rheinstadt, deren einzelne Bürger wir an der Themse hohe Vorbild, ein von Haus aus freieres Bürgertum ohne erbliche die älteste Art der Hypothekenbücher, begannen.

Unter Kaiser Heinrich V. (1106—1125), dem unkindlichen Sohne des bürgerfreundlichen Vaters, schritten einerseits die westdeutschen Städte in politischer Mündigkeit wie in der Umbildung ihrer Rechtsverhältnisse fort, anderseits begann sich endlich die Ostsee den ungeduldigen niederdeutschen Kaufleuten aufzutun. Köln ragte bald wieder durch Waffenmacht und Reichtum vor allen Städten hervor und ließ dem klugen Zähringer das Vorbild, ein von Haus aus freieres Bürgertum ohne erbliche Schöffengewalt im breisgauischen Freiburg zu gründen. Zum ersten Male vernehmen wir (1120) auf deutschem Boden den Namen „Consules", zu einer Zeit, als jener Name mit der neuen Freiheit selbst in der Lombardei erst aufkam. Andere oberdeutsche Städte errangen urkundliche Befreiung vom Zwange des Hofrechts und „mißbräuchlichen Gewohnheiten" und machten die Zünftler zu persönlich freien Leuten. Solche Kräfti-

gung im Innern unseres Vaterlandes, zumal, als der unheilvolle Investiturstreit seinem Ende nahte, mußten auch die Außenverhältnisse spüren. Während des Sachsenkrieges war in den wendischen Marken kein Fußbreit wieder genommen worden. Unter Heinrich V. entstand die Nordmark wieder mit den Burgen Salzwedel und Brandenburg. Aber der siegreiche Heidenkönig Kruko



Der Gürzenich in Köln.
Erbaut 1441 bis 1447.

galt noch als Oberherr des gesamten Küstenlandes zwischen Elbe und Oder, und die preisgegebenen Sachsen in Nordalbingien waren entweder in die Heimat zurückgewandert oder steuerten den Heiden. Da führten die Söhne jenes fürstlichen Wendenapostels Gottschalk, Buthue und Heinrich, durch Vertrag mit Kruko friedlichere Zeiten für jene Gaue herbei. Es erstand nach der Ermordung des alten Heiden (1105) Hamburg, geschützt durch besondere Grafen, zum siebenten Male. Zugleich erhob sich ein zweites Lübeck an der Schwartau, von wo aus Heinrich als Vasall Lothars von Supplingenburg, des neuen Sachsenherzogs (1106), mit Hilfe der tapferen Grafen Nordalbingiens aus dem Stamme Schauenburg deutsche und christliche Herrschaft

verbreitete und die Ansiedlung deutscher Kaufleute gegen den Anfall nordischer Seeräuber schirmte (1112).

Immer mächtiger, seines Strebens sich bewußter, förderte sich unter den mannigfaltigsten Impulsen das Bürgertum, als dessen Spitzen die ersten hansischen Verbindungen in bisher kaum geahnter Ferne hervorschießen. In einer emsigen Landstadt Westfalens, welche seit 1050 unter die Hoheit des Erzbischofs von Köln zurückgebracht war und dann durch verbannte Bürger aus der Hauptstadt an Aufschwung gewonnen hatte, in Soest, bildete der freie Menschengeist ein Recht, eine Verfassung aus, welche als soestische Skrae nicht allein in der Umgegend eifrige Anwendung fand, sondern auch auf ein deutsches Lübeck und dessen Töchterstädte am fernsten Saum des Baltischen Meeres weltgeschichtlichen Einfluß ausübte. Noch war jedoch (vor 1140) die bäuerliche und gewerbetätige Genossenschaft des Marktes Soest nicht frei; sie stand noch streng unter den Beamten des Erzbischofs, ohne deren Bewilligung kein benachbarter Landherr brieflich beschickt werden durfte, und hatte noch keinen Gemeinderat. Aber die Friesen und Walen, ihre Mitbürger, drängten den Horizont für Gewerbe und Handel nordöstlich über die niedersächsischen Lande zu erweitern, und Soester, Dortmunder und Kaufabenteurer aus Münster werden uns bald auf einer Insel tief im baltischen Golf überraschen. Auch Magdeburg wandelt still die starre Schöffengewalt unter kirchlicher Aufsicht um; bald empfängt ein neuer Marktflecken das Recht der „Bürger von Magdeburg", und am frühesten treten an der Elbe die niederen Zünfte urkundlich ans Licht. Der Markt in Halle an der schiffbaren Saale belebte sich mit Warenzügen und Gegenständen des Luxus und trug die Erzeugnisse mitteldeutschen Fleißes besonders in nordöstliche Richtung als Aushilfe für den neuen Seeverkehr.

Am bewunderungswürdigsten waren dagegen Flanderns Städte infolge heimischer Triebkraft und unter dem Einfluß der ersten Kreuzzüge, an welchen ihre Grafen persönlich teilnahmen, fortgeschritten. Gents, Brügges und Yperns „Keuren" bieten bereits den Inbegriff und Genuß jener städtischen Verfassungselemente, welche die bevorzugtesten deutschen Gemeinwesen erst nach und nach errangen. Ihre Geschäftigkeit im überseeischen Handel wie im Binnenverkehr gewährte den empfänglichen Städten am Niederrhein und im großen Sachsenherzogtum einen Anstoß, welcher mit der gewaltigen Bewegung aus der Lombardei zusammen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts das deutsche mittel-

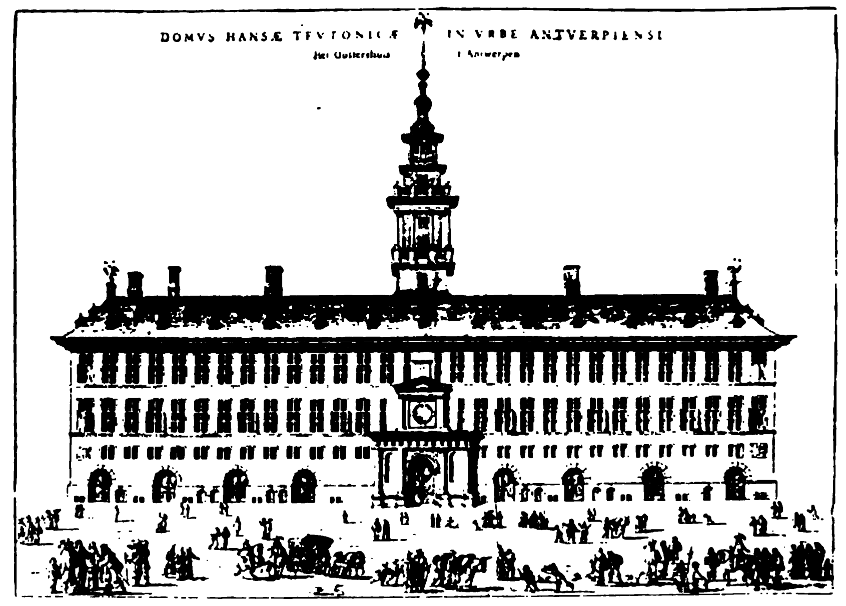
alterliche Bürgertum in seinen herrlichsten Attributen, wie in der Hanse, zur Erscheinung brachte. Schon im Jahre 1127, als der heilige Karl, Nachfolger Balduins VII., zu Brügge durch dunkle Mörderhand gefallen war, übten die flandrischen Städte durch ihrer Schöffen politische Selbständigkeit im Einfluß auf die Wahl ihres Landesfürsten eine Art mittelalterlicher Volks-



Verpacken und Pökeln der Heringe in Holland.
Nach dem Stich von Cl. J. Visscher.

souveränität aus. Noch waren die Schöffen die natürlichen Häupter der entwickelten Gemeinde, aber sie würden ohne die hohe Blüte des Gewerbes und Handels unbemerkt geblieben sein. Wir kennen die alte, fast von den Römern ererbte Geschicklichkeit der flandrischen Handwerker. Der Ertrag derselben erbot sich als Grundlage des reichen Verkehrs, den west- und mitteldeutsche Städte im 11. und 12. Jahrhundert landwärts, die Hafenorte bis zur Elbe hin seewärts unterhielten. Die Fahrt nach Cintfal (der Mündung der Maas und Schelde) war schon im 11. Jahrhundert nach der Dauer ihrer Tage bekannt. Flandrische Waren fanden wir in der Zollrolle von Koblenz um 1104. Schon im Jahre 1126 besuchten italienische Kaufleute mit „Goldarbeiten" die Messe in Ypern. Aber England, der Markt an der Themse, galt als das Kolchis, von wo die „Poorter" von Flandern durch Privilegien in England und Frankreich begünstigt das Goldene Vlies

holten und wo sie schon im 12. Jahrhundert, ehe noch der Hafen vom Swyn durch starke Deiche den Brüggern und Gentern die geräumige Schiffsstation von Damme bot, die „flämische Hanse" schufen, ein Wort, das in ursprünglicher Bedeutung zur Bezeichnung eines Vereins, dessen Glieder Beiträge zu gemeinschaftlichen Zwecken entrichten, schon im Jahre 1126 vorkommt.



Das Haus der deutschen Hansa in Antwerpen im 16. Jahrhundert.

Siebzehn flandrische Städte, unter ihnen Ypern, Lille, Gent, Brügge, St. Omer, Dyxmuiden, Popperingen, später durch Zuziehung mehrerer nordfranzösischer wie Reims, Chalons, St. Quentin, Amiens, Montreuil vierundzwanzig, mit Brügge und Ypern an der Spitze, bildeten diese „Londoner Hanse", die als „einzige Kompanie" Großhandel nach England trieb. Ihre noch vorhandenen kurzen Statuten lassen nicht erkennen, ob sie chronologisch der deutschen Hanse in London voranging oder gleichzeitig entstand. Brügge erwählte den Hansegrafen, ein Amt, das wir am Ende des 12. Jahrhunderts in Regensburg, dann in Wien, in Bremen und an anderen Orten antreffen. Jedes Mitglied, auch das „geborene", d. h. dessen Vater schon die Hanse hatte, mußte sich entweder in Brügge oder in London einkaufen. Kein Käse- oder Butterhändler, kein Weber, Tuchscherer, Wollkratzer oder sonstiger Handwerker, keiner, „dessen Nägel blau waren"

(vom Färben), kein Kleinkrämer und niemand, der seine Waren daheim auf der Straße ausrief, durfte in London handeltreibend sich treffen lassen. Ein Hansebruder, der in England sich niederließ, verlor daheim sein Vermögen und wurde für immer aus Flandern verbannt. — Doch wird nirgends eines Hauses, Landungsplatzes oder anderen Besitztums der flämischen Hanse in England gedacht, welches einen Mittelpunkt der dortigen Landsleute geboten hätte. Wir sehen sie nirgends durch die Könige als Gesamtheit anerkannt. Urkundlich noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts bestehend, verschwindet sie unseren Blicken, und ihre Existenz dient uns nur dazu, um die eigentümlich begünstigte Stellung der deutschen Hanse recht lebhaft hervorzuheben. Aber während diese flämische Hanse an politischer Selbständigkeit so weit zurückblieb, daß wir sie selbst in ihrer Blüte als in die deutsche Kaufmannswelt mit einbegriffen betrachten können, hat die Fülle der Güter, die sich auf den Märkten Brügges, Gents, im Welthafen zu Damme aufhäuften, haben die merkantile Kenntnis und die Umsicht jener Großhändler den langsameren norddeutschen Geist zum Wetteifer geweckt und den Gesellschaftstrieb beflügelt, wenngleich die frühe politische Lostrennung des westlichsten Niederlands vom Deutschen Reich eine Gesamthanse nicht gedeihen ließ.

Kaiser Lothars Sorgfalt für Sachsen, sein Erbgut, arbeitete gedeihlich der Zukunft unserer Städte vor. Zwar zog Bremen unter der sächsischen Obervogtei gefesselt aus der Betriebsamkeit seiner Bürger nur mäßige Kräfte, zumal auch sein kirchliches Ansehen sank, indem im Jahre 1104 Papst Paschalis II. den dänischen Sprengel der Metropole an der Weser entzog und Lunden zum erzbischöflichen Sitz erkor, im Jahre 1154 auch Norwegen seinen eigenen erzbischöflichen Stuhl in Nidaros (Drontheim) und im Jahre 1163 Schweden eine selbständige Metropole in Upsala empfing. Deshalb ganz unvereinbar sowohl mit dem damaligen Zustande des deutschen Bürgertums überhaupt, als besonders mit Bremens trauriger Lage unter der Obervogtei der sächsischen Herzöge ist jene rätselhafte, doch sicher unechte Urkunde, vermöge welcher „Kaiser Heinrich V. im Jahre 1111 den Bürgern die Privilegien Karls des Großen und seiner Vorgänger bestätigt, ihnen die Verteidigung der Weser bis zur See übertragen, endlich wegen ihres ruhmvollen Anteils an dem heiligen Kriege und an der Eroberung Jerusalems den ‚Bürgermeistern und Ratmännern' die Ehrenvorzüge gewährt habe, den Edelleuten gleich ‚Gold und Buntwerk' (feine Pelzschauben) zu

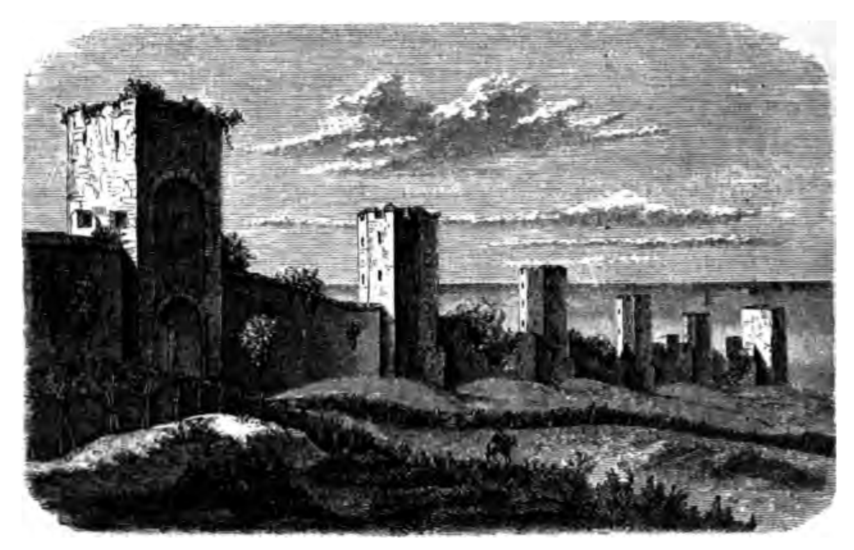
tragen". Erst die Eitelkeit der Ratsaristokratie des 14. Jahrhunderts hat diese falschen Dokumente mit lächerlicher Unwissenheit geschmiedet. — Magdeburg, durch die Stadtmark gesichert, erfreute sich eines regeren Stromverkehrs, indem ihm der huldvolle Kaiser Lothar im Jahre 1136 die Zollfreiheit der Ottonen bei Bardewiek, Tangermünde und Mellingen bestätigte, zum Beweis, daß die betriebsame Stadt schon mit Hamburg in Verbindung getreten. Quedlinburg, der Äbtissin untertänig, erhielt die Vergünstigung der Zollfreiheit Goslars und Magdeburgs, gewann Grundbesitz und die wichtige Befugnis, daß seine oberen Zünfte, Tuchhändler, Leinwandhändler und Kürschner, nichts für die Marktstätte an die Herrin zu bezahlen brauchten und die Bürger Streitigkeiten unter sich schlichten durften. — Schon hatte also Quedlinburg eine bürgerliche Gerichtsbehörde, indem drei Teile der Strafgelder den Bürgern, ein Teil dem Schultheißen zugewiesen wurden; die Verletzer des Privilegiums sollten als Buße 100 Pfund Goldes, zur Hälfte an die kaiserliche Kammer, zur Hälfte an die „Kaufleute", entrichten. — Eine andere sächsische Stadt, Braunschweig, das Erbgut der Billunge, bereitete sich für eine glänzende Zukunft vor. Göttingen näherte sich städtischem Wesen, und am Niederrhein gewann die uralte Merowingerpfalz Duisburg, vom unbedachtsamen Jüngling Heinrich IV. im Jahre 1065 an Adalbert von Bremen verschleudert, wiederum jenen Grad von Unabhängigkeit, den ihr weitverbreiteter Handel unerläßlich nötig hatte.

Unter Lothar hatte sich der Sinn für Kaufabenteuer so überraschend entwickelt, daß niedersächsische, ja westfälische Bürger zum Umtausch ihrer Gewerbserzeugnisse den Weg zu einer entlegenen Insel der Ostsee erspähten und ihre kaufmännische Begehrlichkeit in der Form einer freien gesellschaftlichen Ansiedlung ohne irgendeine schützende Autorität bis nach dem tiefen Rußland erstreckten. Westdeutsche Bürger hatten währenddessen in London und York ihre alten Verkehrsverbindungen fortgesetzt.

Die Insel Gotland, vom nahen Skandinavien bevölkert, von dem nur ein Meerarm von etwa 16 Meilen sie schied, war der Sage nach durch den flüchtigen König Olav um 1028 zuerst mit dem Christentum bekannt geworden. Später war Gotland bei lebhaftem Handel mit Schweden in kirchliche und leidlich bürgerliche Abhängigkeit getreten und mochte schon längere Zeit auf ihrer Nordwestküste ein städtisches Gemeinwesen umschlossen haben, ehe das Vorhandensein desselben dem forschenden Mitteleuropa bekannt geworden war. Merkwürdigerweise hatte schon

Wulfstan dem König Alfred gegen das Ende des 9. Jahrhunderts Gotland, „als auf der Fahrt von Schleswig nach der Weichselmündung links belegen“, genannt, aber dem Domherrn von Bremen war selbst der Name wieder entschwunden.

Jener Ort hieß bei den Eingeborenen „Schutzort“, Wisby, und vereinigte schon früh „Leute von mancherlei Zunge“, wohl keine andern als Kauffahrer von Schweden, Dänemark, Wendland und der hintersten russischen Küste. Ob Deutsche vor dem 12. Jahrhundert unmittelbar den Weg nach jenem Stapelort gefunden haben, möchten wir bezweifeln, wenn sie nicht auf fremden Fahrzeugen das noch so unheimliche Meer befuhren. Aber zweifelsohne waren Niedersachsen und abenteuernde Bürger aus westfälischen Binnenstädten mit ihren Waren schon im 11. Jahrhundert nach Schleswig gelangt, das wir seit Karls des Großen Tagen als einen strebsamen, schon im 10. Jahrhundert von deutschen Landesfahrern besuchten Stapelplatz nordischer Produkte kennen, und hatten in der Bucht der Schlei, obwohl zeitweise wieder unter feindseliger Dänenherrschaft, deutsche Gesellschaftszustände, Bürgergilden und Handwerkszünfte um so leichter aufrichten können, als deutsche und skandinavische Bildungselemente sich so nahe berührten. Für Schleswigs frühe Wichtigkeit im nord- und mitteleuropäischen Verkehr haben wir außer den Angaben von Chronikanten ein merkwürdiges Zeugnis



Die Stadtmauern von Wisby.
Holzschnitt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

bei einem Araber. Roger II., aus normannischem Geschlecht, König von Sizilien und Neapel, einflußreich auf die moslemitischen Staaten in Afrika und infolge der schwunghaften Völkerverbindung durch die Kreuzzüge mit den Handelsstädten Italiens, mit Romanen und Deutschen, wie mit Skandinaviern in reger Verbindung, erfaßte um das Jahr 1138 den großartigen Gedanken, eine „Beschreibung der ganzen Welt" anfertigen zu lassen. Unter den kenntnisreichen Fremden, die der gebildete Herrscher an seinem Hofe vereinigte, befand sich auch Abu Abdallah Mohammed el Edrisi, um 1099 zu Tetuan im Magreb aus einer nubischen Fürstenfamilie geboren und ausgebildet auf Seereisen, welche ihn namentlich bis nach England geführt hatten. Vom königlichen Freunde der Wissenschaft aufgefordert, übernahm Edrisi, später gewöhnlich der „Geograph von Nubien" genannt, die Verarbeitung jener Fülle von geographischen Notizen, welche teils ältere arabische Schriftsteller, teils die Erkundigungen der Reisenden, Pilger und Abenteurer aller Völker zusammengebracht hatten. In dem so entstandenen Buch, so verworren oft die Angaben sind und so rätselhaft und unverständlich romanische und germanische Namen im Munde und in der Schrift des Arabers lauten, finden wir von nord- und nordwestdeutschen Städten mit einiger Sicherheit Halle, Quedlinburg, Magdeburg, Erfurt, Bremen, Köln, Utrecht, Gent, Groningen, und im wunderlich verschriebenen Skela, Sikla, jedoch wegen der gemessenen Entfernungen unzweifelhaft Soest wieder. In Skandinavien, das dem Hofe des normannischen Königs von Sizilien bekannter sein durfte, treffen wir vor andern dunklen Namen Siseboli, Sisloi, Sislova — Schleswig, jenes große Schlesschuik am Strande des Ozeans wieder, von dem der arabische Geograph des 13. Jahrhunderts, Caswini, noch Seltsames zu berichten weiß, das doch aber schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts dem Compilator Bakoui als „Scheleschwick am Ozean" zu einer fast unchristlichen Stadt, „deren Bewohner Fische äßen und die Ehescheidung zuließen", sich verwandelt hatte. So zeigt denn auch die Reisekarte des Arabers um die Mitte des 12. Jahrhunderts an der rechten Stelle Suislova, kennt aber auf dem wunderlich verschobenen Baltischen Meer noch kein Gotland, noch kein Wisby.

Für die Bedeutung Schleswigs, des schon im Laufe des 12. Jahrhunderts verhängnisvoll gesunkenen Stapelorts der deutschen Handelswelt an der Ostsee, für den unvergessenen Eindruck, welchen die sächsischen Kauffahrer und Krämer aus jener ozeanischen Stadt mitbrachten, zeugt ferner der denkwürdige

Umstand, daß die erste, vornehmste Gilde in der Stadt Soest und in den Töchterstädten des Soestischen Rechts den Namen der Schleswiker Brüderschaft selbst da noch beibehielt, als Schleswig längst seinen Rang an Lübeck, Hamburg und Bremen abgetreten hatte und kein Kaufmann von Soest mehr daran dachte, in dem Städtchen an der versandeten Schlei sich nach Gotland, Livland oder Nowgorod einzuschiffen. Wir werden später das fromme und heitere Jahresfest der Schleswiker Brüderschaft schildern und erwähnen hier nur noch: die Spätenkel der Schleswigfahrer verloren den tatsächlichen Zusammenhang so schmählich aus den Augen, daß westfälische Gemeinwesen im 17. Jahrhundert die Kaufmannsgilde mit scheinbarem geschichtlichen Bewußtsein die „Seewirkerbrüderschaft" titulierten, und daß der „Schleswiker" in Soest, im 13., 14. Jahrhundert der Vorsitzer des Handelsgerichts, zu einer untergeordneten Polizeiwürde unerklärlichen Namens herabgesunken war, nachdem das Haupt der Engern „im 18. Jahrhundert das größte Dorf Westfalens" geworden war. — Die Stadt an der Schlei gewann in dieser Weise früh ihren Bestand an deutschen Bewohnern, zumal an der Zunft der „Schuster", jener heißblütigen Vertreter der öffentlichen Meinung, d. h. deutscher Handwerker überhaupt, die man noch im 16. Jahrhundert zu Bergen in Norwegen gesamt als „Schuster" begriff. Sobald es nun auf dem Baltischen Meer so leidlich still geworden war, als die wilde Raubsucht der Ranen, der halbchristlichen Ostseewenden und die uneinigen Dänen es zuließen, schifften von Schleswig unter des Kaiser-Herzogs Lothar schützender Hand, auch wohl vom angsterfüllten Alt-Lübeck an der Schwartau aus niedersächsische und westfälische Kaufleute von Soest, Dortmund, Münster, Soltwedel, Bardewiek, auch wohl von Bremen und Gröningen nach Wisby, siedelten sich dort bleibend an und lockten wohl auch Goten (Jüten) nach ihrer sassischen Heimat, wie wir denn in Westfalen, namentlich in Soest, dieselben Familien wie in Wisby finden, die Goto, Regenbodo, die Ildeger. Bereits Kaiser Lothar hatte den Goten, die seine Lande betraten, sicheren Frieden gewährt, Recht und Entschädigung bei jeglichen Unbilden verheißen, sie in allen Städten zollfrei gemacht, auch die Habe in seinem Gebiet Verstorbener den rechtmäßigen Erben zugesichert. So sehen wir denn die in Wisby angesiedelten deutschen Kaufleute unter bürgerlichem Vertrag als eine besondere Gesellschaft den ersten unmittelbaren Handel von Gotland nach dem Norden, besonders aber nach Deutschland treiben. Früh schon unter einem besonderen

Wappen, dem Lilienbusch, einem etwas rätselhaften Wahrzeichen, vereint, überflügelten die Fremden durch innigere Verbindung mit dem machtvoll fortschreitenden Stammlande die Einheimischen. Neid, Haß und Mord von den Goten gegen die überlegenen Gäste konnten nicht ausbleiben und wurden dann wohl in den deutschen Handelsorten vergolten. Bald aber ordneten sich die Verhältnisse, besonders als unter Heinrich dem Löwen ein deutsches Lübeck sich erhob und Schleswig in Dunkelheit versank. Wenn wir in den Statuten eines kaum bekannten Städtchens Soestischen Rechts in Westfalen, Medebachs, im Jahre 1165 vernehmen, daß Reinold, der kluge Erzbischof von Köln, als Verleiher besondere Rücksicht auf die Handelsverbindung seiner Bürger mit Dänemark und Rußland nahm, so ziehen wir daraus den Schluß, daß schon Jahre vorher sich westfälische Kaufleute über Wisby nach Nowgorod wagten, jenem wunderbaren Freistaat unfern des Ausflusses der Wolchow aus dem Ilmensee, dessen kaufmännische Kriegsleute sich im Jahre 1130 bereits das Volk bis zum Onegasee unterwarfen und denen um 1137 die Landschaften am Weißen Meer, an der Petschora sowie der finnische Norden, jene Mutterländer der kostbarsten Pelztiere, zinspflichtig geworden waren. Wie konnten die Kürschner in Magdeburg, in Quedlinburg, in Braunschweig und in Westfalens Städten Reichtum und bürgerlichen Vorrang so früh erringen, war ihnen nicht über Schleswig, Lübeck, Wisby der Zugang zu den Schätzen des Ostens an der Wolchow geöffnet? — Im Halblicht der Geschichte haben wir demnach um die Mitte des 12. Jahrhunderts drei weit voneinander entfernte Anknüpfungspunkte des deutschen Seehandels erspäht, London, Wisby und Nowgorod; es sind aber nur kühne, gewinnsüchtige Privatleute, welche ohne Vertretung ihrer Obrigkeit oder unter geringem Schutze gesellschaftlich sich des Abenteuerlichsten vermaßen. So kamen auch die kunstfertigen Meister aus Magdeburg nach dem tiefsten slawischen Osten, um noch heute bewunderte Erztüren nationaler Heiligtümer zu gießen. —

Unter den Wirren, welche als Familienfehde der Welfen und Gibellinen dem Widerstreit der Willkür und des bürgerlichen Rechtsbewußtseins den Namen und höhere Bedeutung verliehen, hatte der deutsche Norden anfangs viel gelitten, ehe die weiten Gebiete von der Oder bis zum Niederrhein hin unter einer schöpferischen Herrschernatur vereinigt wurden. Bremen war in wechselnde Gewalt geraten, und der wilde Zwist hatte verschuldet, daß Raze, der König der noch ungebrochenen Heiden



Ansicht des Hafens von Lissabon im 16. Jahrhundert.

auf Rügen, im Jahre 1139 Alt-Lübecks geringe Wohnstätten und Vizelins Kirchen zerstörte, daß auch Hamburg wieder in Trümmer fiel. Erst die Wiedereinsetzung des Grafen von Schauenburg in Holstein durch den jungen Heinrich, den Enkel und Erben Kaiser Lothars (1142), sicherte jenen Winkel deutsch-slawischer Erde einigermaßen und gab im Jahre 1143 einem neuen Lübeck seinen Ursprung. Dies ist aber das Schauenburgische, das, auf dem Werder Buku, wo Krukos Lübeck verödet war, auf der Insel zwischen Trave und Wakenitz günstig belegen, bequemer den Hafen erreichte als das Schwartauische. Geflüchtete deutsche Bürger der zerstörten Stadt und westdeutsche Fremdlinge, Friesen, Fläminge, Holländer, Westfalen, welche Graf Adolf II. als Bebauer des wüsten Wagriens berufen hatte, siedelten sich in dem noch kirchenlosen, kaum umzäunten Ort an, welcher jedoch wie im Namen Sinn zur Kaufmannschaft und Schiffahrt geerbt hatte.

Die Kunde vom Falle Edessas durch die Ungläubigen und die Kreuzpredigt Bernhards, Abts von Clairvaux, entflammte auch die Begeisterung der ruhigeren Norddeutschen (1147) und erweckte bewaffnete Pilgerzüge nach zwei Seiten, während König Konrad III. selbst zu unglücklichem Erfolg nach Anatolien zog. Aus Köln und anderen niederrheinischen Städten, auch von der Mündung der Weser, nahm eine Menge streitbarer Kaufleute und anderen Volks um Ostern 1147 das Kreuz, schiffte zur Bezeugung des Fortschritts der deutschen bürgerlichen Seemacht im Nordwesten auf starken Fahrzeugen an Englands Küste, vereinigte sich dort mit englischen und flandrischen Schiffen und segelte als stattliche Pilgerflotte um Galliens und Portugals Gestade. Als sie eben in einen Hafen unweit St. Jago eingelaufen war, ließ König Alfons von Portugal den Wallbrüdern anbieten, ob sie, welche das Gelübde des Gottesstreits gegen die Heiden abgelegt hätten, nicht mit ihm Lissabon, den einzigen Haltepunkt der Sarazenen in diesen Landen, bezwingen wollten? Freudig schlugen die Pilger ein, umschlossen im Juni die Heidenfeste zu Wasser und zu Lande und stürmten unverdrossen so lange, bis die Sarazenen um Frieden baten und freien Abzug, jedoch mit Zurücklassung der Waffen, des Heeresgerätes und aller ihrer Habe erwirkten. Unermeßliche Beute wurde den tapferen Wallbrüdern zuteil, welche die Stadt dem König übergaben und im Frühling 1148 wohlgemut ihren Weg nach dem Heiligen Lande fortsetzten. Solche Streitbarkeit deutscher Schiffer und Kaufleute half den niederrheinischen Bürgern das Band einträglichen Handels mit

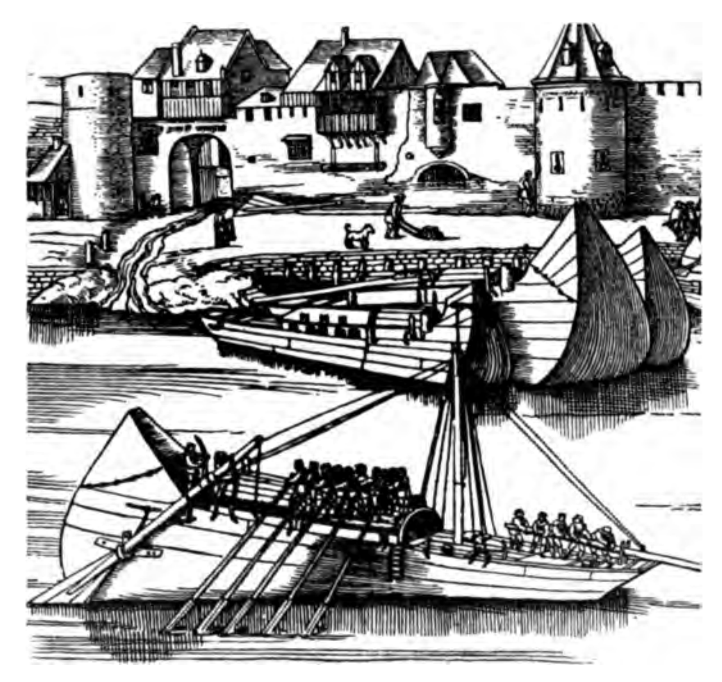
England fester knüpfen, wirkte zurück auf die Städte an der Weser und Elbe und belebte kaufmännische Rührigkeit in den deutschen Ansiedlungen an der wendischen Küste, deren Binnenland der dritte gleichzeitige Zug deutscher Kreuzfahrer weltlichen und geistlichen Standes mit geringem Erfolge heimgesucht hatte. Denn die unverzagten Abodriten, obgleich auch von Dänemarks zwistigen Königen an der Küste angegriffen, wehrten sich, nachdem sie das offene Gebiet von Lübeck mit einer Flotte überfallen hatten, tapfer hinter ihren Burgwällen. Überdrüssig des nutzlosen Kampfes und beschämt trennten sich die sächsischen Herren, welche nicht Bekehrungseifer, sondern Eroberungsgier selbst vor die Mauern des christlichen Stettins geführt hatte. — Vier Jahre nach jener ruhmlosen Unternehmung (1151) sicherte Markgraf Albrecht sein inneres Gebiet, indem er beim Dorfe Stendal schon mit der Absicht des Zähringers, ein freies Bürgertum zu gründen, einen öffentlichen Markt errichtete. Die neuen Bewohner erhielten auf fünf Jahre Erlaß von allen landesherrlichen Abgaben, für immer Freiheit an den älteren märkischen Zollstellen Brandenburg, Havelberg, Werben, Arneburg, Tangermünde, Osterburg und Salzwedel, „alle Rechte der Bürger von Magdeburg mit Hinweis auf die dortige Schöffenbank", endlich Ackerland gegen gewöhnlichen Jahreszins als erblichen, veräußerlichen Besitz.

*

Innerhalb weniger Jahre verdichteten sich jetzt die Handelsbeziehungen zwischen Westen und Osten und kreuzten sich wohltätig und lebenschaffend. Die Gemeinwesen selbst vertraten als staatlich unabhängige Macht diejenigen Verbindungen, welche bisher nur einzelne Bürger auf eigene Gefahr in fernen Ländern geknüpft hatten. Jedes Gemeinwesen war rastlos tätig, seine Rechts- und Verkehrsverhältnisse vertragsmäßig mit den Nachbarn zu ordnen und zu festigen, da nach dem spröden, sich isolierenden und doch wieder suchenden Geiste des Mittelalters das Recht keine Geltung hatte, wenn es nicht vertragsmäßig anerkannt war.

Flanderns Städte, jene Weltmärkte, besonders Gent, standen zu Wasser oder zu Lande in unmittelbarem Verkehr mit Bremen, Stade, Hamburg, Lüneburg, Quedlinburg, Halberstadt, Helmstedt, Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Wernigerode, „und mit allen Städten Sachsens". Ein Brief der Konsuln dieser Städte an die Schöffen von Gent aus der Mitte des 13. Jahrhunderts beweist uns dies. Dieser urkundliche Verkehr setzt den

Warenzug in den niederrheinischen und westfälischen Städten voraus. Von der harten Maßregel, sämtliche fremden Schiffe in seinen Revieren zu seinem Kriegsdienst nach Portsmouth zu führen (1224), befreite Englands König Heinrich III. die zu Winchelsey und Lynn angehaltenen Schiffe von Bremen, von Staveren, Gröningen, Köln, Emden und anderer Kaufleute „des



Rheinschiffe unter den Mauern von Köln.
Aus dem großen Holzschnitt von Anton von Worms, 1531.

Kaisers von Alemannien und des Herzogs von Sachsen", sowie ein Schiff von Hamburg (was wohl nur zufällig die älteste Erwähnung des viel älteren hamburgischen Verkehrs mit England ist). Die Jahrmärkte des Innenlandes waren desgleichen von des Kaisers Leuten besucht, und im Hafen von Yarmouth fanden sich Schiffe von Norwegen, Friesland und Island, die sich vermutlich als hansische Frachtschiffe dort versammelt hatten. Noch fehlten aber in Urkunden Schiffe aus der Ostsee, bis uns jener große Freibrief Kaiser Friedrichs für Lübeck vom Jahre 1226 lehrt, daß auch die Kauffahrer der Travestadt, wiewohl unter Verkümmerung durch den Handelsneid der älteren Gesellschaften, an der englischen Küste abenteuerten. Friedrich gebot, daß die

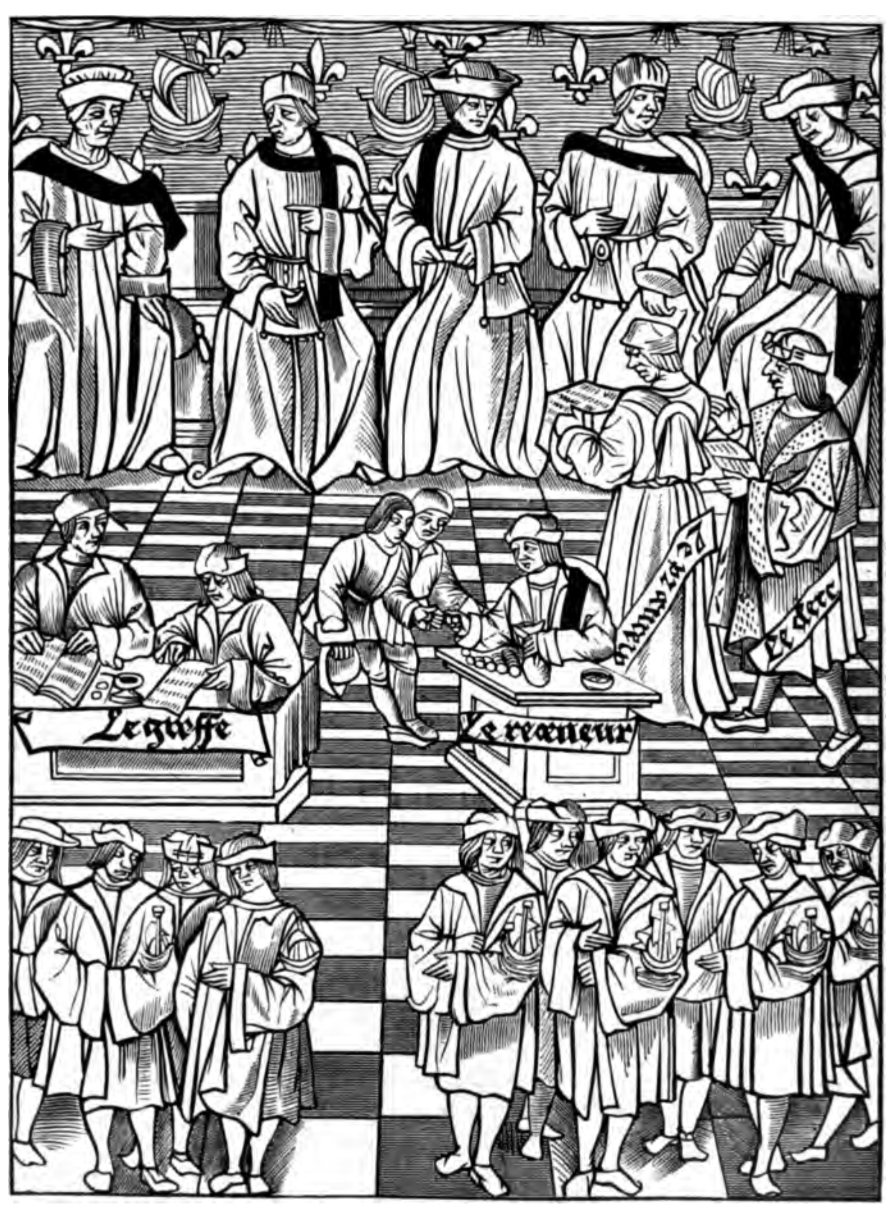
Kölner, Tieler und ihre Genossen „die Lübecker Bürger, welche bisweilen nach England reisten, zu dem schnöden Mißbrauch und der willkürlichen Schatzung, welche jene gegen diese erfunden hätten, durchaus nicht zwingen“, und daß die einen mit den anderen gleiche Rechte genießen sollten. — Der Kaiser und die Lübecker betrachteten demnach die Privilegien, welche den Kaufleuten des Reichs in England erteilt seien, schon als etwas Gemeinsames. Uns begegnet hier an der Gildhalle der Kölner zu London die erste Erwähnung des sogenannten Hänselns, einer Mißhandlung, von welcher noch im Jahre 1259 Kölns Erzbischof, Konrad von Hochstaden, als anerkanntem Gebrauch spricht. Jeder Kaufmann, der sich wider das neue Gesetz des Stapels aus westlichen und östlichen Gebieten mit seinen Waren jenseits Ryle oder Rodenkirchen sehen ließ, durfte von jedem kölnischen Bürger ergriffen und „gesetzlicherweise“ nach altem Brauch, welcher „Hansen“ genannt wird, gestraft werden, daß nämlich der Kölner den Fremden mit einem Seil von Stroh oder Binsen fesselte und Freiheit und Güter des Widerspenstigen in Anspruch nahm. — Freilich war Köln zur Zeit, als der tyrannische Erzbischof jene unnatürliche Satzung erneuerte, nicht mehr frei, sondern sein Altbürgertum, seine „Richerzechheit“, war kurz vorher unter den Fuß des Feindes gebeugt. Aber auch aus jenem Befehl Kaiser Friedrichs II. ermessen wir, wie wenig die Kölner damals den Geist und das gemeinsame Interesse der deutschen Bürgerwelt begriffen. Störungen des Verkehrs mochten einige Jahre darauf eingetreten sein, bis im Jahre 1235 die Rheinstädter die Gunst des Augenblicks, die Vermählung des Kaisers mit Heinrichs III. Tochter, welche in prachtvollstem Triumphzug durch die „edlen“ Kölner stromaufwärts geleitet wurde, benutzten, um sich und ihr Privilegium für die Gildhalle und ganz England erneuern zu lassen.

Aber die unhemmbare Richtung, welche der Verkehr der Deutschen auf beiden Meeren verfolgte, mußte bald so brutaler Selbstsucht den Stab brechen. Schon im Jahre 1230 hatte Heinrich III. auf Betreiben seines Blutsverwandten, Ottos des Kindes, den Braunschweigern einen Schutzbrief erteilt. Braunschweig hatte in lebhafter Verbindung mit Hamburg von König Waldemar II. schon im Jahre 1229 Befreiung von den Zöllen und vom Strandrecht in des Königs Reich erwirkt. Es müssen die Braunschweiger demnach auch mit eigenen Fahrzeugen die Nord- und Ostsee befahren haben.

Noch wunderbarer erscheint gleichzeitig die politisch-selb-

ständige Regsamkeit der Soester, die nach ihrer ältesten Skra ohne Zuziehung des landesfürstlichen Beamten von Köln nicht mit einem benachbarten Grafen brieflich verkehren durften. Wir kennen ihre früh erspähte Verbindung über Schleswig, Lübeck nach Gotland und den russisch-livischen Küsten. Daß sie eben durch trotzige Selbsthilfe zur gemeinsamen Verfassung gelangt, das überseeische Geschäft auch auf eigenen Schiffen betrieben, beweist eine Urkunde Erichs, des Sohnes und Mitregenten Waldemars II., vom Jahre 1232. In bezug auf den früheren Vorgang seines Vaters erneuerte dieser den Bürgern von Soest die Freiheit vom Strandrecht und die Befugnis, unverkürzt alle Güter zu behalten, die sie mit eigener Anstrengung bergen würden. Ferner verlieh er ihnen ungehindertes Erbrecht, im Falle ein Bürger in seinem Gebiet stürbe, und gewährte endlich „alle Rechte, Freiheiten und Hulden", die die Kölner durch das Privilegium seines Vaters genössen.

So verflocht sich das Gewebe der Handelsbeziehungen deutscher Handelsstädte mit dem Ausland immer inniger und mannigfaltiger. Die Kölner und Soester übten an der dänischen Küste ihre Rechte, die Hamburger, Braunschweiger und Lübecker auf Englands und Flanderns Märkten. Im Jahre 1237 schossen die Fäden sogar von Wisby nach Albion hinüber, indem König Heinrich „allen Kaufleuten von Gotland und deren Erben, welche mit ihren Waren nach England kommen würden", für ewige Zeiten sicheres Geleit und Befreiung von allen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen erteilte und unter solcher Vergünstigung gewiß nicht nur die Eingeborenen Gotlands, sondern die große Faktorei der deutschen Kaufmannsgesellschaft in Wisby verstand. Die Gildhalle bei der Seemannskirche an der Themse und der Kaufhof an der deutschen Pfarrkirche St. Marien in Wisby nebst ihren weiten Verzweigungen traten demnach in Wechselbeziehung, und die Lübecker erwirkten, auf jenes Privilegium vom Jahre 1237 fußend, siegreich auch im ersten Kampfe zur See, vom Jahre 1238, an der Spitze der deutschen Kaufleute, „für sich und andere Städte Alemanniens alle Rechte und Befreiungen der Kaufleute dieses Landes", sowie auch Befreiung vom Strandrecht, falls nur ein Lebender aus dem verunglückten Schiff das Ufer erreichte. Alle jenen Beweise rastlos klug kombinierter Lebenstätigkeit wurden jedoch durch dasjenige überboten, was im Jahre 1228 auf dem gotischen Ufer geschah. Der Handel mit Rußland über Pleskow, Nowgorod und die Düna hatte infolge der Kriegswirren in Livland und Estland vor und nach dem Falle Waldemars II.



Versammlung der Vorstandschaft der Pariser Kaufleute.
Nach dem Holzschnitt von Jacques Nyverd, 1528.

und infolge der Fortschritte des Schwertritterordens um Dorpat gewaltsame Störung erleiden müssen. Da vermittelte Mistislav Dawidowitsch, Fürst von Smolensk, im Namen der von Polotzk und Witebsk, einen Handelsvertrag. Es waren außer drei „verständigen Kaufleuten“ von den gotischen Ufern drei Bürger aus Lübeck, drei aus Soest, drei aus Münster, zwei aus Gröningen, aus Dortmund und Bremen und mehrere aus Riga, die in Gegenwart aller „lateinischen Kaufleute“ am gotischen Ufer im Jahre 1228 die Urkunde mit des Russenfürsten „bestem Priester“ und dem „verständigen Smolensker“ Pantelei zu aller Zufriedenheit ausfertigten. Alle bekräftigten nicht mehr in eigener Vollmacht, sondern als staatliche Vertreter ihrer Gemeindewesen einen Staatsvertrag mit dem Gebieter des Landes an den Dnjeprquellen. Ebenso eigentümlich als die Verhältnisse der Kontrahenten, die nach Smolensk auf demselben Wege wie Wichmans, des Erzbischofs von Magdeburg, Kunstgießer gelangt sein mochten, lautete der Inhalt. Wenn wir eine strenge Gegenseitigkeit aller persönlichen Rechtsverhältnisse durchgeführt finden, so geht daraus nicht sowohl die Gleichartigkeit des bürgerlichen Lebens der Russen und Deutschen hervor, als vielmehr der nationale Stolz der Rurikingen, Beherrscher einer Slawenwelt, dem fremden Volk gegenüber, und die kluge Geschmeidigkeit der Gäste, denen bei sonstiger Gleichstellung doch die Vorteile des Verkehrs blieben. Totschlag wurde nach Maßgabe des Standes mit Geld gesühnt, ebenso Verstümmelung und „Blutrunst“. Ein Friedensbrecher, sei es ein Lateiner in Smolensk, ein Russe in Riga oder auf Gotland, durfte nicht verhaftet werden, konnte er einen Bürgen stellen. Gleichberechtigung lag auch in Schuldsachen zugrunde, wie in allen persönlichen Händeln. Doch verpflichtete sich der Fürst, aus der eingezogenen Habe eines in seinen Zorn verfallenen Russen dessen Schulden an den Lateiner zu zahlen. Das Gottesgericht des heißen Eisens und des Zweikampfs fand zum Teil ermäßigte, zum Teil gar keine Anwendung zwischen den verschiedenen Nationen, so gewalttätig sonst die Begegnung sein mochte. Ließen die deutschen Kaufleute persönliche Gleichstellung im Rechtsgange mit den Russen zu, so bedingten sie doch für die Russen lästige Vorzüge im Verkehr (wie die zwangsweise Fortschaffung ihrer Waren auf dem Land- und Wasserwege). Verbindlichkeit zum Kriegsdienst fand nicht statt, im Gegensatz zu England und Frankreich, nach welchem bei Kriegsfällen die deutschen Schiffe in Beschlag genommen wurden. Für den freien Weg vom Zwischenlande zur Stadt hatten

die Lateiner ein Stück Tuch an die Fürstin zu liefern, an den russischen Beamten des Zwischenlandes ein Paar Handschuhe, in derselben Bedeutung wie zwei Jahrhunderte früher an der Themse. Sonst bestanden die Abgaben, die Gefälle an den Wäger, in Marderfellen und Eichhörnchen, zum Beweis des Mangels an geprägtem Gelde; Wachs und edle Metalle, selbst silberne Gefäße kamen im Handel vor. Es gab eine lateinische Kirche in Smolensk, gegenüber der russischen „Zur Gottesmutter auf dem Berge". Trafen lateinische Gäste mit ihren Waren im Zwischenlande mit andern Fremden zusammen, so wurde der Lateiner zuerst befördert. Der Lauf der Düna von oben bis zum Meer war nach dem Abkommen „aller Landesherren" für den „wirklichen" Kaufmann sowie das Selbstbergungsrecht aller Waren frei, also Grundruhr und Strandrecht gänzlich aufgehoben. „Was auf der Zeit beruht, vergeht mit der Zeit", so lautet der Eingang dieser merkwürdigen Urkunde des ersten nationalen Verkehrs zwischen Deutschen und Russen. — Hatten sich so im tiefen inneren Rußland völkerrechtliche und merkantile Grundsätze gebildet, so unterscheiden sich die Statuten des „deutschen Kaufhofes in Nowgorod", dem mächtigen Freistaat, welcher früh germanischen Einfluß erfahren hatte, durch eine gewisse finstere Strenge, Ungeselligkeit und durch Züge nationaler Abneigung, die nur dadurch erklärbar werden, daß die Gäste vor der entwickelteren Handelspolitik der Bürger von Nowgorod mehr auf ihrer Hut sein mußten als vor den roheren Russen in Smolensk. Denn schon galt der stolze Wahlspruch der Bürger am Ilmensee: „Wer kann wider Gott und Großnowgorod!"

Wir kennen im frühesten Völkerleben der baltischen Lande den unmittelbaren Verkehr der „Griechen und Russen" in Julin, Schleswig, Alt-Lübeck und Wisby. Lange vor Ausgang des 12. Jahrhunderts hatten aber die gotländisch-deutschen Kaufleute den wichtigen Handel mit Nowgorod allein auszubeuten getrachtet, und um Fremden den Weg zu versperren, sich am Stapelplatz polarer Reichtümer und des byzantinischen Zwischenverkehrs die Erlaubnis einer festen Niederlassung erwirkt. Zuerst die eigentlichen Goten für sich als Gründer des Hofes bei ihrer St. Olavskirche. Von der Republik auf ein besonderes Stadtviertel gewiesen, erbauten dann die Deutschen ihre Kirche zum heiligen Peter, umgaben dieselbe, wie die Gildhalle in London, mit Warenlagern, Buden, Wohnhäusern und Versammlungssälen. So erhob sich „der Hof der Deutschen zu Groß-Naugarden", auch der zu St. Peter genannt. Merkwürdig bleibt, daß auch diese

deutsche Ansiedlung den Lilienbusch als Sinnbild aufnahm, jene ursprünglich persische Blume, die nach alter Überlieferung in den Namen von Sosat (Soest) hineinspielen sollte.

Uns ist das aus dieser Zeit stammende Gesetzbuch der deutschen Niederlassung am Ilmensee aufbewahrt, die „Skrae, Schrae“, ein altgermanisches Wort, das uns nur in Sosat, der





Abmessen und Einfassen des Getreides. *Verladung von Heu.*
Holzschnitte von Jacques Nyverd, 1528.

alten Hauptstadt der Engern, wieder begegnet. Diese „Skrae zu Naugarden“ schildert uns lebendig das eigentümliche Wesen des Kaufhofes zu St. Peter und lehrt uns die deutschen Städte kennen, welche sich an jenem, außerhalb des Gesichtskreises der westlichen Welt belegenen Gesellschaftswerk zumeist beteiligten.

Der ganze Rat und die gemeine Willkür der Weisesten von allen Städten deutschen Landes hat das Recht zum Gesetz aller, welche den Hof besuchen, beschrieben, „wie es von Anbeginn an gehalten worden ist“. Die Sommerfahrer und Winterfahrer — so heißen die Kauffahrer, welche in großer Gesellschaft immer in Begleitung eines Priesters, den der vielbedrohte Beruf des Seemanns und Kauffahrers nicht entbehren konnte, im Frühling und Herbst auf der Trave oder anderwärts unter Segel gingen — wählten, sobald sie in die Newa gekommen waren, aus ihrer Mitte den Oldermann des Hofes und den von St. Peter. Der letztere stand dem Haushalt der Niederlage vor, empfing die Ein-

künfte, den Schoß und die Bußen und bestritt den Unterhalt des Gesamtwesens. Der Oldermann des Hofes dagegen war der höchste Vorstand, gebot das „Ding" und fand mit den vier „Weisesten" als Schöffen das Urteil in Rechtshändeln und bei sittenpolizeilichen, kommerziellen Verstößen. Jeder als Hilfsbeisitzer Gewählte mußte den Ruf annehmen. Die Olderleute waren bevorzugt in der Wahl der Wohnung und mit dem Recht, nach Belieben bei sich zu beherbergen. Der Oldermann der Winterfahrer hatte in der großen „Stube" noch Ehren und Bequemlichkeiten voraus, so wie die Landfahrer den Wasserfahrern in den Räumlichkeiten und in der Oldermannschaft weichen mußten. Der von den Wasserfahrern mitgebrachte Priester galt allein als Priester des Hofs; er erhielt freie Kost und ein Gehalt aus St. Peters Gut. — Dem Gebot zum Dinge mußte bei Strafe jeder Folge leisten. Alle „Stuben", die große der Winterfahrer ausgenommen, waren gemeinschaftlich. Von aller Welt abgesperrt unter den langen, arktischen Nächten durfte den Winterfahrern eine gesellige Erheiterung nicht erschwert werden. Auch die „Kinderstube", der Aufenthalt jüngerer Handelsknappen, Lehrlinge, vielleicht auch der Lehrkinder der Sprache, genoß eine liberale Gefreitheit, eine Milde, die sich auch darin betätigte, daß der Meistermann einen Knappen nicht eher entlassen durfte, bis er ihn wieder in seine Heimat gebracht hatte. Lehrling oder Kaufgeselle genoß der Pflege seines Meisters bei Krankheit, war ihm dagegen während der ganzen Fahrt zu Dienst verpflichtet und konnte bei Beschuldigungen nicht willkürlich, sondern erst nach Überführung mittels beeideter Zeugen bestraft werden. Ein besonderer Oldermann schlichtete etwaigen Hader in der Kinderstube. Blutrunst dagegen, sowie Streithändel zwischen Meistern und Meistern, Meistern und Gesellen gehörten vor den Oldermann des Hofes. Ordentliche Hofwarte, mit Kettenhunden versehen, sorgten für die Sicherheit des Hofes während der Nachtruhe und durften die bissigen Wächter nicht zu früh loslassen. Auch die Kirche mußte, als Warenlager benutzt, bewacht werden. Die Hüter derselben hießen drolligerweise Kirchenschläfer. Um alle hinderliche Verbindung mit den Einheimischen oder mit unbefugten, d. i. unhansischen Landfahrern zu vermeiden, büßte jeder eine schwere Geldstrafe, welcher dergleichen Leute ohne Erlaubnis des Oldermanns in den Hof aufnahm. — Der Schoß an den Hof wurde, nach Verhältnis der Frachten, sobald die „Koggen" in die Newa gekommen waren, entrichtet; so auch der Königsschatz, die Abgabe an die Gebieter von Nowgorod. Jeder

deutsche Landfahrer, dessen Heimatstadt zu deutschem (lübischem, hansischem) Recht gehörte, war den halben St. Petersschoß schuldig. Streng verbot die Skrae Handelsgemeinschaft, „Kumpagnie", zwischen Deutschen und Russen. Wer aus dem Lande fuhr, ohne Abrechnung zu halten, mußte die Kosten der Rechtsverfolgung durch die nachgeschickten Schälke (Gerichtsdiener, Vrone) auf sich nehmen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte den süßen Met oder das Bier für die durstigen Brüder. In St. Peters Kessel wurde auch alles Wachs geschmolzen und die Feuerung gegen einen Beitrag des einzelnen Kaufmanns aus St. Peters Holzniederlage bestritten. Nach alter Sitte und der Willkür „gemeiner Deutschen aus allen Städten" ward der jährliche Überschuß von St. Peters Gut nirgend anders als in St. Peters Kisten in der Marienkirche, der seit 1225 geweihten deutschen Pfarrkirche zu Wisby, niedergelegt. Die vier dazu nötigen Schlüssel bewahrten der Oldermann von Gotland und die Olderleute der drei vorzüglichsten, in Wisby vertretenen Landsmannschaften, der Lübecker, der Soester und Dortmunder. Aus so bedeutsamer Befugnis ermessen wir das Ansehen, welches Soests Schleswikerbrüder, die Regibodonen, Hildiger und Gotonen, im heimischen Gemeinwesen genießen mußten. Die „verständigen" Kaufleute Soests, Münsters, Dortmunds, die wir mit den Bevollmächtigten von Smolensk verhandeln sahen, finden wir auch daheim an der Spitze des Gemeinderats und der unbewaffneten Gilden.

So eigentümliche, fast klösterliche Abgeschiedenheit innerhalb des Geheges des Kaufhofs zu Nowgorod wurde zweimal des Jahres lebendiger, nämlich bei Ankunft der reichen Warenzüge der Sommer- und Winterfahrer. In traulicher Stille der langen Abende mögen bei der Metschale die weitgereisten Winterfahrer, die erst im nächsten Jahre heimkehrten, sich in bizarrer Kaufmannsromantik mit mancher Erzählung aus alter Zeit die Weile verkürzt haben, wie denn erwiesen ist, daß südgermanische Stammsagen erst durch „Männer von Münster. Soest und Bremen" mit den skandinavischen Sagas in Verbindung gebracht wurden.

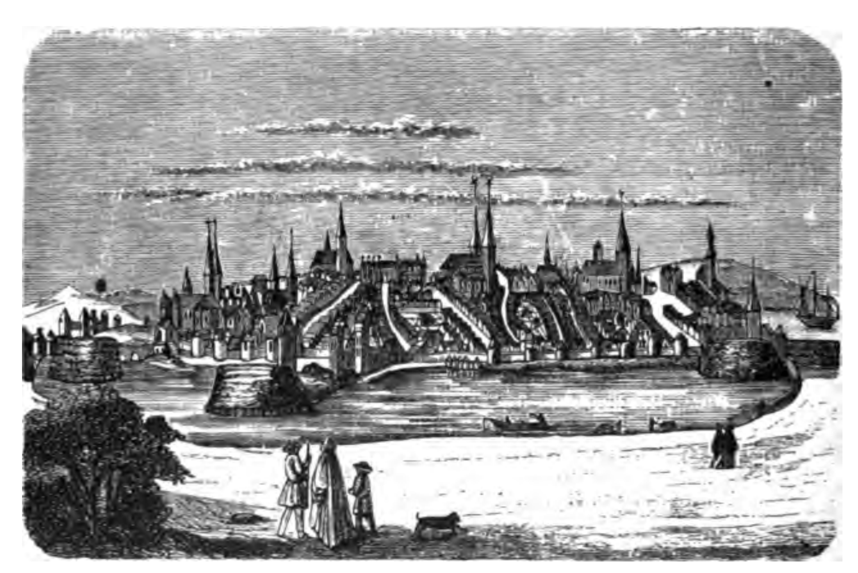
Ähnlich in dem Grundzuge, die Gäste von den Einheimischen möglichst zu trennen, und in einer fast mönchischen Weltentsagung, besonders im Keuschheitspunkt, waren die Statuten, die sich später im Stahlhof an der Themse ausbildeten, doch, wie im „fröhlichen, stammverwandten England", auf einem heiteren Hintergrunde. Abstreifung alles sittlichen Zwanges bei

sehr beschränkter Handelsfreiheit verraten die Bräuche am „deutschen Hause zu Venedig“, welches, als grelles Gegenbild zum Kontor von Bergen in Norwegen, von gemütlichen Süddeutschen im Laufe des 13. Jahrhunderts ins Leben gerufen wurde. —

Vergleichen wir mit der plattdeutsch verfaßten „gemeinen Willkür der weisesten Deutschen zu Naugarden“ den Inhalt eines lateinisch geschriebenen Vertragsentwurfs, welchen Deutsche und Gotländer den Nowgorodern um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Vollziehung einreichten, so schien die Praxis des Verkehrs, die Forderung der Gäste, vom Buchstaben des Vertrages bedeutend abzuweichen, und hie und da blickten sehr eigentümliche Züge durch. Die im Entwurf vorgelegten Bedingungen der Fremden, die sich vielleicht zeitweise Geltung verschafft haben, atmen eine Anmaßung und einen Übermut, welche der gekränkte russische Nationalstolz sich schwerlich als Gesetz gefallen ließ. „Bei der Ankunft der Sommerfahrer sollten König, Burggraf, der Herzog und die Gemeindevorsteher von Nowgorod das Kreuz zum Zeichen des Friedens und der Eintracht küssen. Größerer Diebstahl unter russischem Geleit werde mit harter, entehrender Verstümmelung gebüßt, die Gäste dürften zur Selbsthilfe schreiten, zögerte der russische Richter. Bei den Stromschnellen der Wolchow, deren Fahrwasser die tiefen hansischen Koggen nicht zuließ, oberhalb Alt-Ladoga, mußten die Führer der Leichterschiffe alsbald zur Hand sein und empfingen Kost und Lohn mit Marderschnauzen. An der Insel Gostinopole (Gestefeld) werde ein mäßiger Zoll von Waren, wie Mehl, Malz, doch nicht von Speisevorräten entrichtet. Die Leichter führen auf Gefahr ihrer Führer, unvermeidliche Havarie ausgenommen, die Wolchow auf und ab, bis man sich in Nowgorods Nähe der Wagen bediene. Der Hof zu St. Peter wäre so hochgefreit, daß auch Verbrecher darin Zuflucht fänden, und kein russischer ‚Schalk‘, nur der Pristav des Fürsten ihn zu betreten, ersterer nicht einmal vor demselben sich blicken lassen dürfte! Vor dem Gehege des Kaufhofs dürften zur Vermeidung des Zanks keine volkstümlichen Kampfspiele gehalten werden. Ein Russe, welcher mit Waffen in gewalttätiger Absicht das Gehege beträte, liefe Gefahr seines Lebens, entrönne er, so büße er nach Gerichtsspruch doppelt, könnte er den Schaden nicht ersetzen, so müsse die Gemeinde für ihn eintreten. Wer Steine, Pfeile in den Hof schleudere, die Planken beschädige, zahle 10 Mark Silbers Buße. Freier Kauf stände den Russen bei den Gästen offen, die Gäste dürften un-

gehindert ihre Knaben zur Erlernung der Sprache ins Land schicken. Der Platz vor dem Hof, dessen Kirchhof, bliebe frei von Umbauung, auch im Kriegszustande dürfte der Verkehr nicht behindert werden. Ein Gast solle in Schuldforderungen an einen Russen jedem russischen Gläubiger vorangehen, der zahlungsunfähige Russe nach Belieben des Gläubigers mit Weib und Kind fortgeführt werden können, falls ihn bei öffentlichem Ausgebot kein Heimischer auslöse." — Neben dem Kaufhof der Deutschen erscheint, örtlich, doch nicht rechtlich geschieden, noch der Kaufhof der Goten mit seiner Kirche zum heiligen Olav, einem Kirchhof und dazugehörigen Wiesen als die früheste Ansiedlung, welche sich dann mit dem „Großen Kaufhofe" verschmolz, obgleich erstere, in der Nähe des königlichen Hofes belegen, auch noch ein besonderes Gildehaus besessen hatte. — So beleidigende Forderungen der Gäste mußten des urkundlichen Vollzugs entbehren, doch half die trotzige Gewohnheit, welche ihnen zugrunde lag, jene unvermeidlichen Störungen des Verkehrs und den frühen Untergang des Kaufhofes zu Nowgorod unter barbarischer Mißhandlung verschulden. —

Ein halbes Menschenalter nach Lübecks Selbstbefreiung hatte das Streben einzelner nach gesonderten Interessen merklich eine gemeinsame Richtung gewonnen. Um jedoch alle jene zahllosen



Lübeck gegen Ende des 16. Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstich in den Kommentarien des Peter Bertius. (Amsterdam 1616.)

Fäden des spröd-einseitigen Verkehrs in ihre ordnende Hand nehmen zu können, mußte die Stadt an der Trave nochmals ritterliche Proben bestehen. Hamburgs gemeinheitliche und Innungsrechte, nicht etwa erst vom Orlamünder Grafen, dem Statthalter Waldemars, erkauft, hatten eben vom Kaiser Gewähr erlangt. Unter der Begünstigung der Grafen von Holstein handelten die Städte der Mark Brandenburg, so jung ihr Ursprung, nach der Elbstadt, verkauften ihre Waren allda, führten ihre Produkte nach Flandern aus und versahen sich mit heimischem Bedarf. Lübeck, des lästigen Vogts Richtgewalt umgehend und beseitigend, ordnete seine drei jährlichen „gebotenen Dinge", baute sein ehrwürdiges ältestes Rathaus und hielt unaufhörbar im stillen Einverständnis mit den Töchtergemeinden sowie mit den gleichaltrigen Schwestern das Ziel vor Augen, seine Unabhängigkeit gegen alle Welt zu schirmen und das Meer, den Handel zu beherrschen. Da stiegen böse Gedanken in Graf Adolf IV. auf, vielleicht infolge der Schlüsse von Ravenna. Mit Waldemar, dem Erbfeind seines Geschlechts, verbündet (1234), umschloß er, selbst die Kreuzfahrt nach Livland und Preußen hemmend, Lübeck landwärts und sperrte die Trave. Schon erhoben sich an beiden Seiten der Mündung Türme und Pfahlwerk. Ketten überspannten den Strom. Da zersprengte ein lübisches Schiff, im vollen Winde segelnd, die Sperre. Der Bürger Orlogschiffe suchten die Höhe des Meeres, und vor der Mündung der Warnow ward mit Erbitterung vom Morgen bis zum Abend gefochten. „Mit Hilfe Gottes und ihrer gerechten Sache" erkämpften die Lübecker einen herrlichen Sieg, die ersten Schiffsschnäbel einer deutschen Flotte, obendrein mit geringerer Schiffszahl gegen die furchtbarsten Seekrieger des Nordens! Nachdem sie fünf große Schiffe gewonnen und verbrannt, die übrigen in den Grund gebohrt hatten, kehrten sie mit der größten erbeuteten Kogge, welche 400 Gewappnete trug, voll Jubel in die Trave heim. Seitdem blieb Lübeck in seiner Freiheit unangefochten. Denn der Graf von Holstein verzichtete vor dem „Kaiser" zu Worms auf jeden Anspruch. Die Bürger hielten unter Begünstigung des Herzogs Albrecht von Sachsen Travemünde inne, mächtiger, durch ihre Wehrschiffe feindliche Gewalt aus ihrem Hafen, dem Sammelort der nördlichen Kreuzfahrer, zu scheuchen, als durch wiederholte päpstliche Schutz-Bullen. Im Jahre 1236 durch den Kaiser mit der wichtigen „Reichsmesse" um Pfingsten begnadet, blickten sie, oft mit der Stiftsgeistlichkeit in Hader, jetzt auch von den Herzögen Pommerns von Zoll und Ungeld befreit, dem

Landadel Gesetze der Friedhaltung vorschreibend, mit überlegener Diplomatie besonders auf die Binnenstädte, verglichen ihren Streit mit Soests reizbarem Gemeinwesen und schlossen unter dem Schrecken der Welt vor den Mongolen, im Jahre 1241 mit Hamburg den ersten Vertrag zur gemeinschaftlichen Sicherstellung der Wege zwischen der Mündung der Elbe und Trave und zur Bestrafung von Friedensbrechern innerhalb ihrer Gebiete. Gleichzeitig wurde ausgemacht, daß die Verwiesenen aus der einen Stadt auch in der andern verfestet sein sollten. Kann auch diese Eidgenossenschaft zwischen Hamburg und Lübeck nicht als diplomatischer Anfang der deutschen Hanse betrachtet werden, da ihn nur örtliche Verhältnisse bedingten und von gemeinsamer Behauptung der einzeln erworbenen Handelsvorteile nicht die Rede ist, so war doch bereits auch im Gedanken der Boden gewonnen, auf welchem sich das stolze Gebäude erhob.

Die Mongolennot, die Rußland und Polen schmachvoll niederwarf, fand schon den deutschen Volksleib im Nordosten mit zahlreichen Städten wie mit einem Schuppenpanzer umgürtet und in Preußen, Schlesien und der Mark Brandenburg ein wehrhaftes Bürgertum. Dennoch war die Sorge auch entfernter Städte so groß, daß die Lübecker neben dem Burgtor an der Trave den Wall aufschütteten, die Magdeburger den starken Tartarenturm an der Elbe erbauten.

Zunächst fassen wir Preußen ins Auge. Als in allen Ostseelanden die Götzenbilder längst gefallen waren, lebte in den trotzigen Heiden zwischen Memel und Weichsel so grimme Feindschaft gegen das Christentum, daß sie noch im Jahre 1225 die Ritterschaft von Dobrin erschlugen, Danzig, die Hauptburg des christlichen Herzogs von Pommerellen, ängstigten und das Kloster Oliva zerstörten. Kaum barg sich Herzog Konrad von Masovien in seinen inneren Grenzen. Da zog im Jahre 1226, auf Bitten des Piasten, jene Ritterbrüderschaft „Unserer lieben Frauen der Deutschen“, welche sich seit ihrer Stiftung durch fromme niedersächsische Kaufleute kriegerisch umgebildet hatte, in das Gebiet an der Mittelweichsel ein, begann vom Kulmerlande aus im Jahre 1228 den halbhundertjährigen Vernichtungskampf gegen die Preußen und gründete schon im Jahre 1232 die neue Burg Thorn als deutsche Stadt nach magdeburgischem Recht. Noch in demselben Jahre folgte bei der gleichnamigen Burg Kulm und nach Pogesaniens Bezwingung im Jahre 1237 die Gründung des heutigen Elbings, nahe der Stätte, wo vor mehr als dreihundert Jahren Alfreds Seefahrer den Handelsort Trauso

am Isling gefunden hatten. Handelslustige Bürger aus Lübeck mochten, geweckt durch alte Erinnerungen und durch die günstige Lage gelockt, oder dem Kreuzfahrerstrom unmittelbar auf den Fersen gefolgt, sich dort niedergelassen und nach heimatlichem Recht miteinander verkehrt haben. Urkundlich steht fest,



Das Rathaus in Thorn.
Aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, Turm vom älteren Bau.

daß Elbing unter schützender Burg erblüht und im Genusse gemeinheitlicher Verfassung schon im Jahre 1250 sein überkommendes Recht durch die Mutterstadt ergänzen ließ. Sonst aber galt für Preußens Binnenstädte laut der „Kulmer Handveste" vom Jahre 1233 zunächst Kulmer Recht, das jedoch magdeburgischen Ursprungs war.

So konnte der Verkehr im Weichselgebiet sich bereits an drei neue, verwandte Gemeinwesen anlehnen: Kulm, Thorn und

Elbing, die bald als hansisch heraustraten, während Danzigs deutsche Ansiedlung noch mit slawischen Elementen rang. Die Vereinigung der Schwertbrüder in Livland und des Deutschen Ordens in Preußen verband bald nach dem Jahre 1237 längs dem Ufer des Frischen, dann auch des Kurischen Haffs und im Memelgebiet (1250) die vereinzelten deutschen Ansiedlungen in



Das Krantor in Danzig.

Livland und Estland, dessen nördlicher Teil allein der dänischen Herrschaft verblieb. Bald kam als vierter preußischer Handelsort Braunsberg, dann das livische Pernau hinzu. Als im Jahre 1255 König Ottokar von Böhmen nach ruhmvollem Ausgange seines Kreuzzuges Königsberg gegründet, Stettin im Jahre 1243 Magdeburger Recht im ganzen Umfange gewonnen und die alte Wendenburg, den Sitz des Kastellans, gebrochen hatte, endlich Greifswald im Jahre 1250 mit lübischem Recht begabt war, zählte das Ostseegestade auf einem Gebiet von etwa 250 deutschen Meilen seit kaum anderthalb Jahrhunderten sechzehn größere Städte, bei denen die Richtung auf Handel und überseeischen Verkehr vorwaltete: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Danzig, Elbing, Kulm, Thorn, Braunsberg, Königsberg, Pernau, Riga, Reval und Dorpat. Nur durch diese Schöpfungen des deutschen Bürgertums konnte die Verbindung der baltischen Küstenstrecken unter sich und mit dem Deutschen Reiche unter-

halten werden. Der Schwerpunkt der mittel- und norddeutschen Handelsmacht mußte sich aber auch dorthin senken.

Greifswalds Ursprung, als einer der fünf gewichtigen wendischen Seestädte, verdient eine kurze Erwähnung. Ungefähr im Jahre 1233 auf fruchtbarem Boden, eine halbe Meile von der Mündung des schiffbaren Küstenflusses Ryck, in dem seit der Dänennot „dänische Wiek" genannten Meerbusen, einer frühbenutzten Salzquelle gegenüber, als gewerbsame deutsche Ansiedlung unter dem Recht und Schutz des Abts des Zisterzienserklosters Hilda (Eldena) erstanden, wuchs der „Markt", noch namenlos, neben der großen Marienkirche zu bürgerlichem Verkehr heran, erschien im Jahre 1249 urkundlich als „Greifswald", ward im Jahre 1250 vom Abt dem Herzog Wratislaw III., Lübecks Gönner, übertragen und im Jahre 1250 mit lübischem Recht ausgestattet. Obwohl noch ein ritterbürtiger Richtvogt des Landesherrn Ansehen sicherte, erwuchs Greifswald, vermöge des unglaublichen Triebes seiner Bürger nach Erwerb, zu einer fast unbegreiflich schnellen Selbständigkeit und Wohlhabenheit und trat keck schon dreißig Jahre nach seinem Auftauchen in großartigen Händeln mit fremden Königen auf.

Gern hätte Lübeck an Samlands Küste eine unmittelbare Kolonie, eine Niederlage, wahrscheinlich des wichtigen Bernsteins wegen, gegründet und legte ein befremdendes Eroberungsgelüst an den Tag. Allein der Meister des Ordens stellte im Jahre 1242 die Bedingung so staatswirtschaftlich klug und wollte bei aller Freiheit des Verkehrs seine Oberherrlichkeit und den militärischen Vorteil der beabsichtigten Kaufstadt „rigischen" Rechts so verbürgt wissen, daß Rat und Gemeinde bei näherer Sorge auf das ganze Unternehmen verzichteten. Lübecks hohe Forderungen an Landbesitz (nicht weniger als des dritten Teils Samlands, Witlands und ansehnlicher Stücke von Warmien) und den Plan der Bürger, an der Mündung des Pregels beim Hafen Lipce (?), eine „freie Seestadt", „Lippenburg" (Lübischburg?) anzulegen, erfahren wir aus dem fruchtlosen Schiedsgericht vom Jahre 1246. Andere Urkunden bezeugen den gewiß nicht ganz uneigennützigen Anteil, den Lübecks junge Mannschaft am Gottesstreit nahm.

In gleicher Absicht blickten von westfälischen Städten Dortmunds wanderlustige Bürger auf Preußen und hätten gern der neuen Pflanzung am Ausfluß der Memel mit ihrem Strandrecht den Namen „Neu-Dortmund" verliehen.

Um die noch offene Lücke im nördlichen Deutschland von der

Oder bis zur Spree und Havel mit deutschem Wesen zu erfüllen, schuf ein heldenmütiges Brüderpaar, Johann I. und Otto III., Markgrafen von Brandenburg, noch vor dem Jahre 1244 die nur durch den Fluß getrennten Städte Berlin und Kölln mit so vorwaltender Richtung auf den Verkehr, daß Berlin gleich anfangs ein Niederlagsrecht empfing und bald imstande war, den Spree-



Das Haus der Großen Gilde in Reval.

zoll bis Fürstenwalde aufwärts vom Landesherrn zu kaufen. Kleinere gewerbtätige Orte erhoben sich ringsum, eine bedeutendere Marktstätte war früh Frankfurt a. d. O. (1253) und kaufmännisch regsam Prenzlau, das auf damals noch pommerschem Boden im Jahre 1235 von Herzog Barnim I. als deutsches Gemeinwesen gegründet war. Alle diese brandenburgischen Städte gediehen unter dem askanischen Stamme besonders in der Wollweberei und im Bierbrauen zu einer Blüte, die für die meisten nie wiedergekehrt ist. Jene märkischen Kaufleute, welche im Jahre 1236 nach Hamburg und von dort selbst nach Flandern handelten, mochten überwiegend in der überelbischen Mark, der Altmark, in Salzwedel, Stendal heimisch sein. Ein Vertrag dagegen, den Johann und Otto um das Jahr 1247 zwischen der Gemeinde von Hamburg und ihren Bürgern aufrichteten, begriff gewiß auch die neuen Städte der Mittelmark, von denen

Berlin, Kölln und Frankfurt sich zeitig zur Hanse hielten. Lehrreich zur Bezeichnung der Waren, die auf der Straße von Salzwedel nach Hamburg und zwischen Lübeck und Hamburg geführt wurden, ist die Zollrolle Herzog Albrechts von Sachsen vom Jahre 1248. Genannt werden: Tuch, Kupfer, Zinn, Blei, Linnen, Felle und Häute, Wachs, Honig, Hopfen, lose Wolle, Fettwaren, endlich auch Feigen, Spezereien und andere Würze zu ganzen Schiffslasten. An solchem Binnenverkehr über Salzwedel beteiligten sich wohl besonders auch die Städte des Erzbistums Magdeburg und Braunschweig.



Ansicht von Lübeck im Jahre 1432.
Ausschnitt aus einem Altargemälde in Reval.

Inzwischen war hinlänglich dafür gesorgt, daß der norddeutsche Handel nicht ungehindert zu sehr blühe. König Erich von Dänemark, Waldemars Nachfolger (1241), Plogpenning genannt, lenkte Lübecks Aufmerksamkeit unter dem drohenden Verfall des Reichs zeitig auf nähere Dinge (1246), indem er aus ererbtem Haß ihre Schiffe in seinen Häfen, zumal die Heringsfänger im Sund und an Schonens Küste, anhielt und die Trave bedrohte. Als nun die Stadt ihre Koggen ausgerüstet, und die Flotte, geführt vom „biederen, frommen Degen, zu Turnier und zum Dienste gar verwegen, Alexander von Soltwedel, der mit seiner Mannheit verdiente der Ehren Sedel (Sitz)“ (Sommer 1248), ihren Feind nicht auf offenem Meere fand, verheerte sie die Küste Dänemarks, eroberte und verbrannte das Schloß Kopenhagen, Absalons von Roeskilde kluges Werk, verging sich aber im Eifer so weit, auch Kircheneigentum zu plündern und selbst fremde Kaufleute, wie englische, nicht zu verschonen. So frevelhaftem Beginnen folgte die Strafe des beleidigten Klerus auf dem Fuße und zwang Lübeck, das im Jahre 1248 auch Stralsund wegen seiner unschwesterlichen Neigung zum Dänenkönig gezüchtigt hatte, ein bedenkliches Hemmnis seiner Unabhängigkeit

aufzuladen. Doch auf einen so kleinmütigen Schritt hatten schon des Reiches traurige Zustände unleugbaren Einfluß. —

Deutsche Kaufleute in Venedig.

Überblicken wir nun, wie weit das norddeutsche Bürgertum durch eigene Kraft und Klugheit, durch freiwilliges Zusammenhalten in der kaiserlosen Zeit gekommen war. Allgemeine Verfassung, bald höherer, bald geringerer Grad von Autonomie, hie und da ausgebildete Demokratie, in allen Städten vom Finnischen Meerbusen bis nach Flandern unbestreitbares Verbindungsrecht, an der Themse und am Swyn, in Bergen wie an Schwedens Küste und auf den dänischen Inseln Vertretung gemeinsamer monopolistischer Freiheiten, eine eigene Gerichtsbarkeit oder Gleichstellung mit den freiesten Eingeborenen, die Oberleitung der Handelspolitik kaum noch zwischen Wisby und Lübeck schwankend, Rußland durch energische Mittel gezwungen, der Willkür zu entsagen, das Strandrecht von den Fürsten aufgegeben, von der Kirche verflucht, durch tausend Wechselfäden das System eines praktischen Sozialismus zwischen den Binnenorten und den Seestädten aufgerichtet, Hamburg mit Lübeck und den wendischen Städten im Auslande als politische Einheit anerkannt, nicht mehr als Heimat vereinzelter Gesellschaften von Kaufmannsabenteurern, bewachen ihre Gestade durch Wehrschiffe gegen Seeraub, durch Reisige die Landstraßen gegen Friedensbruch und Wegelagerer. Die reizbaren, ihres Rechts vollbewußten Kaufherren, Krämer und Zunftgenossen bedürfen nur einer Herausforderung durch Unbilde und — eine deutsche Seemacht steht gerüstet, um den Stolz der nordischen Könige zu brechen.

Als Gegenbild, und um den Abstand zu ermessen, vergleichen wir, was Süddeutschlands volkwimmelnde, reiche Städte, Regensburg und Wien an der Spitze, unter dem Einfluß ihrer hochstrebenden Kaiser, der siegreichen Römerfahrten und der Kreuzzüge jenseits der Alpen erworben hatten.

Der Handel auf der Donau, welche wie eine große Schlagader auch im frühesten Mittelalter vom Schwarzen Meer her und von Kiew die Waren Anatoliens bis in die Herzländer Europas geführt hatte, war in südöstlicher Richtung ausgewichen, seit die Kreuzzüge Konstantinopel und Syriens Küsten mit der lateinischen Welt unmittelbar verbanden. Besonders hatte sich die Republik von San Marco aufgeschwungen, wenn auch die betriebsamen Bürger von Regensburg und Wien den Markt der Güter

Asiens selbst aufsuchten, und es schon im Jahre 1140 eine deutsche Kirche zu Konstantinopel gab. Noch strebten als natürliche Nebenbuhler Regensburgs und Wiens Großhändler einander zu überlisten, als die Eroberung des Byzantinischen Reichs durch die lateinischen Ritterpilger mit Hilfe der Venezianer (1204) die altgewohnten Bahnen des Verkehrs durchaus veränderte. Der



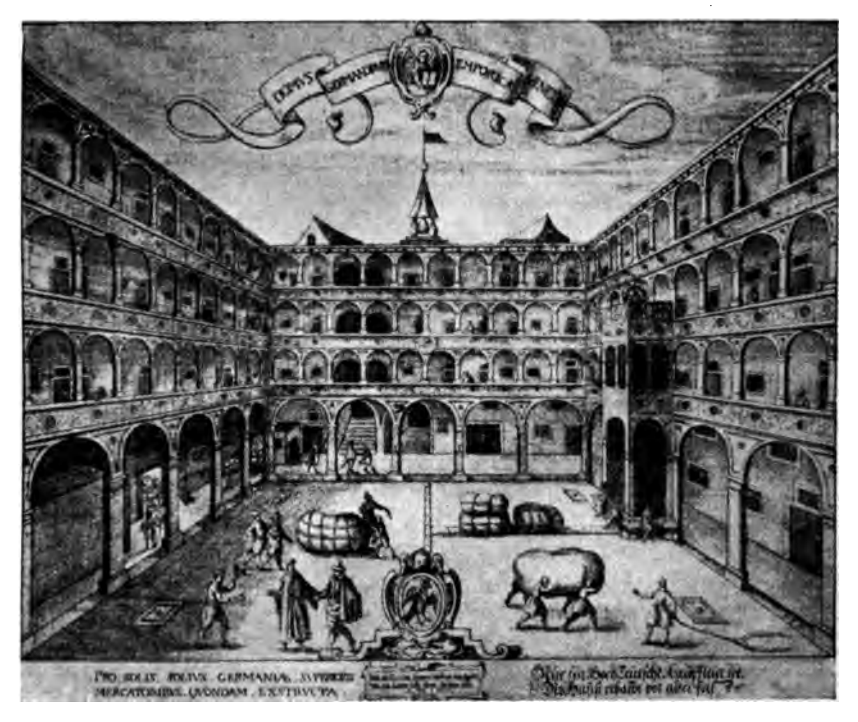
Ein Frachtwagen mit Handelsgut auf der Landstraße.
Nach einem Holzschnitt des 16. Jahrhunderts.

Doge von Venedig nannte sich „Herr des vierten Teils und der Hälfte des Römischen Reichs“, denn die Republik besaß vom Schwarzen Meer und dem Bosporus, den Küsten Anatoliens und Romaniens an, im Kreise um Morea bis Kandia herum, und dann längs der Gestade des Adriatischen Meeres alle durch Handel und Gewerbe wichtigen Hafenorte und Inseln und leitete aus ihnen und über sie Asiens Reichtümer bis zu ihren Lagunen im Hintergrunde des Golfs. So begann Venedig, unübertroffen in der Kunst, alles zum Staatsnutzen zu wenden, um vom heimischen Stapelort aus, wo zugleich alle Manufakturen erblühten, die nordwestliche Welt zu versorgen. Hätte nun der Hohenstaufe Friedrich II., für Sizilien und Neapel ein gepriesener Staatswirt, unter den Kämpfen mit den Lombarden den Nordrand des adriatischen

Golfs, dort, wo um Treviso einst des großen Vorgängers Wehrflotten stationierten, unmittelbar für das Reich wiedergewinnen können oder wollen, so durfte die südöstliche deutsche Kaufmannswelt sich wenigstens mittelbar mit dem levantinischen Handel beteiligen. Aber längst war dieser Winkel dem Fränkischen Reiche entfremdet, und die Republik von San Marco beherrschte das Binnenmeer so ausgesprochen, daß sie nicht einmal dem Patriarchen von Aquileja gestattete, auf eigenen Fahrzeugen seine an der dalmatinischen Küste eingekauften Bedürfnisse heimzuführen. Darum begannen denn schon in den ersten Jahrzehnten der Gewalt Venedigs über Romanien die Bürger Regensburgs und Wiens, bald auch die von Ulm und Augsburg, auf den Landwegen durch die finsteren Täler Tirols, der Steiermark und Kärntens nach der Lagunenstadt zu ziehen, um dort die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Fleißes gegen die Waren Asiens und die Produkte venezianischer Kunst umzutauschen. Jener Warenzug verdichtete sich, als Kiew durch die Mongolen heimgesucht wurde (1240), und die russischen Großfürsten ihre Residenz weiter nordwärts verlegten. Da gingen denn auch Nürnbergs, Breslaus und Prags Kaufleute der neuen Bahn nach, fanden sich Süd- und Mitteldeutsche gleich erwerbssüchtig, doch ungleich berechtigt am Rialto zusammen, wie ihre nördlichen und nordwestlichen Landsleute am Swyn, zu Brügge und an der Themse, wohin schon im 13. Jahrhundert regelmäßige Kauffahrergeschwader des Staats jährlich den hansischen Großhändlern ihre Waren zum Austausch brachten.

Wie es nun früher mit den Fremdlingen, den Tedeschi, am Markt zu Venedig gehalten wurde, können wir nicht erörtern. Nach dem Untergang des Hohenstaufen Friedrich II. und dem Fall Ezzelinos III. von Romano, jenes Gibellinenhaupts, das die Mark von Treviso innegehabt hatte (1259), sehen wir unerwartet allein zugunsten der deutschen Gäste die selbstsüchtige Handelspolitik des noch populären Governo gemildert. Den Cittadinis galt sonst als Gesetz, daß sie den Gästen ebensowenig erlaubten, ihre Bedürfnisse bei ihnen zu holen, als persönlich ihre heimischen Waren auf venezianischem Markte umzusetzen. Aller Zwischenverkehr erging sich nur durch Venezianer und unter der Flagge von San Marco. Was veranlaßte nun jenes „Génie fiscal", den Beherrscher des Mittelmeers, mit den zahmen, bescheidenen Landfahrern, den Tedeschi, eine Ausnahme zu machen? Im Jahre 1261 hatte Michael der Paläologe jener abenteuerlichen Herrlichkeit der Lateiner am Bosporus ein Ende gebracht. An die Stelle

der Venezianer als unmittelbarer Gebieter waren die Genuesen getreten, und es begann der riesige Kampf beider Seerepubliken. Die Venezianer mußten fürchten, daß die Nebenbuhler, welche im Orient ihnen die Waage hielten, vermittels der Lombarden ihnen auch die Vorteile des nordischen Binnenhandels entreißen



Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig, der Stapelplatz der oberdeutschen Kaufleute. Nach dem Kupferstich von R. Kustos, 1616.

würden. Weil aber das Governo die Eroberung des Festlandes von Italien schon ins Auge gefaßt hatte und alle Verbindung der unterworfenen Provinzen mit Deutschland vermeiden wollte, ferner der Verkehr in den Norden nur zu Lande stattfand und die Regierung jeden Anlaß scheute, welcher die Cittadini vom Seewesen abziehen könnte, verbot dasselbe den Staatsangehörigen, ihre Waren selbst über die Berge zu führen und nötigte die Deutschen, sie zu holen und ihnen ihre Güter herbeizubringen.

Gerade im Jahre 1268, als der letzte Hohenstaufe gefallen war, zwei Jahre nach dem großen Seesiege der Venezianer bei Trapani über die Genuesen, während die hansische Welt im fernsten

Auslande ihre Gebieterstellung befestigte, ordnete die Republik in ihrem Sinne die Verkehrsverhältnisse mit den Deutschen. Es entstand zwar nicht erst der vielgenannte Kaufhof der Deutschen, il Fontego dei Tedeschi (Fondaco, Fontico), er erhielt jedoch seine erste obrigkeitliche Einrichtung. Ihrerseits besaß die Republik viele solcher Niederlassungen, Wohnhöfe mit Niederlagen und Kaufgaden in vielen Hafenstädten. Alle waren aber mit ganz anderen Rechten ausgestattet als der Fontego dei Tedeschi. So selbst derjenige an der Küste der Berberei zu Tunis, mit mannigfacher Freiheit, mit einer Kirche, mit Fabriken, einem Konsul oder Bailo (Podestà), welcher selbst die Streitigkeiten zwischen den Venezianern und den Mauren schlichtete, einem Zollschreiber und anderen Beamten. Der Fontego, das „teutsche Haus", dagegen, an bequemer Stelle nahe dem großen Kanal geräumig erbaut, war nur das Niederlags- und Wohnhaus der deutschen Kaufleute, ohne alle Jurisdiktion, ohne Vogt, ohne eigenen Vorstand und eigene Verwaltung der Fremden. Sie waren nur befugt, zu einer bestimmten Zeit in Venedig mit ihren Waren zu weilen, und empfingen bei ihrer Ankunft die Schlüssel zu den sechsundfünfzig Kammern oder Zimmern, welche sie vor ihrer Abreise bei schwerer Strafe nicht einem deutschen Hauswart oder Oldermann, sondern der venezianischen Obrigkeit einhändigen mußten. Zur Aufsicht über den Fontego, den die Kunstliebe süddeutscher Kaufleute (wie Norddeutsche ihren Stahlhof an der Themse) später mit prächtigen Galerien, wohnlichen Gemächern und Prunksälen ausschmückte, ferner zur Einforderung der Gefälle und Abgaben an die Republik wurden im Jahre 1268 drei Cittadini unter dem Titel Visdomini al Fontego dei Tedeschi ernannt, welche sich mit zwei Schreibern und einem Fontegaro im Gebäude aufhalten mußten. War diesen Beamten und ihren Dienern streng verboten, im Fontego oder außerhalb desselben Waren zu kaufen und Geschenke anzunehmen, so unterlag der Verkehr dennoch dem lästigsten Zwange. Das Haus stand nur zur bestimmten Frist den Gästen offen. Diese durften nur an Venezianer verkaufen, nur bei diesen ihre Einkäufe machen. Alle Waren der Einfuhr und Ausfuhr wurden bei der öffentlichen Waage gewogen, vor deren Abwägung kein Handel geschlossen. Die Schreiber, von denen einer immer im Fontego schlief, verzeichneten alle ankommenden und ausgeführten Waren und übergaben die Kontrolle den Visdomini, denen die Makler gleichfalls alle ihre Geschäfte anzeigen mußten. Ja, es durfte im Nieder-

lagshause nicht einmal etwas ohne Erlaubnis jener Beamten ausgeladen werden.

So beschränkt, so abstechend vom Wesen der hansischen Kaufhöfe war der Zuschnitt des „Teutschen Hauses in Venedig", das dennoch der liebgewonnene Mittelpunkt des welschen Verkehrs geschmeidiger, gemütlicher Kaufleute Süd- und Mitteldeutschlands bis in die Reformationszeit blieb. Die stolze „Freistadt" Regensburg behauptete noch im 14. Jahrhundert den ersten Rang dort „hergebracht" zu haben, mußte aber dann, daheim gesunken, den Augsburgern, Nürnbergern, Ulmern und Frankfurtern weichen, die mehr noch als Breslau, Prag und Erfurt, am Rialto ihre Reichtümer erwarben und von dort das Vorbild zum Schmuck ihrer Gassen, Märkte, Rathäuser und Kirchen entnahmen. Auch der aristokratischen Signora lag so viel an der Gewohnheit dieses Verkehrs, daß sie die deutsche Nation ihr „Cuorisino" (Herzchen) zu nennen liebte und in der Todesnot zur Zeit der Liga von Kamerick nicht umsonst das Mitgefühl derselben aufrief. — Der Hanse ist das „Teutsche Haus" zu Venedig mittelbarer nur auf Flanderns Märkten und in der spätesten Zeit begegnet. Ihre beiderseitigen Gebiete trennte Hessen, der Thüringer Wald, das Erz- und die lausitzischen Gebirge. Außer Breslau hielt etwa nur Erfurt Beziehungen nach beiden Polen fest. Dennoch arbeiteten beide Systeme, ohne voneinander Kenntnis zu nehmen, gemeinsam für den Wohlstand, das Bedürfnis und den Glanz des Vaterlandes. Wie einerseits der wehrhafte, flottenmächtige Hansebund den deutschen Norden erweiterte, schirmte und das deutsche Leben bis in den tiefsten Norden und Osten, wie im Westen zur Geltung brachte, haben die Landfahrer nach Venedig wesentlich dazu beigetragen, die rauhen Sitten der Väter zu verfeinern, den Geschmack an Künsten zu veredeln und die Wissenschaften zu fördern. Fanden wir erwähnungswert, daß die Winterfahrer in der Langeweile arktischer Nächte die isländischen Sagen, wie die Wilkina, mit südgermanischen Elementen phantastisch aufputzten, so bereicherten die Gäste des Fontego zu Venedig, begierig nach Novellen und Fabeln, das Gebiet mittelalterlicher Dichtkunst. Es war ein Bürger von Augsburg, Otto der Bogener, welcher Herrn Ulrich von Thürheim aus Welschland das Buch, „Der fortgesetzte Willehalm von Orense", heimbrachte. Des Florentiners Novellen haben Süddeutschland lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst ergötzt und zur Nachahmung ermuntert. —

Wollen wir noch fragen, weshalb der Bund armer, mühsals-

voller Bürger des Sassenlandes für sich allein so unermeßliche, ernste Erfolge davontrug, während die süddeutschen Gemeinwesen, reicher an Mitteln, unter dem Schutze ihrer Kaiser, handelspolitisch betrachtet, nur so Geringes, Unselbständiges errangen, so mögen wir keineswegs bei den letztern auf Mangel an



Der Markusplatz in Venedig im 16. Jahrhundert.
Nach Cesare Vecellio.

Tatkraft schließen. Beide unterlagen den verschiedenartigsten Verhältnissen. Ein abgesperrtes Binnenland, hatte es im Süden mit der Herrscherin des Hauptmeeres der Alten Welt zu tun. Eine Reihe vereinzelter Städte mit der energischen Einheit einer erobernden Republik, eine junge, ungemeisterte Kultur kämpfte mit einer sozialen Überlegenheit, welche sich aus der Römerzeit vererbt hatte. Endlich trat Verdacht und Haß des Welschen dem nordischen Barbaren überall entgegen, dessen tyrannisches

Kaiserhaus ja eben die Vermessenheit gebüßt hatte, die Freiheit der Kommunen erdrücken zu wollen. Mit der Hanse ging ein freies Bürgertum im Norden Hand in Hand. Handelsvorrechte, dem Fontego der Deutschen zugestanden, bedrohten die 700jährige Unabhängigkeit der Lagunenstadt. —

Die Stellung der deutschen Kaufleute in England.

Mit der französischen Krone beginnen die Handelsbeziehungen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts bedeutsamer zu werden und schriftlicher Übereinkunft zu bedürfen, als die Streitfrage Philipp IV. wegen des Lehnsverhältnisses der Grafschaft Flandern sich verwickelte und der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und England drohte. Dagegen traten schon bald nach dem Tode der Gräfin Margaretha, genannt „von Konstantinopel" (1278), Hindernisse des geordneten Verkehrs auf der Westsee ein und verschuldeten die Bedrückungen, welche sich die gräflichen Beamten zu Brügge, die Lehnsinhaber der dortigen Zölle und auch die Bürger gegen die deutschen Gäste erlaubten, so daß diese ihren Stapel von Brügge nach Ardenburg verlegten. Solcher Maßregel traten ausdrücklich unter andern die Bürger von Stendal (1280), die Deutschen und Goten auf Wisby und im Jahre 1282 die Stadt Halle bei und bewirkten, daß andere Gemeinwesen und Herren in Niederdeutschland, wie Dortrecht und die Grafen von Holland, sich unter günstigen Bedingungen zur Aufnahme der deutschen Niederlassungen erboten. Da suchte Graf Guido von Flandern aus dem Hause Dampierre im Jahre 1282 die Beschwerden wegen der Waage und der Zollerhebung zu beseitigen. „Alle Kaufleute vom Osten" gaben ihre Beistimmung. Der Landesherr traf nunmehr mit dem adeligen Lehnsträger der Zölle zu Brügge, mit den Schöffen und mit dem Abgeordneten der Kaufleute des Römischen Reichs, Johann von Douai, einem vielbetrauten Ratsmann von Lübeck und den Vertretern anderer handelnden Völker eine besondere Vereinbarung über die Waageordnung, von welcher die Zollsätze abhingen. Trotzdem verursachten die Wirren, denen besonders Brügge zu Anfang des Jahrhunderts zur Beute wurde, daß die Gäste später mit ihrem Stapel wieder nach Ardenburg zogen.

Teilten die Kaufleute Westdeutschlands und die Osterlinge ihre Vorrechte in Brügge mit andern seefahrenden Völkern, so gewährten ihnen dagegen die Ehrenrechte und Vorzüge, die sie in London genossen, eine Genugtuung, welche kaum ihresgleichen

in den internationalen Verhältnissen des Mittelalters findet, Venedigs und Genuas wie Pisas Stellung im Byzantinischen und im Lateinischen Kaiserreich etwa ausgenommen.

Als die folgenreichen Unruhen, „der Krieg der Barone“ gegen Heinrich II., mit neuer Begründung des öffentlichen Rechts beendet waren, erschienen beim Regierungsantritt König Edwards I. (1272) die deutschen Gäste so völlig gleichberechtigt mit Londons Bürgern, daß an eine Bestätigung der Privilegien der Hanse oder der einzelnen Hansen nicht gedacht wurde. Nur Bremen, dessen Bevölkerung eben während des Regiments Erzbischof Gieselberts (1273—1306) unbändiger politischer Drang ergriff und die um Ostern 1275 im offenen Aufstand die bischöfliche Pfalz zerstört und ihren kirchlichen Oberherrn samt der ministerialen Gemeinde verjagt hatte, entbehrte noch des einträglichen Verkehrs mit London, weil sich ein Bremer Bürger im Dienste jenes in England ansässigen deutschen Kaufherrn, Arnold Thedmars Sohn, durch die Flucht der Zahlung seines Anteils an dem Sühnegelde entzogen hatte, das der Kommune von London im Jahre 1265 wegen ihrer Empörung auferlegt war. Vierzehn Jahre hindurch blieben deshalb die Bremer vom Besuch Englands ausgeschlossen, und erst als Herzog Albrecht von Braunschweig, jener Schutzvogt Lübecks und Vertreter Hamburgs im Ausland, kurz vor seinem Tode (im Jahre 1279) den König gebeten hatte, den Unschuldigen seinen Schutz zuzuwenden, wurden sie wieder aufgenommen. Zu den einmütigeren Schritten, vom König die Bestätigung ihrer gemeinschaftlichen Privilegien zu erwirken, nötigte die Deutschen auch wohl die gerichtliche Untersuchung über einen Streit mit der Stadt London (1275), welcher die uralten Verhältnisse der Fremden eigentümlich beleuchtet. Im gedachten Jahre beschwerten sich die Bürger in ihren Quartierversammlungen, daß die Deutschen im Genuß gleicher Rechte mit den Einheimischen das Bischofstor schmählich verfallen ließen, ungeachtet ihrer Verpflichtung, dasselbe in gutem Zustande zu erhalten. „Bishopsgate“, das nordöstlichste von den sechs Landtoren, das den Eingang in die eigentliche City, in den ummauerten Kern der Stadt, eröffneten, sollten nach der Aussage eines der Stadtviertel (Warden) einst die Dänen zur Verteidigung und Unterhaltung übernommen haben, als Gegendienst für die Rechte, die sie in London genossen. Die Deutschen konnten ihre Verpflichtung nicht leugnen, obgleich es ungewiß bleibt, in welcher Weise sie die Erben der dänischen Rechte und Pflichten geworden sind. Das Bischofstor

bestand aber schon vor den Zeiten Wilhelms des Eroberers (1066), lag jedoch gerade in entgegengesetzter Richtung von der Gildhalle am Strande, wo das Hafentor, Downgate, längst verfallen war. Den Streit erledigte endlich der Spruch des Exchecquergerichts durch einen Vergleich vom Jahre 1282, nachdem kurz vorher (November 1281) die Hanse auch beim König die Bestäti-

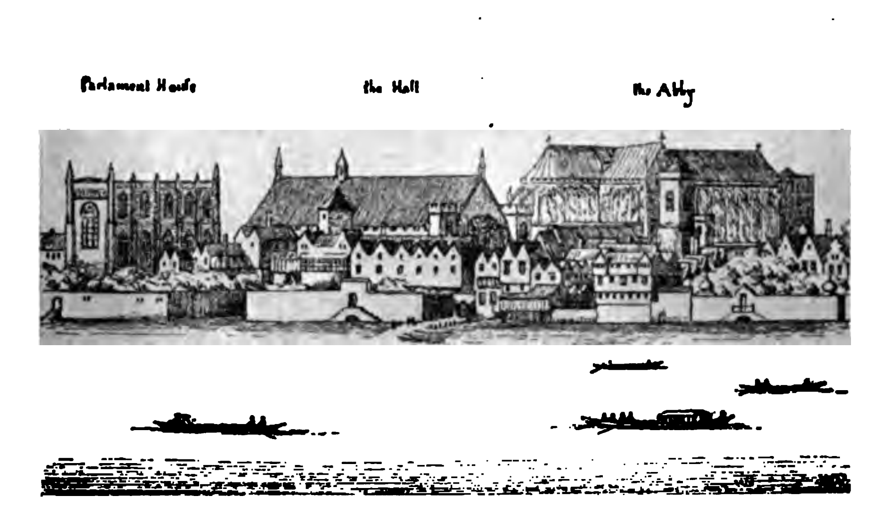


Siegel der Stadt Dover. (1281.)

gung ihrer Rechte erwirkt hatte. Denn klug hatten sie nach dem Tode ihres fürstlichen Fürsprechers, des Welfen, und dem Wiedereintritt der Bremer in die Hanse von London den Wert gemeinsamer Privilegien für alle Kaufleute der deutschen Gildhalle ins Auge gefaßt.

Jener Vergleich vor dem königlichen Gericht einigte denn beide Parteien dahin, daß die Deutschen der Stadt zur Herstellung des Bischofstores 240 Pfund Sterling zahlten und sich verpflichteten, dasselbe auch in Zukunft zu erhalten und zur Bewachung desselben den dritten Teil der Kosten und der Leute zu übernehmen. Für solche Gegenleistung erkannte die Stadt alle Freiheiten der Hansen an, sprach sie los von der Abgabe zur Erhaltung der Mauern und vergönnte ihnen das Recht, ihr Getreide 40 Tage lang in ihren Speichern unverkauft aufzubewahren, falls nicht besondere Umstände einen schleunigeren Verkauf nötig machten.

Ferner ward den Hansen das alte Recht bestätigt, einen Aldermann zum Rechtsprechen in ihrem Hofe zu haben, doch mit der Bestimmung, daß derselbe aus den Aldermännern der Stadt gewählt werde, was man gewöhnlich dahin verstand, daß er ein Bürger Londons sein müsse. So oft dieser Aldermann durch die deutschen Kaufleute erwählt wäre, solle er dem Mayor und den



Alte Ansicht von Westminster (Parlamentshaus, Halle und Abtei).
Nach dem Stiche in der Topographie d'Angleterre.

Aldermännern Londons vorgestellt werden und den Eid ablegen, Recht und Gesetz zu handhaben und den Rechten und Gesetzen der Stadt nicht zu nahe zu treten. Er war aber nicht das eigentliche Haupt der Deutschen in London, denn schwerlich eignete sich ein Engländer dazu, die Gerechtsame der Gäste zu handhaben, Morgensprachen zu halten und mündlich oder schriftlich mit den Hansestädten zu verkehren. Das Amt des englischen Aldermanns, der wie der Mayor und die Sheriffs ein jährliches Ehrengeschenk an Geld und anderen guten Dingen empfing — mehrmals war es der Mayor selbst —, diente den Hansen nur dazu, einen einflußreichen Bürger der Stadt für ihr Interesse zu gewinnen. Es war deshalb noch ein zweiter Aldermann nötig, ein eigentlich hansischer Bürger, den wir denn auch bald neben jenem unterscheiden können. In so früher Zeit stoßen wir noch auf keine Statuten. Aber die eigentümlichen Grundzüge derselben

hatte wohl bereits die Gewohnheit ins Leben gerufen. Auch machte sich wohl schon der Rechtsbrauch geltend, daß der deutsche Aldermann nicht allein Streitigkeiten der Deutschen untereinander, sondern auch zwischen Engländern und Gästen schlichtete. Ein Privilegium König Edwards I. vom Jahre 1303 erteilte dann den Deutschen auch das Recht, daß in allen Gerichtshändeln, todwürdige Verbrechen ausgenommen, die Hälfte der Geschworenen aus Männern ihrer Sprache genommen werde.

Infolge jenes Vergleiches vom Jahre 1282, in welchem der deutsche Aldermann, ein Bürger von Köln, drei von Dortmund, einer aus Münster und einer aus Hamburg die Hanse vertraten, ward der Bau des Bischofstores dauerhaft und stattlich ausgeführt und der obere Teil desselben den deutschen Wächtern anvertraut. Treu übten die Gäste diese wichtige Pflicht auch in den unruhigsten Zeiten. Mit ihren Waffen, die im Stahlhof bereitlagen, verteidigten streitbare Kaufleute den Eingang der City vom oft so getümmelvollen Essex und Suffolk her und büßten nach einer sinnvollen und prächtigen Erneuerung des Tores (im Jahre 1474) erst im 16. Jahrhundert unter veränderter Weltlage mit dem Stahlhof und allen ihren sonstigen Privilegien auch jenes ehrenvolle Schlüssel- und Hüteramt ein.

Wie grell ist der Abstand zwischen der Berechtigung der reichen oberdeutschen Kaufleute in Venedig, die als zeitweise Mieter nicht einmal die Schlüssel zum Fontego dei Tedeschi in Händen behalten durften und den seefahrenden Krämern dunkler Landstädte wie Dortmunds, Soests und Münsters, denen die Hauptstadt des starken Inselreichs die Bewachung des eigenen Tores anvertraute! Weil auch schon im Mittelalter das vertragsmäßige Recht in England größere Anerkennung fand als gleichzeitig im übrigen Europa, erlitten die Verhältnisse der Hanse in England bis auf die Mitte des 14. Jahrhunderts keine wesentliche Störung. Geringfügige Streitigkeiten über Beschlagnahme von Schiffen in Kriegen, freiwillige Steuern, Jurisdiktionsüberschreitung wurden immer bald beigelegt und die Privilegien erneuert. Solche Nachsicht von seiten eines erstarkenden staatswirtschaftlichen Geistes ist um so lobenswerter, als die Hansen zeitig das Gelüste blicken ließen, sich in die Herrschaft der Meere zu teilen, indem die Osterlinge die Vläminger und Friesen vom Befahren der Ostsee nach Gotland, sowie diese die Gotländer von der Westsee ausschließen wollten. Einige nordholländische Städte im Jahre 1286 sprachen sogar den Wunsch aus, allen Engländern den Besuch

der baltischen Häfen zu verbieten. Früher schon hatte hansischer Neid die Engländer in Bergen zu beseitigen gewußt.

Streitbares Hanseatentum.

Die harten Fäuste der Fläminge, der Zünftler von Brügge und der anderen Porter Flanderns hatten kurz vorher in der „Sporenschlacht" bei Kortrik (11. Juli 1302) die Blüte der französischen Ritterschaft niedergeworfen, und Pieter de Konings, des Zunftshaupts der Weber, Name ging gefeiert durch alle Lande. Es war das niedere Bürgertum gewesen, das die Freiheit der Heimat und seinen eingeborenen Fürstenstamm gegen die fränkische Übermacht und die Liliarden, die heimische Aristokratie, behauptet hatte. Die westdeutschen Städte und die hansischen empfanden vermöge ihres nie unterbrochenen Verkehrs mit Brügge, Gent, Damme und Ardenburg den Sieg der Handwerker als einen gemeinsamen, und an unzähligen Orten, zu Trier, Speyer, zu



Die Sporenschlacht bei Kortrik (Courtrai).
Miniatur aus einer Handschrift der „Grandes chroniques de France" in Leningrad.

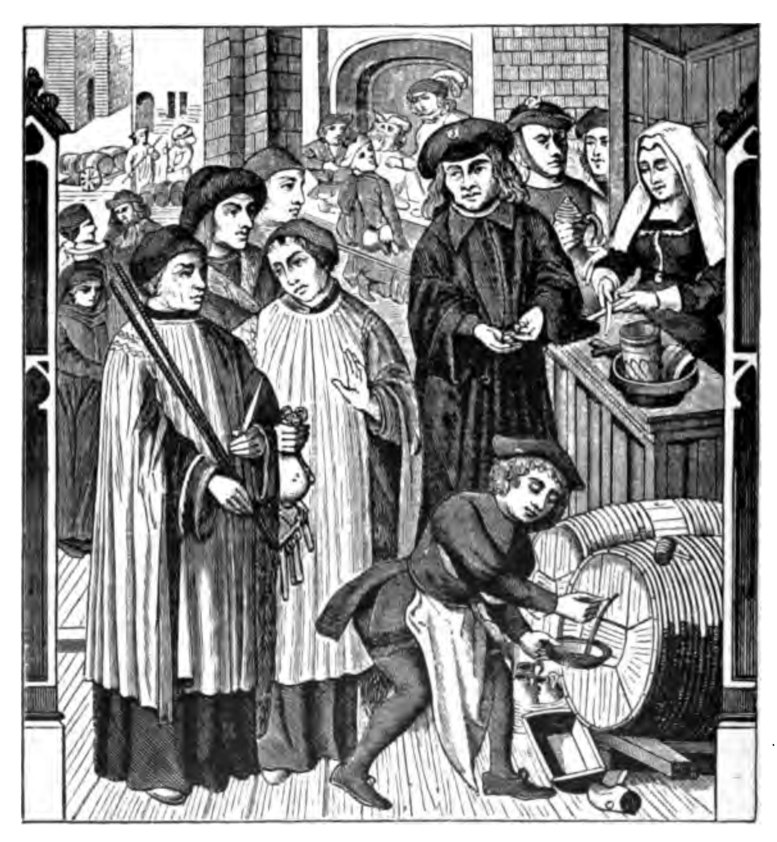
Straßburg, in Thüringen und in der Mark wie in Magdeburg, rangen die Zünfte von neuem nach politischer Selbständigkeit. Am allerwenigsten konnte in Bremen ein Umschlag ausbleiben. Im Jahre 1286 mit dem Kirchenfürsten wieder ausgesöhnt, der im Jahre 1289 sogar auf die weltliche Herrschaft über die Stadt ganz verzichtet haben soll, wenigstens im Jahre 1301 sich mit ihr als einer gleichberechtigten Macht zu Schutz und Trutz verbündete, brach die Volkspartei im Jahre 1304 die morsche, noch aristokratische Form des Staates ganz zusammen, indem sie die ritterlichen Geschlechter sogar vertrieb, einen siegreichen Frieden erzwang (1306), den Rat auf 36 Glieder vermehrte und alles ritterliche Gut aus dem städtischen Weichbilde ausschied.

In den hohen Alpentälern rüsteten sich still um dieselbe Zeit die Bauern- und Hirtengemeinden, um Habsburgs unleidliches Joch abzuschütteln. Je näher man der Ostsee kam, je bewußter und tatkräftiger war das allgemeine Streben. Selbst die märkischen Städte wie Berlin und Kölln, sonst im Genuß des behaglichsten Wohlstandes, mochten ihre Markgrafen nicht länger unumschränkt über sich walten lassen. Jene Zwillingsstädte an der Spree verschmolzen klug ihre bis dahin getrennten Gemeinwesen und wählten (Ostern 1307) einen gemeinsamen Rat. Als Markgraf Hermann mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben war (Anfang 1308), erklärten zu Berlin die Sendboten aller märkischen Städte, besorgt vor der Vormundschaft Waldemars, jenes gefeierten Letztlings der Anhalter, ihr Bündnis, um sich mit Rat und Tat gegen Gewalt und Unrecht zu schirmen, und beugten so den Sinn des Gebieters. Als nun gar die Kunde eines so ungeheuren Ereignisses wie die Ermordung des deutschen Königs Albrecht (1. Mai 1308) in die Lande ging, erwachte im Zwischenreich die Hoffnung der unterdrückten Volkspartei noch lebendiger, und die unbeschreibliche Gärung wuchs.

Nur Lübeck ließ, von Schwäche angewandelt, sein schönes Tagewerk aus der Hand fallen. Aber der Mutter des niedersächsischen Rechts war die Rüstigkeit mündiger Töchter nachgewiesen, die dasselbe wieder aufnahmen. Während die wendischen und sächsischen Fürsten und Herren am Hofe des Dänenkönigs dienten, um mit seinem Beistand die „Frechheit“ ihrer Städte zu strafen, während Lübeck und Hamburg sich herabließen, ganz unhansisch wegen des Baues und Unterhalts eines Turms in der Elbmündung den Schiedsspruch eines Landritters einzuholen, reichten sich im Dezember 1308 das mutige Rostock, die verwegenen Gemeinden von Wismar, Stralsund und Greifswald

im Genuß der unabhängigsten Verfassung die Bundeshand und bewahrten die Freiheit des deutschen Nordens, welche die Fürsten aus Haß und Neid gegen das reiche Bürgertum preisgegeben hatten.

Rostock als die älteste Tochter des lübischen Rechts und als die bedrohteste übernahm von selbst die Leitung der Hanse, ehe sie sich ganz auflöste, und erlangte hohe Ehren selbst in der Fremde. Unterdessen hatte König Heinrich von Lützelburg, am 6. Juni 1309 zu Aachen gekrönt, im fernen Welschland seine ritterliche Kraft vergeudet, nachdem er, als Förderer des Bürgertums über Gebühr gepriesen, selbst des Habsburgers unfreiwilliges Verdienst, die Rheinzölle abgeschafft zu haben, aus Gefügigkeit gegen seine Wähler vereitelt hatte. Darum mußte denn



Der Weinzehnt als Privileg der Kirche.
Nach einer Glasmalerei in der Kathedrale von Tournai. (15. Jahrhundert.)

Deutschland, als während Heinrichs Römerzug alle Reichsgesetze verfielen, sich selbst überlassen bleiben, und sah nur das Bürgertum aus den Wurzeln der freien Volksgemeinde sich verjüngen.

Über die Macht und Streitbarkeit der Anwohner der deutschen Meere liegt uns das merkwürdige Zeugnis eines Fremdlings vor. Zwar wissen wir, daß sich unsere Osterlinge, wenn auch keine Reichsstädte, im Besitz der wichtigsten Hoheitsrechte befanden und frei von der Heerfolge, vom Gerichtszwange waren, ohne andere Berufung als an den lübischen Oberhof. Gleich Stralsund waren sie durch den Erbvertrag mit Witzlav dem Jüngern (III.) (1304) sogar zum Widerstand berechtigt, falls die Fürsten ihre Privilegien kränkten. Sie wurden dabei reich durch den weitverbreiteten Seehandel, trotzig auf ihre Waffenerfolge und festen Mauern und argwohnsvoll gegen die infolge schlechter Wirtschaft und Erbteilung verarmten Landesherren, die nicht müde wurden, über den Hochmut des Bürgervolks zu klagen. Wir kennen ferner die Fortschritte unserer Städte vom Finnischen Busen bis zur Südersee in der Schiffsrüstung und im Seekriegswesen. Schon waren die hansischen Orlogschiffe hochgebordet mit aufgetürmten Kastellen an beiden Enden, mit Bliden gerüstet und trugen schwere Hengstreiter. Selbst Kauffahrtsschiffe, schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts mit frommen oder wunderlichen Namen getauft, wie der Schenkewein (Skinkewin) und der Stultenberg (Stolzenberg) von Stralsund, konnten leicht in Kriegsschiffe umgewandelt werden, was Frankreichs und Englands Kronen längst zu ihrem Nutzen erprobt hatten. Wir kennen ferner den ersten Zusammenstoß, in dem südeuropäische und nordische Marine sich maßen. Es war im Jahre 1304 zwischen den sumpfigen Wasserengen bei der Insel Schouwen unweit Zierickzee, wo mit sechzehn wohlgerüsteten Galeeren der genuesische Held, Admiral Rinieri de' Grimaldi, der französischen Flotte um Sold zugeführt, zwar gegen die „hohen Wassertürme" der flämischen Flotte einen entscheidenden Sieg errang, aber dennoch die Überzeugung ins Mittelmeer heimbrachte, daß er nur dem seichten Gewässer den günstigen Ausgang der Schlacht verdanke. Denn unmittelbar darauf finden wir, daß Genuesen, Venezianer und Katalanen von der Anwendung der Galeere abließen und nach nordischer Schiffskriegskunst sich auf den Bau hochbordiger, kastellartiger Segelschiffe, der „Koggen", verlegten. Bei aller geschichtlichen Würdigung unserer bürgerlichen See- und Handelsmacht, die wir vor unseren Augen erwachsen sahen, überrascht uns dennoch die hohe Meinung, die einem welt-

erfahrenen Italiener die Kenntnis norddeutscher Zustände abnötigte.

Marino Sanudo, ein frommer Venezianer, durchwanderte zu Anfang des 14. Jahrhunderts die christliche Welt, um die Mittel zur Wiedergewinnung des Heiligen Landes zu prüfen, das nach Akkons Verlust (1291) ganz in die Hand der Ungläubigen ge-



Ein Handelsherr in Begleitung von Bewaffneten zur Messe reisend. Holzschnitt aus Pauli, Schimpf und Ernst, 1533.

fallen war. Auch an die Küste der Westsee und des Baltischen Meeres gekommen, entwarf er in seiner Denkschrift an Papst Johann XXII. ums Jahr 1321 folgendes Bild unserer Völker an der Westsee und der Osterlinge: „In Alemannien wohnen viele Völker, welche sehr nützlich sein könnten, die Eroberung Ägyptens auszuführen, insbesondere die Ditmarschen, welche in den äußersten Marken des Erzstifts Bremen am Meere wohnen, und die Friesen, abwärts von Westfalen am Meere, auch die Holländer und Seeländer, die unterhalb Geldern und Kleve an der See sitzen. Weil jene Völker auf Inseln, am Meeresufer und an großen Strömen wohnen, welche durch ihr Gebiet ins Meer fließen, verstehen sie auf süßem und salzenem Wasser trefflich zu schiffen und könnte man bei ihnen trefflichen Rat und die beste Hilfe finden. Es sind aber auch in Holstein und in Slawien, wo ich persönlich war, viele merkwürdige Landstriche neben Flüssen und Seen und angefüllt mit reichen Einwohnern, nämlich Ham-

burg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald und Stettin, aus welchen eine große Menge guten Volks gezogen werden könnte, da in ihnen viele Orte sind, sowohl am Gestade als auf Inseln, mit einer Menge starker und mutiger Seeleute." Darum möge der Heilige Vater auf jene Völker im ägyptischen Plan besonders Rücksicht nehmen, zumal auch wegen ihres katholischen Bekenntnisses. Desgleichen, „als er von Venedig zum Hafen Sludys auf bewaffneten Galeeren gekommen sei, habe er mit eigenen Augen gesehen, daß jene Küste von Alemannien der venezianischen ganz gleich sei. Die Einwohner, stark und in den Waffen geübt, seien größtenteils Seeleute, andere zu Deicharbeiten fleißig geübt, sonst auch reich an Geld, und was noch löblicher, zeigten sie den wärmsten Eifer für die Sache des Heiligen Landes. Sie würden sich deshalb mit den Venezianern wohl vertragen, wie sich schon in den Tagen der Eroberung von Konstantinopel erwiesen." Der Umsichtige dachte aber keineswegs, die Norddeutschen auf ihren eigenen Schiffen nach Ägypten zu führen, sein Plan war, daß sie zu Lande in Venedig zusammenflössen und von dort auf Galeeren, deren Bauart, Größe, Bewaffnung, Ruderzahl, Ausschmückung er genau angibt, überschifften. „Begünstigt würde dieser Plan durch die Vertrautheit, in welcher die Alemannen mit den Venezianern stünden, so daß ihrer viele dort mit Weib und Kind lebten und, auf den venezianischen Flotten gebraucht, sich wacker hielten." Nur zweierlei fand Marino bedenklich: „Da die Deutschen gewaltige Esser seien, erwüchse Besorgnis für die Vorräte, wenn sie in den Himmelstrich kämen: ferner, weil sie aus großem Eifer und besonders befähigt in großer Anzahl überschiffen könnten, möchte in ihnen die Lust zur Herrschaft erwachen und nicht kleines Ärgernis entstehen, da ja die Venezianer nicht Herren, sondern Helfer begehrten. Doch würde ein tüchtiger und kluger Oberhauptmann wohl dieser Besorgnis zu begegnen wissen."

So urteilte ein Bürger von San Marco über unsere Vorfahren zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

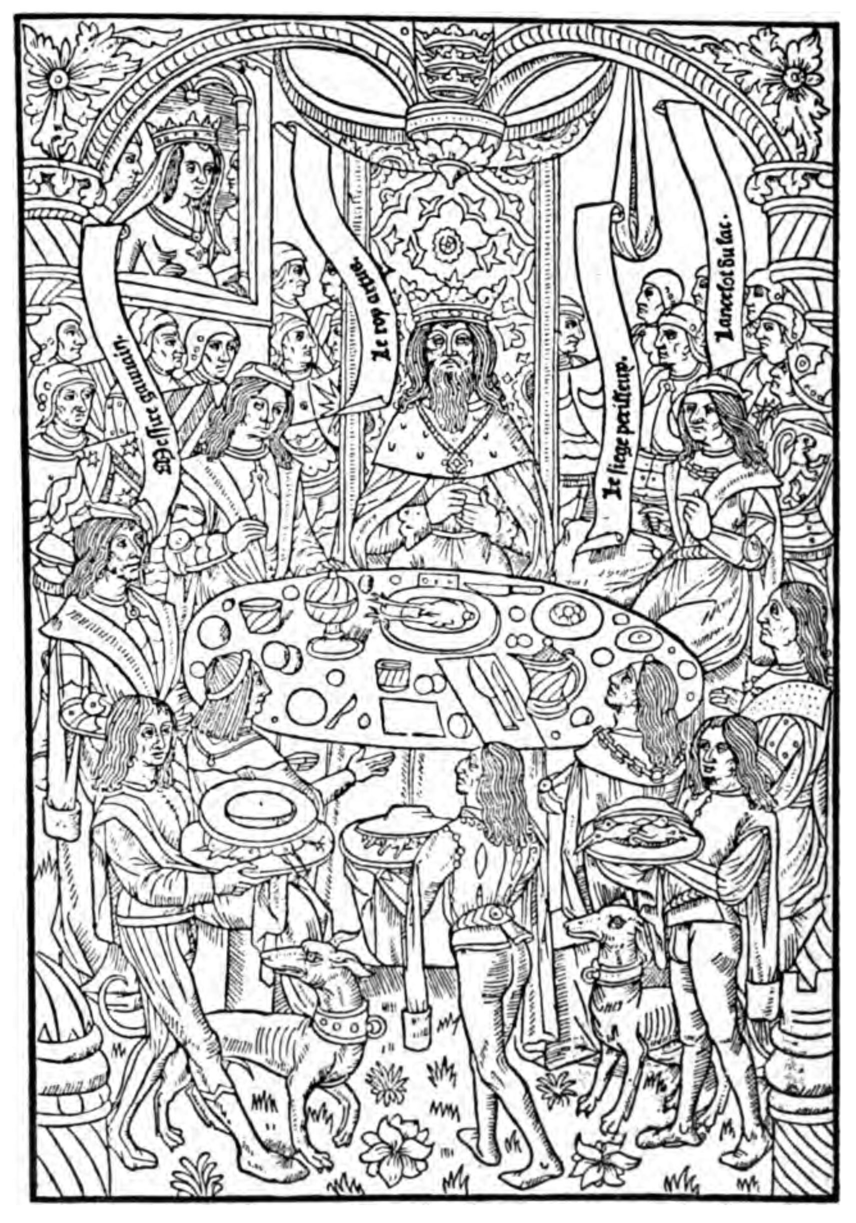
Sie bestanden aber auch die Probe in der Freiheitsliebe.

Klugheit mit Gewalt paarend ging Erich Menved seine Bahn, um das wendische Norddeutschland unter seine unmittelbare Botmäßigkeit zu bringen. Mit der Kirche, mit Norwegen, mit Schwedens heillosem Königshause hatte er Frieden seit 1308 bis 1309. Das Herzogtum Schleswig gehorchte noch den Nachkommen des Königs Abel, die Grafschaft Holstein war machtlos in verschiedene Linien gespalten, Hamburg, wenn auch hochgefreit,

war eine landsässige Stadt, Kiel, wenn auch erblüht, noch nicht im engern hansischen Bunde. Lübeck hatte sich unter dänischen Schutz geflüchtet, bei Zusicherung zeitweiser Handelsvorteile selbst mit dem Gedanken vertraut, sich dem Deutschen Reiche ganz zu entfremden. Der Stamm der Welfen zerfiel in viele Linien, die niedersächsischen Städte Braunschweig, Lüneburg, Hannover, das handelspolitisch sich an Bremen anschloß, Göttingen, Einbeck gediehen ohne gemeinsame Zwecke. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg stritten im Dienste der dänischen Krone mit der Linie Wittenberg um die Kurstimme. Fürst Heinrich von Mecklenburg wie Nikolaus „das Kind von Rostock" waren Erichs Lehnsmannen. Rostock war gefesselt durch das Schloß an der Warnow, ein Lehn des ersteren, „solange es dem Könige gefiel". Witzlav III., Fürst von Rügen und des nahen Festlandes (Stralsunds), ohnehin Vasall Dänemarks, war im Jahre 1310 auch in Erbvertrag mit jener Krone getreten. Durch den Trotz seiner Stadt beleidigt, beschimpft in Händeln mit Greifswald und Demmin, haßte er das undankbare Bürgertum, war erbittert gegen den Adel und bereit, jedem Rächer sich ganz in die Arme zu werfen. Pommerns Herzöge Wartislav III. von Wolgast und Otto von Stettin, fast in ähnlichem Verhältnis zu ihren Ständen, waren zum Widerstand unfähig, der letztere schwur den Dänen sogar den Lehnseid und ward des Königs Dienstmann mit 50 Helmen. Dazu die nicht erloschene Abtretungsurkunde König Albrechts, der neue König mit Italien und Böhmen beschäftigt, Markgraf Waldemar von Brandenburg, der einzige unabhängige Fürst im nordöstlichen Deutschland, in viele Händel gezerrt, in Spannung mit seinen Märkern, ein schlechter Geldwirt, wegen des Verkaufs Pommerellens an den Deutschen Orden in Unterhandlung und gerade damals den Dänen politisch eng befreundet.

Und dennoch zerrann aller gegenwärtiger Gewinn des ehrgeizigen Herrschers, und abermals wurde das Königtum der Dänen und Wenden zunichte.

Wismar, der Hofsitz Heinrichs des Löwen von Mecklenburg, als hervorragendes Mitglied des Vereins der Seestädte angesehen, stark befestigt und kühner durch das Bündnis mit Rostock, Stralsund und Greifswald vom Dezember 1308, weigerte sich, zur Vermählungsfeier der Tochter seines Landesherrn dessen Hofhalt bei sich aufzunehmen, „des Fürsten Gefolge sei der Stadt gefährlich". Ergrimmt über solche Keckheit, klagte Heinrich die Kränkung dem Landadel auf der Hochzeit zu Sternberg (März 1310) und veranlaßte den Dänenkönig, auf Ostern eine Zusam-



Fürstliches Mahl. König Artus' Tafelrunde.
Holzschnitt aus der ersten Ausgabe des Ritterromans „Lanzelot vom See".
Paris 1488.

menkunft mit Witzlav von Rügen, mit dem Markgrafen Waldemar, dem Herzog Wartislav von Pommern und andern Herren in Ribnitz an Rügens und Mecklenburgs Grenze zu berufen, wo man noch schwebende Händel ausglich und geheime Abrede zur Demütigung der Städte traf. Erich, den Rostocks gleiche Gesinnung längst mit Groll erfüllte, beschloß, zu obigem Zwecke im nächsten Frühling (1311) eine glänzende Fürstenversammlung nach Rostock anzuberaumen; aber aufmerksam auf jene Geschäftstätigkeit der Herren, hielten die Sendboten von Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald am 9. August 1310 eine Tagefahrt in Rostock — auch Lübeck fand nach alter Sitte sich ein —, bestätigten auf vier Jahre ihren früheren Verein, der unverkennbar auf die Fürsten abzielte, mußten aber gestatten, daß Lübeck zufolge seiner „Bevormundung“ sich verwahrte, „gegen den glorreichen König von Dänemark Feindliches zu unternehmen“. Schon im Vorjahre hatte der ehemalige Vorort seine Entfremdung von gemeinsamen Beschlüssen dadurch besiegelt, daß er bei großer Kornteuerung dem Auslande den Markt eröffnete und dem Ausfuhrverbot der Seestädte nicht Folge leistete, weshalb diese Lübeck „auch in andern großen Dingen ausließen“.

Der Verabredung gemäß trafen im Vorsommer 1311 zwanzig Fürsten, unter ihnen die wendischen, die Markgrafen Waldemar und Johann, die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, die Grafen von Holstein, die Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen und Lund mit vielen Prälaten und einer großen Zahl von Rittern und Edlen, nebst „schönen Frauen“ aus allen deutschen und nordischen Landen vor Rostock ein (12. Juni). Auch Sänger und „gehrende Leute“ wie Heinrich Frauenlob kamen aus der Ferne herbei. Aber Rat und Bürgerschaft witterten Gefahr vor den prunkenden Gästen, beschlossen, den Oberlehnsherrn nur mit einer gewissen Zahl von Bewaffneten einzulassen und machten Miene, ihre Tore mit Gewalt zu sperren. So frech beleidigt auf dem Gipfel seiner Macht vor den Augen der ganzen deutschen und nordischen Welt, bezwang der Dänenkönig gleichwohl seinen Zorn und verlegte die „Hochzeit“ unterhalb der Stadt nach dem sogenannten Rosengarten. Unter großen „Pavelunen“ von Seiden- und Scharlachdecken, unter Laubhütten und Zelten beherbergte der Prachtliebende die Fürsten und Edlen, hielt glänzende Ritterspiele, erteilte die Ritterwürde mit reichen Geschenken an Waldemar von Brandenburg und andere Ehrengäste. Auch gegen die „Gehrenden“, welche die Herrlichkeit des Festes, die Schönheit der Frauen nach neuer Kunst besangen, zeigte er sich königlich mild.

So dauerte die „Hochzeit“ drei Tage unter dem Vollgenuß von Speise und Trank. Aber mitten unter Spiel und Gelagen beschlossen die Fürsten, einmütig in der Klage über die Frechheit der Bürger, die von ihren Zinnen herab zuschauten, den



Seegefecht vor einer Hafenstadt.
Nach der Breslauer Handschrift der Chronik von Froissart. Ende des 15. Jahrhunderts.

bittersten Streit. Schon am 7. Juli 1311 stand Herr Heinrich mit mächtigem Kriegsheer vor Wismar, dessen Hafen zugleich dänische Schiffe sperrten. Doch die tapfern Bürger schlugen die Stürme ab, und eine Flotte der Schwesterstädte trieb die Dänen in die hohe See. Das erfüllte das Maß des königlichen Zornes, zumal gegen Rostock. In Warnemünde ernannte Erich den Fürsten Heinrich zu seinem Statthalter über Rostock und ließ fürs erste eine billige Sühne Wismars mit dem Landesherrn unter Vermittlung des Herzogs von Schleswig und des „Kindes“ Nikolaus

zu, um mit Waffengewalt die ärgeren Empörer zu bändigen. So entkamen die Wismarer noch glimpflich dem Unwetter; sie schwuren einen neuen Treueid, stellten die Vogtei mit andern Hoheitsrechten zurück und überließen dem Landesherrn die Schlüssel eines Stadttores so lange, bis derselbe an Stelle seiner zerstörten Hofburg eine andere erbaut hätte. Er dagegen bestätigte sämtliche älteren Freiheiten und selbst das Recht des Kriegsbündnisses. Über Rostock dagegen zog sich das Gewölk zusammen. Als nun Heinrich schon im Herbst 1311 durch ein Bollwerk den Hafen sperrte, drang der Rat auf gütliche Unterhandlungen; aber die mittleren und niederen Bürger, die Krämer an der Spitze, forderten, alles Untertänigkeitsverhältnis zum König zu brechen und die Herrschaft des eingeborenen Fürsten „Nikolaus des Kindes" mit Gottes Beistand zu schirmen. Bewaffnete Haufen führten den Willenlosen auf die „Laube", zwangen den Rat zur Huldigung und zerrissen den dänischen Treubrief, keck die Absage Erichs erwidernd. Ja, sie zogen unter dem Greifenbanner hinaus, stürmten mit großen Bliden die „Danske-Burg" am Hafen, verbrannten dieselbe und trugen die Verwüstung in dänisches wie mecklenburgisches Gebiet. Während des Winters aufs äußerste gerüstet, brachen sie mit raschem Entschluß den Turm ihrer Peterskirche ab und erbauten von den Steinen ein festes Bollwerk am östlichen Ufer unterhalb der Stadt. Weder durch die Beschlagnahme ihrer Güter in dänischen Städten geschreckt, noch durch die Hilfe, die alle wendischen Fürsten, auch die Markgrafen, dem König zugesagt hatten, schickten Rostocker, Stralsunder, Greifswalder, selbst die kurz vorher gesühnten Wismarer schon um Ostern 1312 ihre Orlogschiffe in See, plünderten die dänischen Küsten, verbrannten die Schlösser von Helsingör, Amak und auf Schonen. Als um Johannis des Königs Heer und Flotte und die vereinigten Gegner vor Warnemünde erschienen, konnten sie zwar nach elf Wochen die hungernde Besatzung jenes Bollwerks zum Rückzug zwingen, nicht aber den Mut der Bürger beugen. Denn inzwischen hatte sich ein entschieden demokratisches Regiment aufgeschwungen. Die niedere Bürgerschaft voller Argwohn, die „Herren" hätten, bange um ihre Landgüter, in Verbindung mit der Ritterschaft Warnemünde verraten, ließ, von Heinrich Runge, einem reichen Manne, geführt, am 17. September alle Ratsmänner, deren man habhaft werden konnte, ergreifen und grausam hinrichten. Der neue „Tribun" verdammte mitleidlos den eigenen Bruder und trat dann in die neue Körperschaft, die mit Billigung „des

Kindes", die „Ältesten der Bürger" unter Vollmacht der Alderleute aus den Zünften erkoren. Solches Regiment bewirkte denn, daß, während die „Beschlechteten" sich verkrochen, Anfang des Winters die fremden Fürsten heimzogen und gern Heinrich das Abenteuer überließen.

Wenn nach so glücklicher Verteidigung dennoch von der siegreichen Gemeinde ein nachgiebiger Friede geschlossen wurde, mögen wir uns denselben nur aus einer Wendung der inneren Verhältnisse erklären. Der leidenschaftliche Waffenkampf war einer schleppenden, dem täglichen Behagen schädlichen Kriegsweise gewichen. Das Volk erschlaffte, blickte auf die Folgen der Auflehnung und ließ sich durch die Vorstellungen der Kaufmannschaft bewegen, den tatkräftigen Parteiführer auszuweisen und zur Herstellung des Verkehrs Unterhandlungen mit dem Fürsten zu gestatten. Als die Undankbaren den neuen Ratsherrn mit 50 seiner Anhänger „als Verletzer des lübischen Rechts" verbannt hatten, betrog der am 18. Dezember eidlich festgestellte Frieden von Polchow das noch als gültig anerkannte Zunftregiment um seine Hoffnungen. Rostock wähnte durch die Zahlung von 14 000 Mark Silber oder deren Wert in Waren an den König und den Markgrafen, durch Huldigungsgelöbnis an den Fürsten, die veränderte Verfassung sicherzustellen, indem es beide, den ausgewiesenen alten Rat und die verbannten Unruhstifter, von der Rückkehr ausschlösse. Doch während ein dänischer, ein brandenburgischer und ein mecklenburgischer Vogt in Warnemünde zur Ausführung des Vertrags weilten und selbst Stralsund gegen Zusicherung früherer Handelsvorteile und eine Geldbuße mit Erich und Witzlav zu Sjöborg den Frieden einging (März 1313), erkannten die Rostocker ihren Fehlgriff, riefen den ausgewiesenen Führer zurück und zwangen den neuen Rat, ein Privilegium auszustellen und in wohlverschlossener Truhe zu bewahren, das als ein ewiges Grundgesetz einer gemäßigten Volksherrschaft das Vorschlags- und Bestätigungsrecht der Aldermänner bei der Ratswahl, eine zeitgemäße Verbesserung des Gerichtswesens unter Aufsicht derselben Körperschaft und Abwendung zu nahen Rechtsverkehrs der „Herren" mit dem Adel, endlich eine gründliche Reform des Stadthaushalts verbürgte, keineswegs jedoch eine Verdrängung altberechtigter Vornehmen vom Ratsstuhl bedingte. Dennoch mit einer Teilung ihrer Gewalt unzufrieden, erklärte der ausgewiesene Rat den Frieden von Polchow für gebrochen, wandte sich an den Landesherrn, der eben von ferner Pilgerreise heimgekehrt war, und wußte durch

geheimen Anhang in der Stadt gegen die Zusage Heinrichs vom 6. Januar 1314, „ihnen den Anteil an der nächsten Ratswahl einzuräumen“ und schon in der Nacht vom 12. Januar dem Fürsten und seiner Ritterschaft Eingang durch das Steintor zu verschaffen. Vergeblich schlug das aufgestürmte Volk die Schleicher zurück, denn unter dem Tor gewann Heinrich durch glatte und treuherzige Worte selbst das Haupt des neuen Rats so weit, daß Heinrich Runge, verzagend oder getäuscht, die schlagbereiten Zünftler durch eine Anrede auf dem Markt beschwichtigte. Einmal mit seinen Mannen drinnen in der verratenen Stadt, ließ der Landesherr folgenden Tags „nach lübischem Brauch“ zwischen dem alten und neuen Rat vor Richter und Schöffen aus der Mitte des Adels Gericht halten, das parteiische Urteil derselben schonungslos an den Unruhestiftern, soviel man ihrer habhaft wurde, vollstrecken, die Geflohenen auf ewig einkerkern und jene neue Verfassungsurkunde verbrennen. So wurde das Ratsstatut des „Welfen Heinrich“ vom Jahre 1158 mit seinen veralteten, gehässigen Bestimmungen wiederhergestellt, in dessen Folge am 19. Januar 1344 einundzwanzig Ratsherren den Huldigungseid für den Dänenkönig von neuem gelobten. Aber während des scheinbaren Friedens und unter dem Genuß der früheren dänischen Handelsvorteile fraß sich die Erbitterung auch zu Rostock tiefer in die Seelen. Das aristokratische Prinzip, das Lübeck entmutigt hatte, das inzwischen stille saß und nur durch Geldanleihen gegen gehörige Sicherheit den früheren Bundesgenossen half, hatte die schönere, deutsche und volkstümlichere Sache auch hier verdorben. Aber die Tat einer andern wendischen Seestadt löste wenige Jahre nach so unbefriedigenden Versuchen die verkaufte Ehre des deutschen Nordens wieder ein.

Währenddessen gewann an anderen Stellen der baltischen Küste unser Bürgerwesen neue Stützen. Pommerns Herzöge hatten das lübische Recht größeren und kleineren Städten übertragen, die dann alle einer künftigen allgemeinen Hanse zuwuchsen. So Stargard an der damals wasserreichen Ihna, dessen Bürger, wegen ihrer Mannesstärke die „Dreibinder“ genannt, im Jahre 1292 das vollständige lübische Recht gegen das magdeburgische eintauschten, mit dem sie ursprünglich bedacht waren. Segensreicher für alle Zukunft gestalteten sich die Dinge an der Niederweichsel: der Verkauf von Pommerellen mit Danzig an den Deutschen Orden und gleichzeitig die Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig nach Marienburg.

Innere Organisation der Hansestädte.

So gespannt die deutsche Kaufmannswelt jene unerwarteten Wendungen der nordischen Politik verfolgte, würde sie doch nicht imstande gewesen sein, ihre Freiheiten gegen den Wiederhersteller des Dänischen Reichs in seiner ursprünglichen Aus-



Heutige Ansicht der Marienburg.

dehnung zu behaupten, hätte nicht, durch die nordischen Wirren begünstigt, die innere Ausbildung der deutschen Hanse inzwischen, als ahne der Kaufmann die drohende Zukunft, ihre Schritte beflügelt.

Denn innerhalb dreizehn Jahren war eine übersichtliche, organische Gliederung des losen Ganzen angebahnt, dem flandrischen Kaufmannsvereine eine bündige Ordnung mit Rückhalt an die Seestädte verliehen, die Stadt Lübeck mit der Oberleitung betraut. Bremen, die störrische Nachbarin an der Westsee, war zum gefügigsten Gehorsam an den Bund herangebracht, und auch im gesamten äußeren Schematismus war alles vorbereitet, um mit still gesammeltem Kapital der Kraft aller Städte des deutschen

Nordens von Narva bis zur Südersee als deutsche Hanse in die Schranken zu treten.

Die Einteilung der Hansestädte in „Drittel“ war aber von den



Erhebung der Marktsteuer durch Geistliche.
Glasmalerei des 15. Jahrhunderts.

Kaufmannsgesellschaften im Auslande erdacht und alsbald auf die handelspolitische Gesamtheit übertragen worden.

Im Herbst des Jahres 1347 im Remter des Karmeliterklosters „vergaddert“, beschlossen „die gemeinen Kaufleute aus dem Römischen Reiche von Alemannien ein gemeines Buch anzulegen, um darin alle ihre Willküren niederzuschreiben, auch was sonst in ihrem Verkehr bräuchlich geworden“. Zunächst heben wir hervor, daß sich die gemeinen Kaufleute in „Drittel“ teilten: Erstens in das Drittel von Lübeck mit den wendischen und sächsi-

schen Städten, zweitens in das von Westfalen und von Preußen, und drittens in das von Gotland, Livland und Schweden, d. h. der Gemeinwesen in Schweden, bei denen das deutsche Element vorwaltete. Diese Teilung in Drittel hatte zunächst den Zweck, um bei der jährlichen Wahl der Aldermänner den verschiedenen, gleichberechtigten Gesellschaftsgliedern gleichmäßigen Einfluß zu sichern. Denn aus jedem Drittel wurden jährlich nach Pfingsten zwei Aldermänner gekoren; diese sechs, zur Übernahme des Amtes bei Strafe verpflichtet, wählten aus jedem Drittel noch acht Mann, um mit ihnen nach Erfordernis die Geschäfte ohne Versammlung der gemeinen Deutschen zu erledigen. Wir übergehen jetzt noch den sonstigen Inhalt der Willküren und erwähnen nur, daß auch die Hanse von London bei gleicher Bestellung des Kaufmannsrates aus den Dritteln eine andere Einteilung zugrunde legte. Dort bildete im 15. Jahrhundert Köln mit den geldernschen Städten das erste Drittel allein, weil auch nach dem Sinken der Königin des Rheins als Seestadt die größere Zahl der Deutschen in London jenen Provinzen entstammte. Das zweite Drittel umfaßte alle sächsischen, wendischen, westfälischen, kleve-bergischen und sonst diesseits des Rheins gelegenen Städte. Preußen war mit Livland und Gotland zum dritten Drittel vereinigt. Weder in Wisby noch in Bergen, wohl aber in Nowgorod können wir diese Einteilung nachweisen, die dann wegen ihrer politischen Anwendbarkeit auf das ausgedehnte Handelsgebiet sich den Osterlingen, dem Städtebund, in solchem Grade empfahl, daß schon gleich nach der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Abweichungen auf den Hansetagen davon Gebrauch gemacht und die öffentlichen Ausschreibungen durch sie vermittelt wurden.

Deutsches Kaufherrenleben in England.

Hatte gleichzeitig die deutsche Kaufmannsgesellschaft zu Brügge, neben der wir auch zu Amsterdam, Dordrecht und in anderen westlichen Hafenorten kleinere Handelsvereine unter Alderleuten finden, ihre Zuflucht zu den Osterlingen genommen und sich dem Einfluß der Bundesstädte bequemen müssen, so war es eine schwierigere Aufgabe für den Vorort der ältesten Hanse im Ausland, den deutschen Kaufleuten von der Gildhalle in London, ihre Stellung im kaufmännischen Gemeinwesen anzuweisen und die Interessen derselben mit der Heimat in Übereinstimmung zu bringen. Jene Hanse, für welche die Städte schon ein Jahrhundert früher gemeinsame Schritte zugunsten ihrer

Bürger getan, hatte bei Kölns versuchter Absonderung um die Mitte des Jahrhunderts wieder an selbständiger Haltung gewonnen und sich über viele Hafenorte des östlichen und nördlichen Englands verzweigt. Daß die Gildhalle noch immer eine Körperschaft für sich bildete, erkennen wir erstens daran, daß sie Städte unter ihren Gliedern zählte, die zwar auf deutschem Reichsboden lagen, aber nicht in der Reihe der Städte erscheinen, welche die allgemeine deutsche Hanse umschloß. So umfaßte sie rätselhafterweise den Ort Dinant an der Maas und Sambre im Reichsstift Lüttich, dessen Bürger wegen Anfertigung von Metallgeräten in Ruf standen. Schon im Jahre 1329 hatten die Dinanter von König Edward III. für sich eine besondere Anerkennung erwirkt, mußten sich aber bald der großen Gesellschaft angeschlossen haben, da im Jahre 1344 der Ausspruch des königlichen Kanzleigerichts die Freigabe ihrer Güter verfügte, die in England zur Vergeltung der Mißhandlung mit Beschlag belegt waren, die ein englischer diplomatischer Unterhändler im Stiftssprengel Köln erfahren hatte. Als Grund der Zurücknahme jenes Befehls wurde angeführt, die Dinanter seien „Genossen der Gildhalle der Deutschen zu London", wie der Aldermann derselben urkundlich nachgewiesen hätte; diesem alten Recht zufolge, das schon im Jahre 1320 Vollgültigkeit erlangt hätte, dürften ihre Güter wegen Vergehen eines Dritten nicht in Beschlag genommen werden. Obgleich die Dinanter selbst im Besitz einer besondern Halle auf oder an dem Stahlhof erscheinen und im Jahre 1369 einen überwiegenden Anteil an der vom König den Kaufleuten abgeforderten Kriegssteuer entrichteten, verschwinden sie bis auf einzelne Erwähnungen im 15. Jahrhundert aus den Listen sowohl der Hansestädte als der Genossen des Londoner Kontors. — Zweitens unterschied die englische Regierung streng zwischen den Genossen der Gildhalle zu London und den Städten der großen deutschen Hanse, selbst denjenigen, die als Gesamtheit sich die Privilegien der Gildhalle erwirkt hatten und aus denen Bürger in London residierten. Sie erkannte nicht die Berechtigung der Gemeinwesen an, sondern nur die der einzelnen urkundlich aufgenommenen Kaufherren. So liefen die öffentlichen Verhältnisse wirr durcheinander.

Böse Händel der Art, wie mit den Dinantern, gab es viele in Englands Städten und Gewässern, zumal bei dem Höhestande des Krieges mit Frankreich. Wir finden aber nicht, daß die Bedrängten als Gesamtheit bei den Bundesorten Abhilfe oder Vertretung suchten. Wir wissen, daß (30. Juli 1352) Edward III. auf das

lästerliche Geschrei der Anhänger jenes in Sluys hingerichteten Engländers die Beschlagnahme aller in London und in sämtlichen Grafschaften vorgefundenen Waren „der Kaufleute Alemanniens von der Hanse“ mit Ausnahme zweier, denen er hoch verpflichtet war, verfügte. Die Beraubten waren sämtlich hansisch, zum Teil aus den Seestädten, erhielten aber nicht als



Siegel der Stadt Yarmouth.
13. Jahrhundert.

solche, sondern nur auf die Erklärung ihre Güter wieder frei, daß sie mit den deutschen Kaufleuten in Flandern, welche die englische Nationalehre beleidigt hätten, also mit den anerkannten hansischen Genossen, in keinerlei Verbindung ständen. Der König teilte dies dem Rat zu Hamburg besonders mit, der sich doch auf ein ursprüngliches Recht der Hanse berufen konnte. Wahren Ernst mögen wir jedoch in diesem Staatsschritt Edwards nicht erkennen, da die Maßregel Ausnahmen erlitt, nur wenige Tage Gültigkeit hatte und, wie es scheint, die Sache des leidenschaftheißen Volks dem Verlangen des Hofs nach Zufuhr von rheinischen Weinen geopfert wurde.

Waren solche Widersprüche ein klarer Beweis, daß beim König das Recht der deutschen Gildhalle mehr galt, als das des großen hansischen Städtebundes, und daß der deutsche Kaufmanns-

verein an der Themse nur seine engeren Interessen im Auge behielt, so nötigte auch nur Bedürftigkeit den siegreichen Träger der Kronen Englands und Frankreichs zu neuen und immer neuen Vergünstigungen an die Fremden, mochte der heimische Handelsstand auch noch so scheelsüchtig und erbost auf die reichen Günstlinge blicken. Denn dem Plantagenet nützten die hansischen Rotschilde weit mehr als weltkundige Alchimisten, die ihm jene berühmten Rosenoble aus künstlichem Gold verfertigt haben sollten. Wir kennen Edwards III. nachsichtige Gläubiger in Köln; andere deutsche Kaufherren, zumal die Klipping, später die vornehmsten Patrizier in Dortmund und Soest, besaßen seine große Krone und manches kostbare Juwel als Unterpfand. Am höchsten galt aber bei ihm Herr Tidemann von Lymberg, der sogar namentlich von jener allgemeinen Beschlagnahme hansischer Güter ausgenommen wurde. Wir finden letzteren mit einem andern Niedersachsen im Jahre 1343 als Pächter der Hälfte der dem König bewilligten Abgabe von vierzig Schillingen für jeden Sack Wolle. Ja, ihm und den Klippingen wie einigen anderen Westfalen wurde eine besondere Ausfertigung der hansischen Privilegien vom Jahre 1346 zuteil. Er allein erhielt die Pachtung der Zinnwerke des „Schwarzen Prinzen“ in Cornwall. Wie mögen nun nicht Ritter und vornehme Hofbeamte, Räte des Königs, dem fremden Kaufherrn verpflichtet gewesen sein, da Edward diesem einen zwischen den Jahren 1348 bis 1350 eine große Zahl Landgüter in sieben verschiedenen Grafschaften auf tausend Jahre überlassen hatte! So hohe Gunst und Unentbehrlichkeit einzelner Deutschen beim königlichen Hause, die Dankverpflichtung für Überlassung von Kriegsschiffen, Zufuhr von Waffen und Lebensmitteln im großen Nationalkampf wirkten denn sehr förderlich auf die Stellung der Gesamthansen in England zurück. Obgleich sich keine Spur eines Vertrages mit den Hansestädten zum Zweck des Krieges findet, wurden sie doch unter die „Alliierten“ der Krone gezählt und galten die „Easterlinge“ der naiven Staatskunde der Engländer als eine besondere, ihrem König verbündete Nation. Derselbe dankbare Edward bestätigte darum im Jahre 1348 den „deutschen Kaufleuten der Gildhalle zu London“ alle älteren und kurz vorher erlangten Freiheiten, besonders aber die geringe Abgabe von drei Pfennigen vom Pfunde des Wertes der Güter, außer den älteren „Kostümen“, sowohl bei der Ausfuhr als bei der Einfuhr. So sorgsam wachte die nationale Regierung über die Rechte der Gäste, daß sie die Privilegien der Bürger von London nur unter

dem Vorbehalt der von ihr jenen gewährten Freiheiten erneuerte! Beim Genuß solcher Vorzüge konnten die Seestädte sich wohl eine Art Selbständigkeit der Gildhalle von London gefallen lassen, zumal der Eintritt in dieselbe jedem hansischen Bürger gegen geringe Obliegenheiten freistand. Finden wir in den östlichen



Eduard, der schwarze Prinz. Grabplatte in der Kathedrale zu Canterbury.

Häfen Englands bis York hinauf überwiegend Kaufleute und Schiffer aus den östlichen Seestädten, welche dorthin mit Stockfischen, Heringen, Fettwaren und Fellen handelten, auch früh schon als ausschließliche Frachtführer englische Wolle, Häute und dergleichen nach Norwegen brachten, so blieben die Kölner, solange ihr überseeischer Verkehr überhaupt dauerte, nebst den deutschen Kaufleuten in Brügge, den Bürgern aus Westfalens großen und kleinen Städten doch die tätigsten in der eigentlichen Gildhalle.

Gegen die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gestaltete sich

das Gesellschaftsleben der Deutschen an der Themse um so markierter, als die erste Aufzeichnung der Statuten beginnt, wenngleich dieselben durch das Herkommen schon längst Geltung gewonnen hatten. Wir schildern daher hier schon so anziehende, heitere und ehrenvolle Verhältnisse, mögen auch Einzelheiten erst dem 15. Jahrhundert angehören.

Die äußere Verfassung war noch dieselbe wie in Edwards I. Tagen, doch tritt allmählich der englische Aldermann zurück, wenn auch selbst der Mayor von London jenes Amt bekleidete und die jährlichen Ehrengeschenke empfing. Der „Justitiar aller fremden Kaufleute" in England, im Jahre 1303 als Oberrichter angestellt, mochte nur für die anderen Nationen von Bedeutung sein. Er verschwindet um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit dem englischen Aldermann aus der Gildhalle, welche in ihren eigentümlichen Vorrechten geeignete Mittel fand, sich für die der Allgemeinheit erteilten Privilegien zu entschädigen. — Doch beachteten die klugen deutschen Kaufherren die Pflicht jährlicher Gaben auf das gewissenhafteste. Wir finden: je höher die Abgaben an Geld, Fischen und sonstigen guten Dingen für die verschiedensten Staats-, Hof- und Stadtbeamten waren, desto geringer wurden im Verlauf der Jahrhunderte die Rechte und Genüsse.

Jene schriftliche Verzeichnung der Statuten hebt mit dem Jahre 1320 an und läßt uns den Hof noch in ungeschwächter Autonomie erblicken. Erst mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts macht sich in den Willküren der bedingende Einfluß der Seestädte merklich, die dann, als das Kontor zu London und die Gemeine Hanse ineinander aufgingen, erst durch ihre Vermittlung und Sanktion den Beschlüssen das Siegel aufdrückten oder auf Hansetagen die Kontorordnung feststellten. Schon in den ältesten Statuten, deren Strafbestimmungen noch nicht auf Geld, sondern auf Wachs zum Altardienst der Allerheiligenkirche lauten, kommt aber der Name „Stahlhof" vor, welcher noch von den Häusern, Buden und Kammern der Gildhalle unterschieden wurde. Das Wort „Stahlhof" unterliegt einer mehrfachen Erklärung; es läßt sich bald auf Vorräte von Stahl (Eisen), welche wirklich in späterer Zeit dort aufgehäuft waren, zurückführen; bald auf eine alte Wägestätte am Hafen, Steelyard, bald auf das Stählen, Stempeln mustergültiger Wollentücher; endlich auf das jetzt ungebräuchliche Wort „Stallen", welches zugleich „Waren aufstapeln" und „Beieinanderwohnen von Menschen" bedeutet. Wie sich außer Nowgorod das Wort „Skra" nur noch in Soest

als Bezeichnung des Rechtsbuchs findet, so treffen wir auch spät nur unter Soests Markthallen einen Stahlgadump, sicher eine Verkaufsstätte, wo jedoch die unzünftigen Gemeindeglieder ihre Versammlung hielten. — Auf das örtliche Verhältnis des Stahlhofs zur Gildhalle, deren Namen jener, obwohl ursprünglich nur ein Teil derselben, verdrängte und als Gesamtbezeichnung eines



Der Stahlhof in London.

weitläufigen, umschlossenen und vielbebauten Raumes an der Themse unweit der ehemaligen Downgate galt, können wir uns nicht einlassen. Er erscheint uns als Erweiterung der älteren, engeren Gildhalle. Jener Turm, welcher sich auf Abbildungen des Stahlhofs vor dem großen Brande (1666) zeigt, mag nicht wie die Umfangsmauer von den Fremden erbaut sein, sondern von der uralten Hafenbefestigung herstammen. Innerhalb dieses Raums bot sich das Bild eines kleinen, selbständigen Staates dar und bewegte sich eine eigentümliche Welt mit mönchisch-strenger Zucht und kirchlicher Färbung. In vielen Kammern und einzelnen Hallen, in Packhäusern und auf Gängen wogte ein Gewühl von Meistern und Gesellen aus mehr denn sechzig hansischen Städten, mit aufgestapelten Warenvorräten beschäftigt, welche entweder

landwärts durch enge, sorgfältig gehütete Pforten anlangten oder vermittels des ragenden Krans auf der Strandseite aus zahlreichen, mannigfach gebauten Seeschiffen gehoben wurden, die diesseits der Londonbrücke an Seilen und Ketten bis tief in den Strom hinein hingen. Früh schon faßte aber die Gildhalle nicht die Zahl der Gäste, weshalb auch die Häuser der nächsten, sonderbar benannten Gäßchen mietweise zur Aufnahme der Fremden dienten. Jahrhundertelang bestand unter klösterlicher Zucht die gemeinsame Haushaltung, nur hatten einige altbevorzugte Gemeinwesen besondere Hallen inne. Die „Große Halle" war der Versammlungs- und Eßsaal der Kaufleute, die „Ratsstube" gehörte allein den Aldermännern, welche hinter ihrem bühnenartigen Kontor (Computatorium) ernsthaft arbeiteten oder zu Gericht saßen. Der Turm war die Bewahrungsstätte der Briefe, Privilegien und wertvoller Dinge, die weite, steinerne Küche trug noch über Elisabeths Tage hinaus treu das altertümliche Gepräge, und wohlgepflegt grünte zwischen der eigentlichen Gildhalle und der Mauer von „Cosinslane" das Gärtchen, welches die gemütlichen Gäste mit Reben und feineren Obstarten bepflanzt hatten. Erinnerten spät noch der Garten mit den kühlen Sommerlauben, die verschiedenartigsten Räumlichkeiten, die festen Umfangsmauern mit den Waffenvorräten, die „Große Halle" mit Silber- und Zinngeschirr, Bechern und Kannen und sonstiger Ausstattung zum Schmuck auch schon vor Holbeins sinnigem Meisterwerk an heitere und ernste Vorgänge früherer Jahrhunderte, so weilt mit ausschließlichem Behagen die Erinnerung bei dem Gebäude, welches bis zum Jahre 1381 dem Sir Richard Lyons, einem reichen Goldschmied und Sheriff Londons, gehörig, nach manchem Wechsel der Gildhalle einverleibt war, um ihr zum Ausschank der „rheinischen Weine" an Ehrengäste und wohlgelittene Fremde zu dienen. Von des „Prinzen Hal" und Sir John Falstaffs Tagen an — (denn die Schenke „Zum wilden Schweinskopf" und Cold-harbour, Heinrichs Residenz, nahe der Allerheiligen Kirche, grenzten an das Kontor) — bis auf Lord Edward Herbert von Cherbury, den leibhaften Ausdruck der chevaleresken und pedantischen Bildung des Jahrhunderts Jacobs I., sah das „rheinische Weinhaus" im Stahlhof bei festlichem Anlaß, in ernsten Geschäften und als freiwillige Besucher Englands die merkwürdigsten Männer, Bischöfe und Äbte, Lord-Mayore und Glieder des Königlichen Geheimen Rats, Kanzler, Kriegshelden und lustige Kapitäne, die ernsthaften Sendboten der Hanse, Lübecks, Kölns, Danzigs, Bremens, Hamburgs Staatshäupter, den

kecken Admiral des hansischen Diktators, Jürgen Wullenwewers, jenen Marx Mayer, welchen Heinrich VIII. mit der Ritterkette begnadete. Auch William Shakespeares Gesellschaft, Londons fröhlichste Feinschmecker, ließen sich im „Stillyard" einen Trunk rheinischen Weins bei „geräucherter Ochsenzunge" und anderen guten deutschen Dingen behagen.



Kaufmännisches Kontor.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1518.

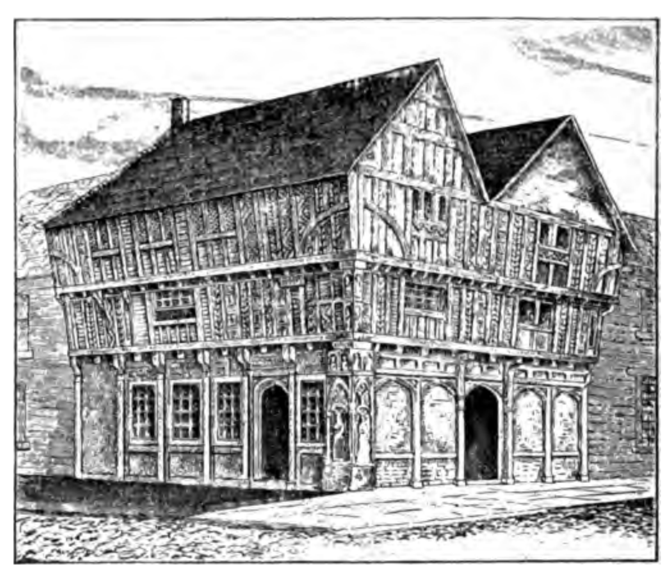
Vorstand der Gesellschaft blieb der deutsche Aldermann, welcher am Neujahrsabend mit zwei Beisitzern und den Neunern durch Wahlmänner in der Art aus jenen in London anders abgeteilten Dritteln erwählt wurde, daß jede Stadt gleichmäßigen Einfluß auf die Verwaltung ausübte. Jene zwölf Männer bildeten den „Kaufmannsrat" und setzten mit dem residierenden Kaufmann, der zu solchem Zweck auch aus den anderen Stahlhöfen und Faktoreien, zu Lynn Episcopi, Boston, zu York, aus den Häfen von Hull, Bristol, Norwich, Ipswich und Yarmouth herbeikam, die Statuten fest, „da die Städte von der Hanse vergönnt hätten, daß die Oldermannen des gemeinen Kaufmanns zu Brügge in Flandern, zu London und in andern Kaufstädten bleiben möchten bei der alten Gewohnheit, nach Gutdünken Ordinanzien

zu machen". Seit dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts findet sich neben dem Kaufmannsrat als ansehnlicher Beamter auch der „Clerk" für Berechnung und schriftliche Ausfertigung. Die selbstbeliebten Gesetze, über denen jedoch in Klagefällen die Entscheidung der „Städte" stand, wurden nebst den Freibriefen jährlich in voller Versammlung, in der „Morgensprache", durch den Kaufmannsrat verlesen und enthielten neben allgemeinen hansischen Artikeln zwar nicht so bizarre, wunderliche Bestimmungen wie die in Bergen, Nowgorod oder Malmö galten, bezweckten jedoch gleichmäßig jene Abgeschiedenheit von der englischen Welt, unter welcher kaufmännisches Gedeihen allein möglich schien. Alle Residierenden, Meister und Kaufgesellen, lebten ehelos oder zur Zeit ihres Aufenthalts im Stahlhof unverheiratet; selbst nicht dem Hauswart war ein Weib gestattet. Die Übertreter der Hausordnung und der Sittenpolizei unterlagen schwerer Buße, die unnachsichtlich verhängt und gezahlt wurde, zumal wenn sich einer Schmähworte erlaubte oder gar das Messer zückte. Widerspenstige gegen den Aldermann in der Morgensprache wurden auch wohl durch den englischen Sergeanten herbeigeholt und so lange eingesperrt, bis sie dem Rechtsspruch genügt hatten. Um 9 Uhr abends schloß sich die Pforte, deren Schlüssel ein Meister der Reihe nach zu bewahren hatte. Wer auf seiner Kammer oder in Tavernen „doppelte" (würfelte), wer ohne besondere Anfrage außerhansische Leute beherbergte, der junge Geselle, welcher lose Frauen etwa verkleidet bei sich einführte und dadurch ärgerliches Aufsehen bei den Nachbarn veranlaßte, zahlte eine ansehnliche Buße, deren eine Hälfte dem Angeber zufiel. Sauberkeit des Hofes von allem Unrat, Mißbrauch der großen Halle durch Warenpackerei, wie selbst in der St. Peterskirche zu Nowgorod nicht ungewöhnlich, waren Gegenstände besonderer Gebote und Verbote. Nicht einmal Fechten und Ballschlagen, etwa in Gesellschaft englischer Freunde, war gestattet. Jede Beschädigung der Baulichkeit streng gerügt. Jeder Kaufmann mußte in seiner Kammer vollen Harnisch von Kopf bis zu Fuß und übliche Waffen, eine stählerne Armbrust und später ein Feuergewehr bereithalten, um auf Erfordern persönlich das Bischofstor zu verteidigen. Die Kost war gemeinschaftlich, doch die Tafel der Meister und Gesellen in der großen Halle getrennt. Ordnung und Anstand herrschten bei Tische, und selbst fröhliche Trinkgelage ergingen sich unter gemessenen Vorschriften. — Die eigentlich hansischen Bestimmungen unterschieden sich durch größere Unverbrüchlichkeit und strenger gebotene Recht-

lichkeit von denen anderer Kontore. Es galt den besonnenen Kaufherren, die Gunst eines schwierigen Volks, das an politischer und gesellschaftlicher Bildung mit ihnen gleichstand und welchem die Gäste nach alter Berechtigung die natürlichsten Vorteile des Verkehrs entzogen, nicht durch Leichtsinn, Mutwillen oder Betrug zu verscherzen. Wir finden deshalb in unserer Zeit keine Spur jener abscheulichen „Hänselung“, wie sie noch die Kölner und ihre Genossen in Friedrichs II. Regierungsanfängen an den Lübeckern übten. Keine Andeutung jener rohen „Spiele“, mit denen in Bergen die physische Ausdauer und die Sinnesfestigkeit des armen Neulings unmenschlich erprobt wurde. Ähnliche Mißhandlungen hätten dem Deutschen die Achtung des Engländers unausbleiblich geraubt. Das Faktoreirecht wurde unter sehr leidlichen Bedingungen gewonnen; hansische Geburt, Bürgerrecht in einer Hansestadt, Freiheit von dienstbaren Verhältnissen, „daß einer frei auf seinen Füßen stehe“, guten Leumund habe und für alles Bürgen stelle, endlich daß er nicht mit „außerhansischen“ Gütern hantiere, waren die Hauptерfordernisse. Der Aufzunehmende mußte einen „gestabten“ Eid schwören: „Der Deutschen Rechte helfen zu hüten nach seiner fünf Sinne Vermögen, kein Gut nach deutschem Recht zu entfreien, das nicht in die Hanse gehöre, alles zu melden, was er, als gegen Recht, erführe und dem Recht gehorsam zu sein.“ Ein mäßiger Schoß von Einfuhr und Ausfuhr, die Strafgelder und bestimmte häusliche Abgaben deckten die Unkosten des Kaufhofs, die Ehrengeschenke, mit denen die Klugen nicht kargten, sowie den Unterhalt der gemeinsamen Wirtschaft. Dennoch gebot das Kontor immer über bedeutende Summen und besaß früh einen Schatz von Silbergerät und Kleinodien.

Als allgemein hansische, aber gewissenhafter beachtete Vorschriften heben wir hervor: die Strenge gegen entweichende Schuldner und solche, die ohne Schoßentrichtung über See zogen. Wertangabe der Fracht durch den Schiffer, Ausstellung des Pfundbriefes, Sendung des Schoßes aus den übrigen englischen Häfen nach London, das Verfahren beim Wägen, Probegültigkeit der Tücher und Gleichmaß derselben. Eifrig bemüht, ihre monopolistischen Einrichtungen gegen den natürlichen Widerstand des heimischen Gewerbefleißes, der Schiffahrt und der Handelstätigkeit der Engländer zu schützen, ordnete ein späterer Hansetag zu Lübeck an (1434), „daß kein Hanse eine Handelsgesellschaft noch ein Schiff mit einem Inländer gemeinschaftlich habe und kein Hanse aus seiner Stadt Waren an andere als an

in London residierende Hansen sende, Wein, Bier und Heringe ausgenommen". Der Tuchhandel, Englands wichtigster Verkehrszweig, unterlag der sorgsamsten Aufsicht. Wiederholt ward verboten, fremde Güter als hansische in England einzuführen und so zu gerechten Beschwerden Anlaß zu geben. Denn immer fürchtete bei ihrer Unkunde der deutschen Verhältnisse die Regierung,



Haus des Kaufmanns Walter Coney (1440 - 1479) in Lynn.

daß die Hansestädte fremde Städte an ihren Privilegien teilnehmen ließen. Wachte die Gesellschaft streng darüber, daß kein Kaufmann den Königszoll zu zahlen versäume, so ermessen wir anderseits den Wert, den die Hansen auf Erhaltung ihrer Privilegien legten, aus dem Verbot, ohne Genehmigung des Aldermanns einen andern vor einem englischen Gericht zu belangen, sich besondere Schutzbriefe zu erwirken oder gar gegen das Recht von den englischen Behörden sich Geld abdringen zu lassen. Die letztere Bestimmung entstammt derselben Ansicht des deutschen Bürgers, welcher scheinbar grausam den Mitbürger strafte, wenn derselbe, ohne auf die Hilfsverpflichtung seiner Gemeinde, auf die Gesamtbürgschaft zu vertrauen, für seine Person sich aus Räubergewalt losgekauft hatte. In den Seelen unserer Vorfahren lag ein unbeugsamer Trotz auf dasjenige, was sie als Recht erfaßt hatten.

Noch müssen uns die kirchlichen Verhältnisse unserer Stahlhofbrüder einen Augenblick fesseln. Das tiefe Gefühl des Bedürfnisses nach einer höheren Leitung, die Anerkennung einer göttlichen Vorsicht blieben besonders bei Seefahrern und Kaufleuten rege, welche stündlich der Gefahr ihres Lebens und ihres



Der Steuereinnehmer.
Nach einem Holzschnitt aus Damhoudere, Praxis rerum civilium.

Gutes ausgesetzt waren. Wie deshalb die Hansen auf größeren gemeinschaftlichen Reisen über See stets einen Priester zur Begleitung wählten, einen solchen mit nach Nowgorod nahmen und, heimgekehrt vom ängstlichen Abenteuer, nie unterließen, vor frohen Gelagen den Heiligen Dank zu spenden, ihre Kerzen anzuzünden, die Altarpriester zu beschenken, wie z. B. selbst in dem jetzt so winzigen Städtchen Attendorn die dortige St. Nikolausbrüderschaft, „welche häufig in ihrer Kaufmannschaft nach dem

Königreich England fuhr", im Jahre 1328 eine besondere Kapelle gestiftet hatte. So betätigten die Hansen in der Fremde ihren religiösen Drang durch Widmung eigener Altäre, Messen, Kirchen und Spendung von Almosen. Wir kennen die Kaufmannskirchen zu Nowgorod, Alt-Ladoga, zu Smolensk. In Wisby bestand die deutsche St. Marienkirche schon seit 1225; an Schonens Küste gab es eine Menge geweihter Stätten und Kirchhöfe. In Bergen besaßen die Hansen gar drei Kirchen, von denen die St. Hallwards die angesehenste war, an anderen Orten wenigstens besondere Kapellen bei den Pfarrkirchen oder eigenes Gestühl in denselben. Selbst im deutschen Brügge galt das Karmeliterkloster auch als Andachtsstätte der Residierenden. In London dagegen trat das Bedürfnis eines eigenen Gottesdienstes weniger hervor als im griechischen Nowgorod oder im skandinavischen Norden. Zwar findet sich auf dem Stahlhof die alte bauliche Spur einer Kapelle, doch begnügten sich die Deutschen mit ihrer Kirchspielkirche, der zu Allerheiligen, der Größeren, oder „am Heu", jener alten Seemannskirche, wo der Fremde noch vor dem großen Brande in den bunten Farben der Fenster hinter sorgfältig schirmenden Drahtgittern den altertümlichen Reichsadler erblickte, und in den stets offenen Hallen an vier langen Reihen eines zierlich geschnitzten Gestühls, an eigentümlichen Emblemen, sowie an den deutschen Namen der Grabtafeln rings den Wänden entlang sich überzeugen konnte, daß er sich in der vielbesuchten Andachtstätte deutscher Landsleute befände. Auch wandten sich die Hansen fleißig an die Grauen Mönche unfern des Stahlhofs, jene beliebten Franziskaner, welche auch die fernsten Ansiedlungen der Deutschen zu begleiten pflegten, galt doch selbst der oft genannte Arnold, Thedmars Sohn, als erster Wohltäter der Grey-Friars. Dankbar vergalten auch die späteren jenen frommen Brüdern ihre geistliche Sorgfalt. Vor ihrem Gestühl zu Allerheiligen brannten die dicksten Kerzen. Besonders St. Barbaratag ward mit künstlicherem Meßgesang gefeiert, und sodann der Pfarrer mit dem englischen Aldermann, dem königlichen Türhüter der Sternkammer, stattlich auch mit dem Obst des Stahlhofgärtchens bewirtet. Am Fronleichnamsfest schlossen sich die Deutschen den großen Prozessionen benachbarter Gilden und der Stadtbehörden an und erleuchteten am St. Johannisabend (Midsummer-night) wie an St. Peter und Paul nach altsassischer wie englischer Sitte glanzvoll ihre Halle, zugleich sich der Lustbarkeit des fröhlichen Englands überlassend.

Zeigten unsere weltklugen Kaufherren sich altgläubig, an-

dachtsvoll, so möchten wir doch kaum zweifeln, daß nicht gerade sie die wiclifitischen Lehren in die aufgeregte Heimat mitbrachten, weil wir schon vor der hussitischen Bewegung in den Seestädten wilde Priesterfeindschaft ausbrechen sehen.

So verging dem Genossen des Stahlhofs unter Arbeitsamkeit bei reichem Gewinn, mönchischer Zucht und kirchlicher Frömmigkeit, auch unter gemütlichem Stilleben und landesüblicher Heiterkeit sein Aufenthalt am Strande der Themse. Immer auch nahmen die Fremden teil an öffentlichen Festen, an Aufzügen bei Huldigungen und wetteiferten in prächtigen Kostümen und bizarren Darstellungen mit Florentinern, Genuesern und Venezianern. Gewiß kehrte ein junger Gesell mit besseren Sitten und gebildeterem Sinn aus dem Stahlhof zurück, als die „Garpen" aus Bergens tobsüchtiger, wilder Genossenschaft. Zwar gab es auch selbst unter des gnadenreichsten Königs Schirm in London böse Tage, und keine hansische Orlogflotte, kein heiliger Schutzbrief schützte die beneideten Fremdlinge vor der jeweiligen Wut des englischen Pöbels. So sah es beim Aufstand Watt Tylers und der Landbevölkerung von Kent gefährlich um die Gildhalle (1381) aus, als ihr Nachbar, jener reiche Goldschmied und Sheriff Richard Lyons aus seinem Hause geschleppt und im nächsten Graben hingemordet wurde, als der Blutdurst der Rebellen die gehaßten Ausländer, Deutsche und Fläminge, bis in die Kirche verfolgte und da erbarmungslos niederstieß, wenn ihr Mund die Wörter „cheese and bread" nicht echt angelsächsisch aussprach; aber die Mauern des Stahlhofs hielten stand. Dergleichen Schrecknisse trug gleichmütig das gewinnsüchtige, an Gefahr gewöhnte Geschlecht und sah bald die vom König verbürgte Sicherheit wiederkehren.

Ein kühner Sprung führt uns vom milden Ufer der Themse an die eisige Wolchow, um noch kurz den Zustand des dortigen Kaufhofes zur Zeit des großen Hansekrieges zu beleuchten.

Wenn da viel Recht ist, wo die Gesetzgebung sich am tätigsten zeigt, müßten wir den geordnetsten Zustand der Dinge im Kontor von Nowgorod erwarten. Seit den Lübeckern gelungen war, Wisbys altberechtigten Einfluß auf jenen Stapelort zu schwächen, reihen sich Hofordnungen, in denen das lübische Recht vorwaltet, Skraen der zu Nowgorod weilenden Kaufleute, Zusammenfassungen der vereinbarten Beschlüsse in bezug auf den Gang des Verkehrs, auf Rechtsverhältnisse, Regelung der Frachtfahrten, Prüfung der Waren aneinander. Dennoch herrschte fast immer Unfrieden mit den Russen, verfälschten diese ihre Roh-

produkte, Wachs und Peltereien, und wurden der beeidigten [illegible] ungeachtet mit deutschen Tüchern betrogen. [illegible] beharrten die Deutschen darauf, die Handelsgemeinschaft mit Walonen, Flämingen, Engländern zu verpönen, fan-



[illegible]

...n eigenwilligen Politik des Ordens, welcher jetzt ...ehle, nicht selten Widerstand. So hatten zur Zeit ...mus Goswinus von Hereke [illegible] ..Older- ... Kaufleute einen [illegible] der sich in den ..., desselben verwiesen und [illegible]dessen ver- ...ngebieter als [illegible] Kaufleute der deut- ...aber die Rostocker sich [illegible] beklagten. ...lcher um das Jahr [illegible] zwischen der livländi-

schen Ritterschaft und den Russen ausbrach, hatte zur Folge, daß die Vorsteher der Niederlassung mit allen dem Hof gehörigen Sachen und Schriften ihre Zuflucht nach Dorpat nahmen.

Bereits früher war die Selbständigkeit des Nowgoroder Kontors so weit verschwunden, daß nicht länger der Oldermann von den ankommenden Sommer- und Winterfahrern erkoren wurde, sondern die Abgeordneten der Städte einen Vorstand wählten (1346), der mit Übergehung der ehrgeizigen Riganer abwechselnd ein Lübecker und ein Wisbyer sein mußte. Schwere Strafbestimmungen, zum Teil neue, zum Teil Einschärfung früherer, füllen den Kodex. Wie den Vögten der vornehmsten Seestädte auf Schonen stand dem Oldermann sogar das Recht über Hand und Hals zu. So dunkel die Nachrichten, waren die Verkehrsverhältnisse noch dieselben, der Hof die ausschließliche Warenniederlage und Marktstätte, von den Gästen in einzelnen Stuben bewohnt, nach ihrem Recht geschützt, die Haushaltung gemeinsam. Nur daß die Mittel, alte Verträge zu schützen, selten ausreichten bei der Eifersucht der Nowgoroder auf ihre eigene Gerichtsbarkeit und bei ihrem ewigen Hader mit den Landesfürsten. Dennoch aber stellte das Monopol der zäh ausdauernden Deutschen sich immer fester heraus, solange nämlich überhaupt Verkehr möglich war. Andere Nationen blieben vom russischen Handel ausgeschlossen, und Deutsche zogen tief in Rußlands Inneres, während die Russen sich seltener in Livland und in Wisby blicken ließen.

Fassen wir das bisher Erzählte zusammen: Die achtunggebietende Stellung, die sich die Seestädte einmütig unter Lübecks Vorgang im uneinigen Norden zur Zeit der Wiedervereinigung Schonens mit Dänemark errungen hatten, ihre kräftigen Wehranstalten, sowohl auf allgemeineren Verband als auf die Nachbarbündnisse gegründet, die Unterordnung sonst spröd unabhängiger flandrischer Hansen unter die Seestädte, deren unabweislicher Einfluß die Wirren am Kaufhof zu Brügge entschied und die Grafen Flanderns zur Anerkennung einer „deutschen Hanse“ nötigte, ferner den Triumph über Bremens Sonderpolitik und den zahmen Gehorsam einer so selbstwilligen Neiderin, die lenksamen Verhältnisse des Stahlhofs sowie des Kontors zu Nowgorod zu den Hansetagen, endlich die Achtung, die die Städte den Nachbarfürsten, die Furcht, die sie dem Raubadel eingeflößt hatten: so begreifen wir, daß gerade nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, seit Albrecht von Österreich das mühsame Werk der Hohenstaufenzeit im Innersten erschüttert hatte, der deutsche Kaufmannsbund und Lübeck sich selbst wiedergefun-

den und sich fester wieder auf ihre alten Grundlagen gesenkt hatten. War auch die Zahl der Hanseglieder keineswegs geschlossen, so schien doch ein Mächtiges für die innere Gliederung und für Vollstreckung gemeiner Beschlüsse darin gewonnen, daß gelehrig alle Zugewandten sich der Einteilung in Drittel fügten. — Lübeck blieb trotz unaufhörlicher Fehden und Rüstungen so reich, daß es im Jahre 1359 vom Herzog von Sachsen die Stadt Mölln kaufen, im Jahre 1363 Bergedorf als Pfand an sich bringen konnte. Wie manches Geldopfer mag der ehrgeizige Vorort seinem Beruf gebracht haben, um möglichst alles nach allen Seiten zu vermitteln!

Fanden zwar die Hansetage wechselnd auch in andern Seestädten statt, so sehen wir Lübeck doch wieder Tag ausschreibend, wie ein halbes Jahrhundert früher. Der Drang der Geschäfte vervielfachte aber die Zusammenkünfte, deren Beschlüsse und Protokolle wie der Seestädte zu Rostock (1359) noch lateinisch abgefaßt sind. Im Januar 1359 berief Lübecks Rat kraft der jüngsten Verabredung zu Rostock alle vorigen Sommers in Lübeck vereinigt gewesenen Sendboten „der Städte, die zur deutschen Hanse gehörten", um Johannis wiederum an die Trave, und tat solches zunächst den Freunden zu Rostock kund, um in der schwebenden flandrischen Sache ernstlichere Schritte vorzubereiten, die Kosten zur etwaigen Sperrung des Noresundes zu bestimmen, auch die Maßregeln zur Verteidigung der Sicherheit der See zu vereinbaren und forderte unbeschränkte Vollmachtträger für alle Propositionen. Am Schluß baten die Ratsherren Lübecks, eine Abschrift dieses Briefes den Städten der Mark, als zu dem Drittel der Rostocker gehörig und an den obwaltenden Händeln beteiligt, unter ihrem Siegel auszufertigen, gleichwie sie solche den „Städten Sachsens, Westfalens, Gotlands, ‚Kölns', Preußens, Livlands und anderen" durch ihren Eilboten gesandt hätten. — Gleich nach Empfang solcher Aufforderung meldete Rostock den märkischen Städten Pritzwalk, Kyritz, Berlin-Kölln, Havelberg, Werben, Seehausen, Stendal, Gardelegen, Salzwedel und Perleberg den Verlauf der bisherigen flandrischen Händel und den Beschluß der Seestädte, „alle gemeinen deutschen Hansestädte um Johannis nach Lübeck zu berufen". Nach so systematisch vereinbarter Willensmeinung, welche ihren Nachdruck aus der gesamten norddeutschen Bürgerwelt zog, indem gewiß nicht allein Rostock kleinere Gemeinwesen, sondern jede größere Stadt ihre „zugefügten" berief, wurden denn jene nachdrucksvollen Beschlüsse ausgeführt, welche im Jahre 1360 die Herstellung des

Stapels zu Brügge, jenen großen Triumph des deutschen Kaufmanns, zur Folge hatten.

Wie sollten nun nicht bei so wunderbarem Zusammengreifen der hansischen Interessen zunächst die Seestädte die Ereignisse des Nordens, Waldemars zum Gipfel aufsteigenden Bau mit unruhigem Auge begleiten? Die Herrschaft über das baltische Seetor, die vielbesuchte Verbindungsstraße zwischen den Ostseeländern und der Abendwelt stand jetzt wiederum bei Dänemark allein, dessen Danebrog gebieterisch auf beiden Seiten der Enge, von Helsingborg und Helsingör, Königszoll fordernd herabwehte.

Es trat plötzlich wiederum ein Fall ein, der nicht durch Ausstoßung aus dem Bunde, nicht durch eine Handelssperre oder durch kaufmännische Maßregeln eines allgemeinen Hansetages, sondern allein durch die Kraft vereinter Waffen zu entscheiden war.

Hanseatenstolz vor Fürstenthronen.

Das Heilige Römische Reich kümmerte sich nicht um das Gewitter, welches dem Norden dräute. Kaiser Karl IV. stand mehr zwischen als über den Parteien, die sich zur verderblichen Begegnung rüsteten, zwischen dem reichsstädtischen Bürgertum und dem Bunde der adeligen Gesellschaften und Landherren. Der erste Städtekrieg ließ die kommenden Drangsale ahnen, Eberhard „der Greiner", der furchtbarste Bürgerfeind, harrte seiner Zeit, Westdeutschlands Gemeinwesen blickten unruhig auf die Söldnerbanden, die „Engländer", die nach dem Frieden von Bretigny (1360) den Oberrhein mit ihrem Besuch bedrohten und das Reichsoberhaupt selbst in den üblen Ruf brachten, als habe es die bösen Rotten gelockt. Umfassende Landfriedensvereine gab es genug; aber so ungesühnt lauerten die Parteien der Landherren und der Städter aufeinander, daß gerade damals das beschämende Volkswort umlief: „Traue dem Landfrieden nicht!" — Wie bedeutungslos war des Kaisers Freibrief für Hamburg vom Jahre 1359, kraft dessen er der Stadt das Recht verlieh, See- und Straßenräuber auf dem Meere, der Elbe und in ihrem Gebiet zu verfolgen! Um Lübeck kümmerte der „Böhmenkönig" sich nur, weil es ihm Geld abwarf. Im Jahre 1350 hatte er die Reichssteuer der Lübecker, jetzt im Betrag von 1200 Goldgulden jährlich, an Waldemar überlassen, „bis diesem 16000 Mark Silber gezahlt wären", dann aber hatte er dieselbe Abgabe dem Herzog von Sachsen-Lauenburg zugewiesen. Weiter erstreckte sich nicht des Kaisers Sorge für die einzige Freistadt am Saum der deut-

schen Welt. — Der Zustand der nächsten Binnenlande war gleichfalls so zerrissen durch die Raubsucht des Adels, daß die tapferen Gemeinwesen, die märkischen, braunschweigischen, westfälischen, alle Kraft anwenden mußten, um für sich selbst zu be-



Viehmarkt in Hamburg.
Im Hintergrund das Marktgericht.
Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht, Ende des 15. Jahrhunderts.

stehen, und nicht daran denken durften, unmittelbar ihre Waffen dem Streit um Ehre und Wohlfahrt des Nationalverkehrs zu widmen. Die Feme und heimliche Acht sind die bittern Früchte jener ungesegneten Zeit.

Daß nun aber die Seestädte dennoch nicht verzagten, den großen Kampf mit der nordischen Krone aufzunehmen, beruhte auf ihrem Reichtum und dem Kriegswesen, wie es sich damals in sassischen und wendischen Ländern am eigentümlichsten ausgebildet hatte.

In der Geschichte der „deutschen Städte" haben wir nachgewiesen, wie in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters aus der verdunkelten heidnischen Vorstellung vom siegreichen Kampf des Frühlings als eines holden Knaben, gegen den wilden, tückischen Winter erstens die Maispiele, Maiaufzüge, Maigräventümer hervorgegangen seien, dann in Verbindung mit dem waffenfähigen Zunftwesen und mit der kirchlichen Erwärmung der Zeit die Schützenbrüderschaften sich in den Städten gestaltet hatten. Zumal in allen Bürgergemeinden von Flanderns Grenzen bis nach Preußen hinauf spielten so poetische und prosaische Erscheinungen ineinander. Bei der regellosen, lebensvollen Freiwüchsigkeit bürgerlicher Dinge trat bald der Charakter des Spiels in fröhlichen, geputzten „Mairitten" der Ratsgeschlechter, bald die ernstere Seite einer allgemeinen Volksmusterung, bald das fromme Gepräge der kirchlichen Brüderschaft, bald wiederum die Waffenfreudigkeit der Handwerkszünfte hervor, die unter der Obhut ihres Heiligen, entweder des St. Franziskus oder Sebastian, oder wie in Soest des heiligen Patroklus, mit ihren guten, stählernen Armbrüsten um den Preis des Schützen wetteiferten. Der vielbelobte Hochmeister des Deutschen Ordens, Winrich von Kniprode, hatte besonders verstanden, beim Kriegsaufgebot seiner Städte Danzig, Elbing, Thorn in der Einteilung der „Maien" die poetische Bürgerlust mit dem Bedürfnis der Landesverteidigung zu vereinen. Aber auch überall in sassischen und oberdeutschen Städten mußte der junge Bürgergesell mit erforderlicher Wehr und mit gutem Harnisch versehen sein, um nach Zünften geordnet unter dem Zunftbanner zu erscheinen oder im gemeinen Aufgebot dem Bannerträger der Stadt zu folgen. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir überall besondere Kriegs- und Waffenordnungen, aus denen der streitbare Mut, die Ehrliebe selbst kleiner hansischer Gemeinwesen, wie Brilons, sich beredsam äußerte. Es gab, wie in Soest, „umgehende Dienste", nämlich gesetzliche Bestimmungen, welche und wie viele der wohlhabenderen Bürger als „Kunstofler, Reisige, Glevenbürger" zum Aufsitzen bereit sein mußten. In Stralsund waren blutige Bürgerunruhen darüber entstanden, daß die niedere Gemeinde das Recht, die Kriegsherren zu wählen, für sich ansprach. Am geordnetsten erscheint aber seit alter Zeit das Waffenwesen in Lübeck.

Wir verfolgen hier noch nicht, wie während der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts (als nach den großen Siegen auch in den Hansestädten ein übermütiges Junkertum aus den reichen Kauf-

herren sich ausschied) die vornehmen „Papagoyengesellschaften“ sich absonderten. Diese waren kaufmännische Schützengilden, welche unter üppigen Festlichkeiten auf dem Artushof, Tänzen und nebenbei kirchlichen Obliegenheiten den buntbemalten, fremdartigen Vogel, den sie auf dem Weltmarkt zu Brügge kennengelernt hatten, von hoher Stange herunterschossen und durch ausschließliche Genußsucht Ärgernis im Volk erregten. Wir bemerken hier nur, daß zwar zu städtischen Nachbarfehden, zum Auszug gegen die „Bodenstülper“ und „Steggreifritter“ sich die bürgerlichen Wehranstalten vollkommen ausreichend erwiesen, daß dagegen ein stehendes Landfriedens- und Bundesaufgebot, ein Feldzug in ferne Gegenden und gar eine Orlogflottenrüstung sich nicht mit dem bürgerlichen Behagen und dem fleißigen Leben der Kaufleute und Gewerbzünfte vertrug. Da es in Seetreffen noch nicht auf künstliche Wendungen der Schiffe ankam und noch nicht die wohlgezielten „vollen Ladungen der Breitseite“ Entscheidung brachten, vielmehr allein der turnierartige Kampf Bord an Bord mit schweren Waffen, allenfalls mit Bliden und großen Mauerarmbrüsten oder mit Schützen von den hohen Kastellen und den geräumigen Mastkörben herab den Ausschlag gab, so hatten die bedeutenderen Seestädte wie Lübeck, Bremen, Hamburg, Rostock, Stralsund, sich schon seit einem halben Jahrhundert gewöhnt, aus dem armen, aber tapfern Landadel und sonst waffenlustigen Gesellen schwergewappnete, oft auch mit bedeckten Rossen versehene Söldner vertragsmäßig an ihren Dienst zu fesseln. Aus allen Archiven, namentlich Lübecks und Bremens, liegen solche Bestallungen vor. Wapener, Gewappnete hießen diese teuren Söldner, die auch zum Landaufgebot bereit sein mußten. Auf Orlogschiffen fochten in der Regel außer den „Gewappneten“ wohl nur die Schiffsführer, das Schiffsvolk und einzelne faustfertige Handwerker, die steten Begleiter des Kaufmanns, wie die Faßbinder, Zimmerer. Werden bei der Schiffsbemannung (wie im Jahre 1361 der Kieler) „Schützen“ genannt, so waren es junge, kunstgeübte Bürger, welche um Sold den Zug mitmachten. Der Orloghauptmann, der Admiral, war dagegen immer ein hansischer Bürgermeister, ein vornehmer Ratsherr. Jene vollwüchsigen Mannesnaturen waren weitgewanderte, tätige Kaufleute von Hause aus, die mit gleicher Geschicklichkeit im Rat die Geister lenkten und zu Gericht saßen, als auf Hansetagen, Gesandtschaften zu fernen Fürsten, Ehre und Nutzen erwarben, endlich im Gewimmel des Schiffstreffens unerschrocken die geübtesten Enkel der nordischen Seekönige, jener Wikinger,



Der Marktplatz in Bremen.
Nach dem Kupferstich von Merian.

bestanden. Solcher Helden, in deren geräumiger Halle vorn unter der Tür des engen, hochgegiebelten Wohnhauses Helm, Harnisch und Schlachtschwert über Stockfischvorräten, Heringstonnen, Tuchballen und Bierfässern hingen, werden wir noch manche kennenlernen.

Bei Landfehden vermissen wir aber die lübischen Ratsherren und sehen Soldritter als „Vögte“ an ihrer Stelle. In den Glanztagen des jungen Freistaates, bei Bornhövde und in der ersten Seeschlacht unter Führung „des biderben Degens“, Herrn Alexanders von Soltwedel, waren gewiß noch Lübecks Bürger persönlich in den Streit gezogen; aber die Verpflichtung zum Waffendienst beschränkte sich in der reichgewordenen Stadt umso zeitiger auf Verteidigung der eigenen Mauern, als die kaufmännischen Geschäfte den besseren Teil der Bürger während des Sommers über See führten und gesetzliches Herkommen auch kleine Gemeinwesen von der Heerfolge außerhalb ihres Weichbildes oder über eine Tagerast hinaus freisprach. So blieben denn in großen überseeischen Kriegen die Seestädte auf den freien Willen waffenlustiger Gesellen aus den vornehmeren Gilden oder auf Söldner angewiesen, hatten sie anders Geld genug, dergleichen selten zuverlässiges Volk unter ihr Banner zu locken und „in der Stadt Farben“ gegen den Feind zu senden.

In der Würdigung dieses Umstandes, daß Söldner den hansischen Städten für überseeische Kriege unentbehrlich waren und daß die damaligen Mietlingsgesellschaften, die „Kameraderien“, wie der arme Landadel, handwerksmäßig ihre trägen, gemessenen Dienste nur zu hohem Preise verkaufen und aus Gefangenschaft mit Entschädigung für jeden Verlust an Waffen, Pferden durch die Soldherren gelöst werden mußten, begreifen wir den Mut, die Verzweiflung an jedem anderen Mittel, die allein so besonnene, alles berechnende Bürgernaturen treiben konnten, den Fehdehandschuh einem mächtigen König hinzuwerfen. Nur so begreifen wir die Niedergeschlagenheit, welche eintreten durfte, wenn ein Kriegsmißgeschick unerwartet alle Opfer verschlang. Die Karthager haben halbe Jahrhunderte lang die blutigsten, kostspieligsten Kriege geführt; aber sie waren ein Volk, ein Staat, sie geboten über unzählige Sklaven und über den Menschenertrag unerschöpflicher Länder. Die Venezianer beherrschten durch ihre Flotten das Mittelmeer; aber auch ihnen stand die kräftige Mannschaft unterjochter Provinzen und slawischer Küstengebiete zur Verfügung. Wie sonderbar und abweichend sind dagegen die Verhältnisse unserer deutschen Seestädte, die

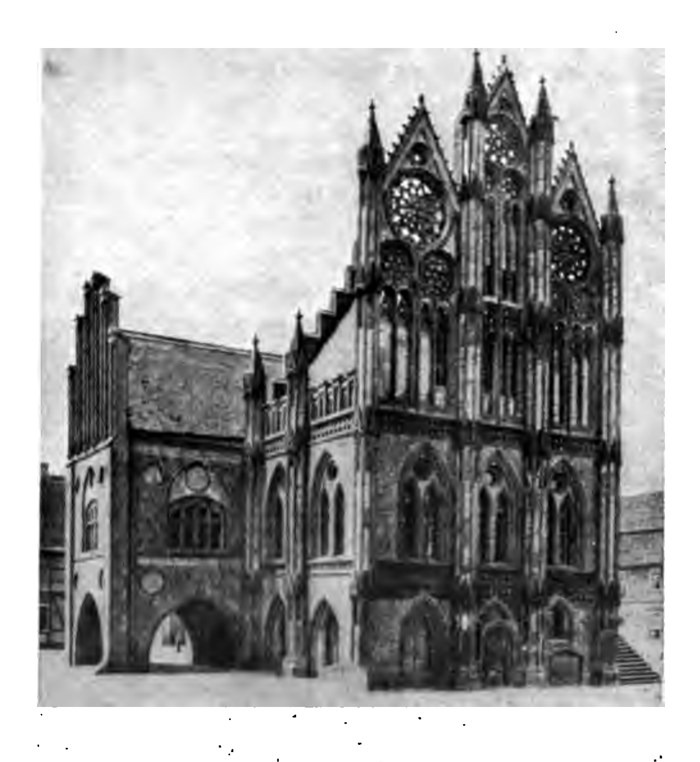
ohne Vasallen und Untertanen, beschränkt auf ein paar Dörfer und Meierhöfe ihres Weichbildes, fast alle landesherrlich und darum vielfach gebunden, leicht beirrt durch ihre Fürsten, dennoch ungeachtet der Abmahnung des Kaisers, des Reichs und der Drohung der Kirche so ungeheurer Dinge sich vermaßen! — Alle diese Mängel, Hemmnisse und Schwierigkeiten müssen wir im Auge behalten, um die Taten und Leiden, auch den jeweiligen Kleinmut, endlich die Erfolge jenes Bürgertums nach ihrem Wert abzuschätzen.

Aber auch eine zweite Veränderung war im Kriegswesen eingetreten, obwohl noch nicht in ihren gefährlichen Folgen erkannt. Die Erfindung des Schießpulvers und die Anwendung desselben zu den Donnerbüchsen geht zumal im Norden weit den bisherigen Angaben voraus. Wahrscheinlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts infolge der Maurenkämpfe im südlichen Spanien gelangte die neue Kunst des Feuergewehrs über Italien in oberdeutsche Städte und ebenso zeitig auch in die Westsee. Die Bürger von Metz, hart von ihrem Bischof im Jahre 1326 belagert, machten den ersten in Deutschland bekannten Gebrauch von ihrer „Artillerie“. Dann hören wir, schon vor Crescys „Bombarden“, von Mainzer „Feuerschützen“ (1344). Zwar mögen die in Braunschweig und anderen Kernstädten früh erwähnten Schützen noch „Bogner“ gewesen sein; aber früh umschloß das Arsenal (von „Arnesch“, Harnisch) die sogenannte „Müserei“, die Zurüstung zur mörderischen Kunst. Wir wissen, daß Lübecks Rathaus im Jahre 1358 durch Unvorsichtigkeit bei Bereitung des „Büchsenkrauts“ in Flammen aufging und zweifeln nicht, daß unter den mancherlei „treibenden Werken“, Bliden und Geschützen, die im Jahre 1362 auf die hansischen Orlogschiffe geschleppt wurden, sich versuchsweise auch Bombarden und Steinkugeln befanden, zumal kaum 20 Jahre später Schiffsdonnerbüchsen erwähnt werden und der naive Sprachgebrauch unter „Müserie, Artillerie, Musketen“ die älteren und die neueren Waffenarten zugleich begriff.

Demokratische Revolten.

Wir haben jetzt den Begriff des Wortes Hanse geschichtlich bis zu seinem höchsten Wert hinauf entwickelt und gesehen, wie dieses Wort, zuerst vom gotischen Bibelübersetzer als Bezeichnung für eine „Schar“ überhaupt gebraucht, im Verlauf von acht Jahrhunderten die Bedeutung einer engeren Gesellschaft, einer

Gilde, gewann, die sich eine Abgabe, auch Hanse genannt, zur Betreibung gemeinschaftlicher Kaufmannschaft auferlegte, und wie endlich das durch Kaiser Karl dem Großen verpönte Gildewesen, die „Verschwörung", sich als Verbrüderung bürgerlicher



Das Rathaus in Tangermünde.
15. Jahrhundert.

und kaufmännischer Interessen die Geltung einer bewaffneten, politischen Macht ertrotzte, wir sagen einer Großmacht im Norden, so wenig Kaiser und Reich davon Kenntnis nahmen. Welch' unermeßliche Umprägung des ursprünglichen Sinnes, in welchem der Gotenbischof die „Schar" der Häscher, die den Erlöser fing und verhöhnte, „Hanse" nennt, — bis auf die „Gemeine deutsche Hanse", die in Waldemars III. Tagen dem Norden ihre Gesetze aufnötigte!

Im Oktober des Jahres 1375 beherbergte Lübeck einen kost-

baren Gast, Kaiser Karl IV., den die listige und gewaltsame Erwerbung der ganzen Mark Brandenburg über den unfähigen Otto, Kaiser Ludwigs Sohn (15. August 1373), zum Nachbarn des wendischen Städtegebiets gemacht hatte. Schon als der Lützelburger die Niederlausitz gewonnen hatte, verlautet von den Plänen des gepriesenen böhmischen Staatswirtes, er habe zu Prag einen Stapelort auch für die Kaufleute von Lübeck und Hamburg errichten und einen Arm der Donau in die Moldau leiten wollen, um den Warenzug aus Venedig mit dem hansischen Norddeutschland über seine reichgeschmückte Residenz zu vermitteln. Hindernisse der Natur und Gebietsverhältnisse traten dazwischen. Jetzt nun, als er alles Land von den Gesenken Mährens und dem Böhmerwald bis nach Lenzen an der Elbe seinem Zepter unterworfen hatte und Tangermünde in der Altmark eine Lieblingspfalz geworden war, so oft der Herrscher freudig im Schaffen für sein Erbkönigreich und dessen einverleibte Teile in der Mark weilte, lenkte Deutschlands Norden seine tätige Aufmerksamkeit auf sich. Es mag nicht außerhalb seiner tiefen Berechnung gelegen haben, daß er die siegprangende Hauptstadt der hansischen Küste als der erste der Kaiser seit Friedrich dem Rotbart mit einem Besuch beehrte. Schon im Jahre 1374 hatte Karl den Lübeckern umfassende Gnadenbriefe, dem Rat auch den reichsvogteilichen Blutbann erteilt, den derselbe freilich schon seit unvordenklicher Zeit übte. Jetzt nun kam der listige Alte unbekümmert um die Wirren des Oberlandes nach dem Vorort, wie es heißt, in der Absicht, die vorsichtigen Herren durch schmeichelhafte Huldverweisungen zu veranlassen, auf Kosten des Bundes mit Veränderung der bisherigen Verkehrswege seinem Erbland die nordischen Handelsverbindungen zu öffnen. Aber die Herren von Lübeck, welche eben im Sommer mit den wendischen Schwestern Abrechnung gehalten hatten, verstanden unter dem Schein der tiefsten Demut solches Ansinnen abzuwenden und den hohen Gast mit ausgesuchten Ehren und köstlicher Bewirtung dennoch bei guter Laune zu erhalten. Ihn und seine Gemahlin nebst den vornehmen Welt- und Laienfürsten und dem Rittergefolge empfingen der Rat, die Geistlichkeit und die „Zirklergesellschaft" am 22. Oktober 1375 vor dem Burgtor. Andachtsvoll küßte Karl im kaiserlichen Ornat das vorgehaltene Kreuz und ritt dann, vor ihm ein Ratsherr mit den Stadtschlüsseln an einem Stab und Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg mit dem Reichsschwert, der geplünderte Titularkurfürst Otto von Brandenburg mit dem Zepter unter prächtigem Baldachin, den vier Bürgermeister

trugen, während zwei andere das Pferd am Zaum leiteten, durch die schmucken Gassen erst zur Domkirche, dann in seine Herberge. Hinter ihm folgte die Kaiserin unter gleichen Ehren. Die bewaffneten Zünfte mit ihren Bannern schlossen den Zug, während die Frauen in reichen Gewändern sich zur Seite reihten und sich Pfeifen und Bungen (Pauken) in die kirchlichen Ge-



Rechtsbeistand.
Aus dem Basler Totentanz von Merian, Frankfurt a. M. 1596.

sänge mischten. Zehn Tage dauerten die Festlichkeiten, die Ritterspiele auf Kosten der Stadt. Nachts hing vor jedem Bürgerhaus eine Leuchte. Auf das gnädigste unterhielt sich der Kaiser, obwohl in seiner Absicht getäuscht, mit den Ratsmännern, die bescheiden den Ehrengruß „Herren" aus seinem Munde ablehnten, mit dem er sie, „nach Ausweisung der alten Register", gleich den Konsuln von Rom, Venedig und Pisa als „vornehme kaiserliche Räte" auszeichnen zu müssen glaubte. Hinter ihm drein vermauerten sie, seltsam genug, das Tor seines Abzugs auf ewig, damit niemand die Stelle betrete, welche des Kaisers Fuß geweiht hatte. Aber so klug der Rat sein Benehmen bewacht zu haben wähnte, verschuldete doch der große Aufwand beim Emp-

fang des Reichsoberhaupts mit andern tieferliegenden Gründen jene Unzufriedenheit der Zünfte, die sich zuerst im Jahre 1380 bedrohlich äußerte.

Denn inzwischen hatte der Grimm der Zünfte über Zurücksetzung beim Stadtregiment von Süd- und Westdeutschland her wiederum seinen blutigen Umzug durch den hansischen Norden begonnen und Lübeck, das Kapitol der Ratsaristokratie, von fern umkreist. Bald nach dem großen Konföderationstage zu Köln, unter kaum geschlichtetem Hader des Senats mit dem Erzbischof, Pfingsten 1369, hatte sich die reiche und mächtige Weberzunft erhoben, begehrte Anteil an der Regierung eines Gemeinwesens, zu dessen Blüte sie das meiste beigetragen hätte, und schüchterte die Gebieter, „welche heut' in adeliger Gespreiztheit turnierten und morgen Wein zapften und Gewand schnitten", in dem Grade ein, daß sie eine Anzahl Ratsherren, als beim Volk des Verrats bezichtigt, in den Turm legen mußten. Dann erzwangen die Weber den Beschluß, die Erbschöffen aus der Bürgermeisterbank zu stoßen und das verhaßte Amt der Richerzechheit zu brechen. So herrschten die Zünfte unter dem Vortritt der Weber durch ihren weiteren Rat von 50 Männern über den engeren Rat aus den Geschlechtern fast anderthalb Jahre, als um Johanni 1370 die Zügellosigkeit der Weber die übrigen Zünfte nötigte, sich loszusagen und mit den Herren die Übermütigen blutig niederzuwerfen. Denn in der „Weberschlacht" unterlagen die verzweifelt Kämpfenden den Geschlechtern und den Brüderschaften, die das Stadtbanner vereinigt hatte. Nach einem mehrtägigen Morden wurden 1800 Weber mit Weib und Kind verwiesen, ihr palastartiges Zunfthaus zerstört, aber das Junkerregiment nur für kurze Jahre wieder aufgebaut.

Als gleicher Widerspruch mit dem Geiste des Jahrhunderts behauptete sich zu Bremen eine wenn auch nicht ausschließliche Ratsherrschaft unter dem Einfluß der jüngsten hansischen Ereignisse auf das erschöpfte Gemeinwesen, das, kurz vorher durch die Butjadinger Friesen besiegt, umsonst die neue Patronin St. Hulpe (Hilfe) anrief. Empfänglicheren, wir möchten sagen feuerhungrigen Zunder fand der demokratische Geist in Braunschweig, dessen zünftige Bevölkerung im lüneburgischen Erbstreit ihre Kraft wieder kennengelernt hatte. Wir wissen, die vornehmen Ratsfamilien, nicht abgeschlossene Adelsgeschlechter, sondern eine immer aus den angesehensten Gewerbetreibenden ergänzte Altbürgergilde hatte sich seit dem blutig gedämpften Aufruhr im Jahre 1292 behauptet und ließ nur in der Gesetz-

gebung den Anteil der „Wittigsten“, eines von ihnen selbst erwählten Ausschusses, zu. Lange hatte es in den Gemütern gekocht, da fing das Bürgeraufgebot von Magdeburg im November 1373 die reichsten Patrizier Braunschweigs als Helfer des räuberischen Adelsgefolges Ottos des Quaden, und das hohe Lösegeld, welches der Rat aus allgemeinem Säckel für seine gefangenen Verwandten begehrte, fachte böse Gedanken an. Aber ohne weiteres überraschten die „Herren“ des Volks erwählte Hauptleute, die Gildemeister, ließen einige derselben hinrichten, was denn die Gemeinde zu solcher Wut entflammte, daß sie neun Bürgermeistern, in der ganzen Hanse hochgeachteten Männern, den Kopf abschlug, den Rat aller vier Weichbilder — nur die alte Wiek blieb gehorsam — absetzte und die Geschlechter der Stadt verwies. Männer aus den Zünften, besonders Gerber, „stolze, übermütige Leute“, nahmen den Ratsstuhl ein und brachten es dahin, daß ihre jungen Landesherren, die Söhne Magnus II., sich mit ihnen „wegen der Schicht zwischen dem alten Rat und der Gemeinde“ sühnten (August 1374). Aber dessenungeachtet fahndeten die Ausgetriebenen aus benachbarten Städten und mit dem Landadel auf Person und Gut der Aufrührer und bewirkten schon auf dem Hansetage zu Stralsund (Juli 1374) die Ausstoßung ihrer Vaterstadt aus dem Bunde sowie neue strenge Gesetze „wegen Aufruhr der Bürger“. Das Verbrechen der Braunschweiger schien um so ungeheurer, als sie durch Sendschreiben an andere hansischen Gemeinwesen nicht ohne Erfolg gleiche Unruhe geweckt hatten. Bis ins achte Jahr trug die zünftig verwaltete Stadt die Anfeindung aller Nachbarn. Im Jahre 1377 ward selbst Karl IV. ihr Fürsprecher, erfuhr aber, daß seine kaiserliche Einmischung in eine Sache der inneren Bundespolizei und hansischer Bürgerzucht nichts fruchte. Als alle Quellen des Wohlstandes versiegten, mußten sich die Braunschweiger der demütigsten Bestrafung durch den allgewaltigen Kaufmannsbund unterwerfen.

Wenngleich Hamburg, von einem ritterbürtigen Patriziat frei und nur durch reiche Handelsleute regiert, einen Damm zu bilden schien gegen das Umsichgreifen der demokratischen Bewegung, die im Jahre 1376 sich dort ziemlich schwachmütig regte, wie denn in der Elbstadt nur Ungehorsam gegen den Erbherrn, Adolf VII., Grafen von Holstein (1377), ein kräftigeres Bürgerelement spüren ließ, drohte unerwartet die Säule wohlgefügter Ratsherrschaft, Lübecks Regiment, zu wanken, das so oft diktatorisch sein tödliches Urteil über zünftischen Aufruhr ausgesprochen hatte. Die gemessenen Satzungen der Ratsköre Hein-

richs des Löwen, noch bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts beobachtet, waren allmählich außer Übung gekommen. Jährliche Ergänzungswahlen fanden nicht mehr statt, und dieselben Männer, meist 24 an der Zahl mit Einschluß von vier Bürgermeistern, pflegten unter sich jährlich nur die Ratsämter umzusetzen. Der Wechsel des wortführenden Bürgermeisters und die Einteilung des Rats in drei Drittel erinnerten an die gesetzmäßige republikanische Beweglichkeit des Stadtregiments. Der Rat war mit Verhöhnung der Statuten des Löwen ein ständiger, lebenslänglicher geworden, wie zu Lübeck, so auch in den andern wendischen Städten, wo wir, wie in Stralsund, vier bis fünf Bürgermeister finden. Solche Verfassung, in den Tagen der Kriegsnot vom Volk geduldet, nahm immer einen ausschließlicheren Charakter an. Denn im Vorort hatte sich bald nach dem großen Siege in der Sicherheit des Genusses aus reichen, altbürgerlichen Geschlechtern, die wie die Pleskowe, Attendorn, Wulflam als hansische Sendboten, Kriegshauptleute, Admirale und Statthalter auf den schonenschen Pfandschlössern ihr Haupt über bürgerliche Gleichheit erhoben, eine höchste Gilde, eine adelige Stubengesellschaft, doch nach Maßgabe einer Kaufstadt, gebildet, die „Dreieinigkeits-Brüderschaft“ oder „Zirklergesellschaft“, auch „Junkerkompagnie“ genannt, deren Gesellschaftsbuch sicher zu spät das Jahr 1379 als Stiftungsjahr angibt.

Ursprünglich von neun „adeligen“ Männern mit dem Abzeichen des güldenen Zirkels gegründet, versteckten sie unter kirchlicher und gesellschaftlich-heiterer Färbung (die Brüder versammelten sich zu Seelmessen und Almosen in ihrer Kapelle bei St. Katharina, zum Gelage auf der Olavsburg) ihre politische Richtung und wurden später ein besonderes bürgerliches Kollegium. Auf ihrer Trinkstube verhandelten sie Lübecks wichtigste Angelegenheiten, besprachen des Staates innere und äußere Verhältnisse, welche sie in ihrem Interesse um so gründlicher begriffen, weil sie, wenn auch nicht Kaufleute, doch Rentner und Erben kaufmännischen Reichtums waren. Ihr Kompagniehaus galt als Pflanzschule des Rates, welcher als des Kaisers „geborener Senat“ den Kreis seiner Anverwandten mit Ausschluß selbst der Kaufleute und reicher Gilden, wie der Goldschmiede, immer mehr verengte. Man nannte die Stühle der neuerwählten Herren zu St. Marien „Zirkelstühle“. Diese unvolkstümliche Anmaßung, welche durch kein Gesetz geheiligt war, ihr Vortritt bei öffentlichen Festen, der Gebrauch des silbernen Stabes bei Hochzeiten, erzeugten böse Gedanken im Volk, die, blutig unterdrückt, so oft wiederkehrten, bis der

verhaltene Sturm auch dieses sonst um Lübecks Größe nicht unverdiente Patriziat niederwarf.

Am 17. September 1384 sollte nach der Verabredung grimmiger Volksführer, eines Paternostermachers (Bernsteindrehers), eines Kürschners, Arnold von Soest, zweier Bäcker und zweier Knochenhauer, welche in heimlicher Eidgenossenschaft durch viele angesehene Standesgenossen sich verstärkt hatten, Lübecks gehaßte Ratsherrschaft gefällt werden. Während der Rat seine Morgensitzung hielt, sollte das in Brand gesteckte Haus des einen der Verschworenen die Aufmerksamkeit der Stadt teilen, sodann ein Haufe holsteinischer Edelleute sich der Tore bemächtigen, unter solcher Verwirrung vierzig der Entschlossensten den gesamten Rat ermorden, endlich die Häuser der Junker geplündert werden und ein zünftiges Regiment beginnen. Aber einer der holsteinischen Ritter wurde abends vorher ihr Verräter, sei es aus Gewissensangst oder aus adliger Abneigung gegen die Zunftherrschaft. Auf seinem Gaul unerkannt vor dem Hause des Bürgermeisters Johann Perseval haltend, begehrte er einen Trunk und offenbarte in Gegenwart des Sohnes des Stadtregenten, der eben im Rat saß, nicht einem „lebenden Menschen“, sondern der geleerten Bierschale das beschworene Geheimnis. So konnte denn, vom Untergang bedroht, der Rat mit den Kaufleuten und Patriziern die zweckmäßigsten Gegenanstalten treffen. Scharwachen durchstreiften in der Nacht die stille Stadt, bemächtigten sich der Häupter der Volkspartei, warfen sie „ohne Leiter“ in den Diebskeller und erzwangen durch die Folter das Geständnis des vielverzweigten Anschlags. Nur der Paternostermacher hatte die Geistesstärke, sich zwar schuldig zu bekennen, aber sich lieber selbst zu erwürgen, als die Mitverschworenen zu verraten. Einige entflohen glücklich, der Plan der Rache, wie es heißt, seit vierzehn Jahren, also seit dem großen Siege der Hanse und seit dem augenfälligeren Junkertum vorbereitet, ward vereitelt. Mit so entsetzlicher Blutgier verfolgte die Bürgeraristokratie ihre Widersacher, daß sie endlich des „Schleppens, Räderns und barbarischer Hinrichtung“ sowie der Gütereinziehung müde allen Schuldbewußten erlaubte, freiwillig die Stadt zu meiden. Jede Zunft mußte besonders dem Rat den Eid der Treue und des Gehorsams erneuern; sie krümmten sich unter dem Joch, bis einige zwanzig Jahre später der kirchliche Sturm das Feuer zur allgemeinen Brunst anblies.

Aber so düstere Vorgänge, denen die „Herren“ durch billige Zugeständnisse oder durch Rückkehr zur Verfassung Heinrichs

des Löwen leicht vorbauen konnten, verdüsterten den politischen Blick und hemmten die Tatkraft. Die verblendete Ratsgilde wollte lieber im engen Kreise ungeteilte Macht ausüben, als, die Rechte des Volkes anerkennend, mit der Kraft desselben über den Norden herrschen. — Schon am 11. Mai 1385 hatte Wulf Wulflam die schonischen Schlösser im Namen der 35 Seestädte ohne alle Entschädigung, jedoch unter Bestätigung der Freiheiten und vorbehaltlich der Rechtsansprüche derselben, an König Olav und seine Mutter urkundlich überliefert. Allmählich schien in das verarmte, zerrissene Reich der Geist des Friedens und der Ordnung einzukehren und auch der Trotz des Adels sich zu beugen. Denn die nachdrücklichen Bestrebungen der Städte in Verbindung mit den Herzögen von Mecklenburg, mit Schwedens König Albrecht, der gern die Osterlinge zu einem Bund gegen Dänemark veranlaßt hätte (Juli 1386), brachen einige zwanzig Raubnester, während Herr Wulf zur See nicht feierte und selbst kleine Städte Hinterpommerns unter Kolbergs hansischer Leitung zur Steuer herangezogen wurden. Über solchen Ernst erschrocken, erwirkten dann nach einem Hansetag zu Lübeck, wo auch Margaretha erschien, eine Anzahl vornehmer Dänen zu Wordingborg am 28. September 1386 einen vierjährigen Frieden unter Bürgschaft ihrer Standesgenossen. Aber eine förmliche Kapitulation mit den Seeräubern unter hansischer Mitwirkung, ein zahmes Abkommen der hansischen Themis mit geächteten Anfeindern jedes ehrlichen Verkehrs war als Bekenntnis der Schwäche nicht das rechte Mittel, die Zukunft zu sichern, wie sich alsbald ergab, als ein früher Tod den König Olav, Erben Dänemarks und König Norwegens, hinwegriß (3. August 1387), und Margaretha, als Regentin beider Reiche anerkannt, nach Verwerfung ihres Neffen, Albrechts von Mecklenburg, ihren Großneffen, den sechsjährigen Erich, den Enkel der Ingeborg, aus dem hintersten Winkel Pommerns zur nordischen Thronfolge berief.

So kam ein schweres Verhängnis auch über den deutschen Norden um dieselbe Zeit, als der lang gehinderte Zusammenstoß der lebenskräftigsten Elemente mitteleuropäischer Staaten erfolgte und politische Unwetter, wie sie lange gebraut, sich in Frankreich, in Flandern, in England und im Deutschen Reich entluden. Die germanisch-romanische Welt fühlte sich einmal wieder als ein gleichbeseeltes Ganzes, mitleidig, gleichmäßig zuckend und spannkräftig in allen Gliedern.

Wir finden aber den Charakter der letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts darin, daß die Gegensätze der Gesellschaft,

die zumal in Deutschland seit dem großen Zwischenreich bemüht gewesen war, sich gegenseitig in Schranken zu erhalten und sich voreinander gegen Übergriffe sicherzustellen, jetzt offen den Vernichtungskrieg gegeneinander begannen. Unter König Wenzels ungesegneter Herrschaft (1378—1400) tobte auf Leben und Tod der Kampf zwischen dem reichsstädtischen Bürgertum und den Fürsten, die mit dem störrischen Adel gemeinschaftliche Sache gegen den gemeinsamen Feind gemacht hatten, zwischen den hochalemannischen Bauerngemeinden und Habsburgs unduldsamer Ritterschaft. Die Bauern siegten bei Sempach (1386), bei Naefels (1388), aber die nicht schlechtere Sache der Bürger, der oberländische Städtebund, der überall unter zünftigem Regiment obendrein durch gegenkirchliches Streben den Zorn der „Pfaffheit" auf sich geladen hatte, unterlag der Waffenmacht der vereinten Landherren und des Adels bei Döffingen und auf anderen Stätten planloser Feldzüge (1388—1389). Die Oberdeutschen, nicht minder streitbar und ehreifrig als die Niedersachsen, aber durch Wenzels gewissenlose Politik beirrt, nicht durch die Örtlichkeit ihrer Gebiete begünstigt wie die flottenmächtigen Hansen und die Bauern in Hochalemanniens Alpenpässen und Engtälern, vereinzelt und mangelhaft organisiert, hatten das Feld zwar verloren, jedoch nicht sich selbst. Sie blieben aufrecht, die große „Schuldtilgung" durch die Juden begütigte mittlerweile den gegenseitigen Haß, und indem Fürsten und Bürger einander an Macht ebenbürtig ihr Recht gegenseitig anerkannten, stumpften sich für jetzt die tödlichen Gegensätze ab. Die hansische Welt, die ihren großen Streit mit den nordischen Königen glücklich bestanden hatte, war nur in e i n e m binnenländischen Gliede vom Angriff der Fürsten und des Adels getroffen und sah auch hier, jedoch ohne ihre schwesterliche Beihilfe, den altsassischen Bürgermut verherrlicht.

Nur auf nordöstlicher Seite der hansischen Welt ließ sich bürgerliches Gedeihen und innerer Wohlstand nachweisen, wenn sich auch leider schon Unbehagen der mächtigsten Handelsstädte, wie Danzigs, über die Adels- und Pfaffenherrschaft und Unlust der Kaufherren über die politische Bevormundung durch die Mönchsritter zeigte. Gleichzeitig entwickelte sich bei der zünftigen Bevölkerung Groll über die Vornehmtuerei der Junker in den „Artushöfen" und über die ausschließlichen Rechte der Großhändler und Ratsfähigen. Herr Winrich von Kniprode, der Hansen gerechter Helfer bei gewalttätiger Verkümmerung des Verkehrs, und wenn auch keineswegs Schirmherr des Bundes, so doch Ver-

mittler (wie im Jahre 1379 in flandrischen Streitigkeiten), erlebte nicht mehr den Ausbruch ordensfeindlicher Gesinnung. Unter seinen Nachfolgern, Konrad Zöllner von Rotenstein und Konrad von Wallenrod (bis 1393), wuchs der Preußen hansische Bedeutung und des Meisters hansischer Einfluß, aber auch der Widerspruch zwischen dem Geist des Jahrhunderts und dem Ordensstaat: Die Taufe der letzten Heiden und die Vereinigung Polens und Litauens durch die Ehe Jagals mit der Erbin Ludwigs von Anjou bereitete der Hanse (1386) eine verhängnisvolle Zukunft.

Unter romantischem Gepränge offenbarten sich noch schärfer die Kämpfe der Gegensätze in den westlichen Staaten. In England erhob sich unter König Richard II., dem Nachfolger Edwards III. (1377), zwar nicht ein Kampf der Städte und des Adels, weil dergleichen die glückliche Verfassung jenes Reichs unmöglich machte, wohl aber ein Aufstand der Armen gegen die Reichen, durch die Predigt des Doktors von Oxford, John Wiclif, genährt. Der Dachdecker Wat Tyler und der Priester Jack Straw unterlagen als Herren Londons und des Towers, nicht jedoch des Stahlhofs, der Geistesgegenwart des jungen Plantagenet sowohl als dem Schwert der Altbürger, noch mehr aber der Arglist. Der kühne Gottesgelehrte starb als Pfarrer zu Lutteworth (1384), aber seine Gedankenblitze zündeten in den fernsten Gegenden, nicht zuletzt an der hansischen Ostsee. In Flandern und den Niederlanden nahm die tiefe Erregtheit des Bürgergeistes wiederum die Form des Kampfes zwischen Adel und Volkspartei und mit zufälliger religiöser Beimischung die Form des Aufstandes gemeinheitlicher Freiheit gegen Fürstenwillkür an. Graf Louis de Male, auch Herr von Antwerpen und Mecheln, welcher im Jahre 1360 so ehrenvoll für die Hanse den Streit mit Brügge ausgeglichen hatte, haderte nach längerer Ruhe mit seinen Städten, zumal mit der Gesellschaft der „Weißmützen" von Gent, wegen eines Kanalbaues (1379), den er zugunsten der Brüggelinge unternommen hatte. Nach einer Schlacht zwischen den Gräflichgesinnten und den Weißmützen hatten die letzteren gesiegt und wählten darauf, durch Flanderns Adel mit Hilfe der Brüggelinge hart bedrängt, den Sohn des berühmten „Metbrauers" Jacob, Philipp von Artevelde (Januar 1382), zum Volksoberhaupt. Dieser überfiel mit einigen tausend verzweiflungsvollen Zünftlern den zeitweisen Sitz der bürgerfeindlichen Partei Brügge und erschlug in der „Mordnacht" (2. Mai) 3000 derselben. Dann zum Regenten des Landes erhoben, unterlag er mit der Kraft des Volksaufgebots bei Roosbeke der Oriflamme, welche König Karl VI. von Frank-

reich mit seinem Adel gegen die „Vilains“ entfaltet hatte (27. November 1382). Der Adel war gerettet, die Freiheit der städtischen Bünde niedergetreten. „Hätten die ‚Vilains‘ gesiegt, so würde das Volk sich überall erhoben und die Ritterschaft vertilgt haben“,



Die Halle in Brügge.
Begonnen 1284, erneuert im 16. Jahrhundert.

sagt der kundige Jean Froissart. Ähnliche entsetzlich blutige Ereignisse gab es gleichzeitig in Brabant, wütende Parteiung in Friesland. Als Nachwirkung jenes Sieges der goldenen Sporen beugte sich im Januar 1383 auch die Stadt Paris, wo die Kommune sich gegen den Steuerdruck aufgelehnt hatte. Im Blut der Fläminge bei Roosbeke war das demokratische Aufstreben des französischen Bürgertums erstickt.

Was unter so ungeheuren Ereignissen der Brügger Kaufhof erleiden mußte, deuten wir später an. Als sich Englands junger

König Richard II. ins Spiel gemischt hatte, traf Karl VI. im Jahre 1386 so ungeheure Maßregeln zu einer Landung an dem Inselreich, „daß es kein Schiff von Sevilla bis nach Preußen hinauf gab, das nicht für Frankreich in Beschlag genommen wäre“.

Dieser Gliederung gemeinbezüglicher Ereignisse und deren Wechsel von Sieg und Niederlage reihen sich mehr oder weniger in Verbindung mit der nachgewiesenen Gedankenströmung der Tag von Sempach, der von Döffingen, die bürgerlichen Unruhen in den wendischen Seestädten und der Vitalienbrüderkrieg an.

Fassen wir nun das große Schisma der Kirche (1379) und den Streit zwischen dem Stuhl von Avignon und von Rom als eine gleichzeitige Spaltung des gesamten, schon so zermürbten Gesellschaftszustandes von West- und Mitteleuropa auf und wirkten jene allgemeineren Dinge auf die eigentümlichen Verhältnisse unseres hansischen Nordens hin, so konnte der Kampf politischer Prinzipien um die schwankenden Vorstellungen von mein und dein über das Recht des Besitzes und das Recht der Gewalt, die Begriffsverwirrung über den sozialen Wert des Erwerbes monopolsüchtiger, waffenführender Kaufleute, unter dem Zweifel aller kirchlichen wie weltlichen Autorität bei waghalsigen Strandbewohnern (denen die Erinnerung an das gepriesene Leben der „Seekönige und allerweltfeindlicher Piraten“ nicht geschwunden war, vielmehr eben durch die unbefangenere Gewöhnung ritterlicher Raubgenossenschaften wieder aufgefrischt war) jene sonderbare Erscheinung hervorrufen, die wir jetzt als Vitalien- oder Gleichteilerbund zu bezeichnen haben.

Beginnender Verfall und innere Zersetzung der Hanse.

In Skandinavien hatte das Glück alles in die Hände Margarethas, der nordischen „Semiramis“, gegeben. König Albrecht von Schweden, von einem Teil der Reichsräte verraten, die, um zu herrschen, schon im März 1388 der „Vormünderin“ von Dänemark und Norwegen die Regierung angetragen hatte, hatte in Mecklenburg und Pommern ritterliche Streitgenossen, aber nicht die Städte für sich gewonnen, zumal die Verhändler der schwedischen Krone die staatskluge Margaretha bevollmächtigten, die Hanse wegen ihrer Privilegien zu beruhigen. So durch die kurzsichtige Politik des bangen Vororts, dessen Altbürgermeister die Pläne der Königin offen begünstigte, isoliert, verlor Albrecht am 24. Februar 1389 gegen die beleidigte Frau in der Schlacht bei Falköping seine Freiheit und schmachtete mit seinem

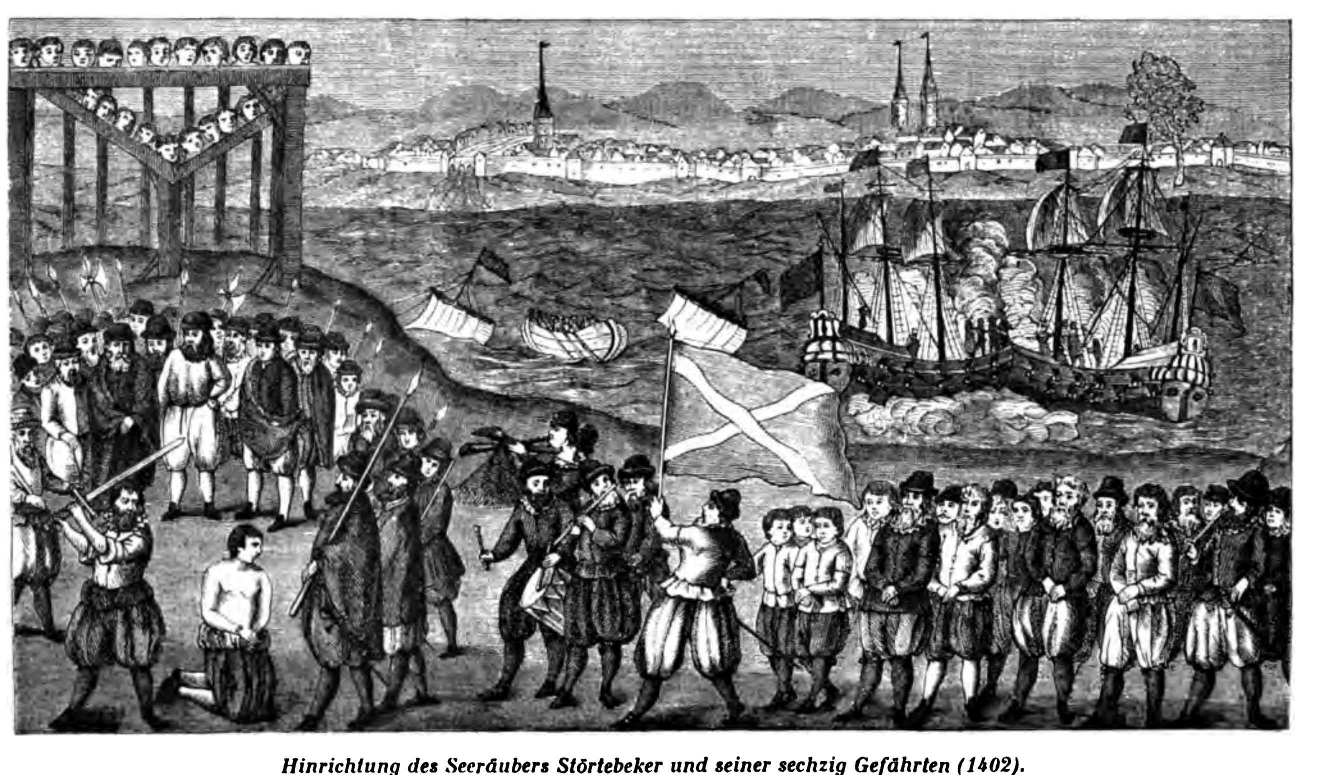
Sohn Erich im Turm zu Lindholm. Der größere Teil der schwedischen Festen öffnete sich der Siegerin, nur die trotzige deutsche Gemeinde zu Stockholm mochte nicht abfallen. Reichlich vergalt sie der Schweden Haß und entledigte sich durch eine grausame Tat ihrer gefährlichsten Widersacher. Unter der Leitung des jungen Herzogs Johann von Mecklenburg-Stargard, Neffen des gefangenen Königs, fuhr Stockholm fort, sich mannhaft gegen die Belagerer zu verteidigen, selbst als ein Orkan die Flotte des alten Herzogs Johann (1390) zerstreut hatte. Zur Befreiung des Verwandten traten alle Fürsten und Vasallen Mecklenburgs in Rostock zusammen (Juli 1931), vertrösteten sich des Beistandes des Hochmeisters von Preußen und fanden bei den Bürgern Rostocks und Wismars so warme Teilnahme für das Schicksal ihrer „angeborenen Landesherren", daß beide, schon früher wegen ihrer Sonderpolitik in der schwedischen Kronfrage anstößig, darüber ihre hansische Pflicht vergaßen. Denn da auch der zweite Versuch der Herzöge zum Entsatz der bedrängten schwedischen Hauptstadt ungünstig ablief, ersannen jene Städte ein Mittel, das für die ganze nordische Handelswelt die nachteiligsten Folgen hatte und zur bedenklichsten Zeit die Fackel der Zwietracht unter die so eng verbündeten wendischen Gemeinwesen warf. Noch war der Seeraub unter dänischer Adelsflagge im frischen Andenken, da erließen die Ratsmänner Rostocks und Wismars sowohl auf dem eigenen als im nachbarlichen Gebiet den Aufruf: „Alle diejenigen, welche auf eigene Kosten und Gefahr gegen Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um dort zu rauben und zu brennen, zugleich aber die darbende Hauptstadt Schwedens mit Zufuhr und Lebensmitteln zu versorgen, sollten sich bewaffnet bei ihnen einstellen, wo man sie mit ‚Stehlbriefen' versehen und ihnen die Häfen offenhalten wolle, um ihren Raub zu bergen und nach Belieben zu verkaufen." Zu gleicher Bestimmung öffnete auch Herzog Johann seine Häfen zu Ribnitz und Gollwitz an der Insel Poel. — Auf so lockenden Ruf strömte alsbald eine Menge raublustigen, waghalsigen Volks zusammen und begann bei ehrenhaftem Vorwande sein Gewerbe unter dem Namen „Vitalienbrüder" (Viktualienbrüder), weil als Zweck ihrer Seefahrt Stockholms Versorgung mit Lebensmitteln galt. Zuerst im Jahre 1392 wurde dieser fremde Name gehört, als bereits Edelleute aus den Nachbarlanden wie die Moltke, die Manteuffel, viel namhafte vom inneren Niedersachsen, selbst Dänen, Schweden sich an die Spitze der Raubgeschwader gestellt hatten und, wenn

auch in Stockholm Stifter von Messen und Almosen, weder das preisgegebene noch das befreundete Gut schonten. Denn Lust am gefahrvollen Abenteuer und Geringschätzung gegen die Krämer durchdrangen sich unter der Verwirrung aller Rechtsbegriffe mit jener altgermanischen Unart, auf eigene Faust zu leben. Die tollen Gesellen, von aller Gesellschaftsordnung losgesagt, nisteten sich in versteckten Häfen von Rowe, dem Gardeschen See in Hinterpommern, von Rügen an bis nach Frieslands Küsten ein, bildeten eine geschlossene Gesellschaft unter bestimmten Gesetzen, ganz nach dem Muster der ritterlichen „Sterner, Bengler oder Schlegler“, nannten sich auch wohl Likedeeler (Gleichteiler), weil sie ihren Gewinn gleich unter sich verteilten. So wurden sie schnell die Geißel aller Handelsstädte. Nur Rostocks und Wismars Bürger fanden vor ihnen Schonung, sonst galt die freche Losung: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ — Als sich nun die bitterste Klage der Hanse, deren Bund der auswärtige Kaufmann kurzsichtig als Begünstiger des Frevels beschuldigte, gegen jene beiden Städte erhob, hatten diese uneingedenk gemeinschaftlicher Interessen schon im Jahre 1391 gewagt, den Schwesterstädten wie den Preußen allen Handel mit den Staaten ihrer Feindin zu untersagen. Die „Vitalianer“, Herren beider Meere, überfielen und plünderten Bergen (1392), verbrannten die Stadt, auch das Eigentum hansischer und englischer Kaufleute, und führten den Bischof von Strengnäs gefangen nach Stockholm. Sie bemächtigten sich Gotlands, einverstanden mit dem Herzog Johann. So tief war der Ruhm Wisbys, jener Gesetzgeberin des nordischen Seehandels, verdunkelt, daß sich in ihrem Hafen die Räuber sammelten und hinter ihrer Mauer, die einst das ehrwürdigste Tribunal der Handelswelt umschloß, die unermeßliche Beute der frechsten Gewalttat bargen! — Englands mißgünstige Kaufleute, besonders die von Lynn, die in Bergen ihre Niederlassungen eingebüßt hatten, beschuldigten die wendischen Seestädte als Mithelfer, und Margaretha, vielfach um Entschädigung angegangen, war so ohnmächtig, daß sie sich im April 1393 die Erlaubnis auswirkte, in Lynn drei Schiffe zum Schutze ihres Reichs zu mieten!

Auch Lübeck und Hamburg fanden auf Hansetagen kein Mittel, dem Unwesen zu steuern. Ganze drei Jahre unterblieb die Reise nach Schonen, was die halbe europäische Christenheit in den Fasten empfindlich verspüren mochte. Nur Stralsund war unter zeitweiliger Umgestaltung des Regiments stark genug, wenigstens seine Gewässer zu friedigen.

Von Anklam aus, wo im Jahre 1387 die unzufriedenen Zünfte der Fischer, Fleischer und Bäcker sich verschworen, ein neues Regiment einzuführen und den Rat als Verräter der bürgerlichen Freiheit an die Fürsten zu ermorden (dann aber Herzog Bogislav VI., im nahen Wolgast Hof haltend, mit seinem Rittergefolge durch grauenvolle Strafexempel das Alte wieder befestigt hatte), war dessenungeachtet die Volksbewegung nach Stralsund übergesprungen. Grund zur Auflehnung mochte auch hier genug vorhanden sein. Der Reichtum herrschender Kaufleute, der Übermut der Junker (der „Gecken", die in kurzen Wämsern bis zu den Lenden, in lang herabhängenden Ärmeln und mit Schnabelschuhen in Kirche und Artushof einherstolzierten), die Selbstüberhebung einzelner Familien, die, wie die Wulflam, die gebieterische Stellung der Stadt in der Hanse allein für sich ausgebeutet und die Pfandgüter innebehalten hatten, erbitterten Volk und Alderleute, von denen allein die Gewandschneider als gesetzliche Vertreter der Gemeinde galten. So energisch der Rat dem ersten Ausbruch noch zuvorkam, mußte er dennoch im Jahre 1388 und 1389 zwei Betraute der Volkspartei in den Ratsstuhl aufnehmen, deren einer durch ehrantastende Beschuldigung zum Mordversuch an einem Bürgermeister gereizt, auf dem Rade sein Tribunat büßte (1391), der andere, Karsten Sarnow, „nicht hochbeschlechtet in Stralsund, aber ein tapferer Mann", zum Bürgermeister erhoben wurde (1390) und den „Altbürgermeister", jenen entschiedenen, überreichen Bertram Wulflam, ins Gedränge brachte. Zur Rechnungsablegung über der Stadt Einkünfte seit 18 Jahren genötigt und junkerartigen Mißbrauchs der Stadtmittel bezichtigt, verweigerte Bertram gütliche Auskunft und wich aus Furcht vor der Volkswut oder aus beleidigtem Stolz mit seinen Söhnen, von denen Wulf eben mit Übertretung der Luxusgesetze üppige Hochzeit gehalten hatte, aus der Stadt (1391), um seine Anklage zu Rostock vor die Hanse zu bringen.

Jetzt nun erledigte Karsten Sarnow als Lenker des Rats die Gemeinde auch der Anhänger des Patriziats und gestaltete die Verfassung in der Weise um, daß (Weihnachten 1391 oder Ostern 1392) dem neuen Rat ein Ausschuß von zwölf Alderleuten zugesellt wird, daß vier vom Rat nebst zwei Alderleuten den Stadthaushalt verwalten und kein Bürger ein landesherrliches Amt übernehmen sollte. Das Stadtwillkürbuch bewahrte diese Satzung einer gemäßigten Volksherrschaft, die den Bürgern so freudigen Lebensmut einflößte, daß sie unter ihrem Meister Karsten Sarnow gegen die Räuber von Ribnitz auszogen, dieselben fingen



Hinrichtung des Seeräubers Störtebeker und seiner sechzig Gefährten (1402).
Nach einer volkstümlichen Darstellung aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.
Hamburger Stadtbibliothek.

und ohne Gnade enthaupten ließen. Wohl geschah es auch unter jener Erhebung des Volkes, daß ein großes Schiff der Stralsunder nach langem Kampf sich eines Fahrzeuges voll solcher „Auslieger“ bemächtigte. Da es an Raum zu deren Festmachung gebrach und da auch die in gewöhnlicher Art Gefesselten leicht die Mannschaft hätten überwältigen können, steckte man die gefährlichen Passagiere grausam sinnreich in Tonnen, deren oberer Boden durch einen Einschnitt nur den Kopf freiließ und die „Eingetonnten“ wie Waren aufeinandergestapelt zu mitleidloser Hinrichtung nach der Stadt brachte.

Aber die Wulflame ruhten nicht, ihre Rückkehr zu betreiben. Als weder die Verwendung der Hansestädte, denen der neue Rat mit Aufzeichnung aller Beschwerden gegen die Ausgewichenen geantwortet hatte, noch die Fürschreiben der Landesfürsten gefruchtet hatten, bewirkten dunkle Umtriebe, daß Bertram Wulflam mit seinen Söhnen dennoch im Jahre 1393 wieder aufgenommen wurde, dagegen der wackere Volksführer beim leichtgläubigen Haufen verleumdet und von der hansischen Aristokratie als „Feind der Verfassung und Anstifter großen Schadens“ beschuldigt, am 28. Juni 1393 auf dem alten Markt enthauptet wurde. Mit der Rückkehr des stolzen Patriziats wurde zwar die populäre Verfassung umgestoßen, die Aufzeichnung derselben im Stadtwillkürbuch durchstrichen, aber gleich nach Bertrams Tode (1394) ermutigten sich wiederum die Unterdrückten, brachten das Andenken des unglücklichen Bürgermeisters Karsten Sarnow wieder zu Ehren und stifteten eine ausgebreitete Verschwörung an, die auch drei Ratsglieder zählte, um die Junker zu ermorden. Nochmals jedoch unterlagen sie dem Argwohn der Gegner (November 1394), und so schwankten die Dinge, bis die wechselnde Bluthe rrschaft die ruhigeren Bürger ermüdete und das Einschreiten der Landesfürsten erleichterte.

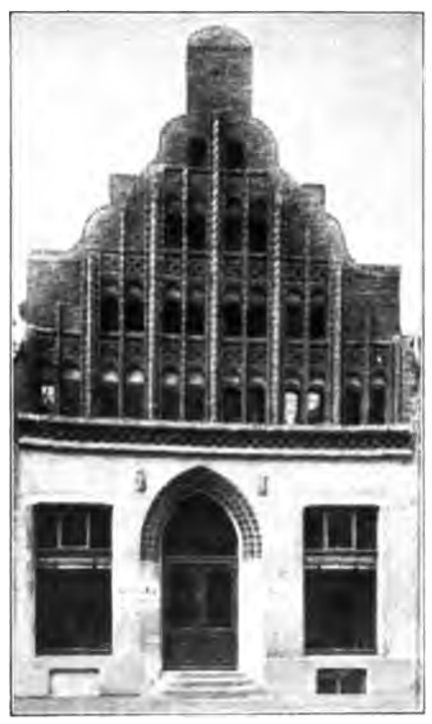
War unter so unseligen Verhältnissen der Halt des hansischen Bundes gelockert, so konnte man nichts Nachdrückliches gegen die Vitalienbrüder ausrichten. Ihre berühmtesten Hauptleute, die frechsten Räuber in der Westsee an hansischen, besonders preußischen, wie an englischen Schiffen hießen Godeke (Gottfried) Michelsson und Klaus Störtebeker (Stürzebecher), im Jahre 1394 zuerst genannt. Beide, von der niedersächsischen Volksmuse unvergessen, sind im Laufe des 15. Jahrhunderts fast mythische Personen geworden. Wenigstens streiten sich um ihre Geburt und Herkunft, ob Bauernsöhne oder Ritterbürtige, Rügen, Pommern, Mecklenburg, Oldenburg und der Bistumssprengel von Verden.

Als die Mecklenburger, auf Tagfahrten ernstlicher angefaßt, erklärten, jetzt weder Ersatz noch Wandel schaffen zu können (1393), und die Klagen der Fremden und Einheimischen drohender wurden, auch alle Schiffahrt ruhte oder die Kauffahrer gesetzlich nur in Geschwadern von zehn Schiffen durch den Sund segeln durften, schien der Hanse die Befreiung des gefangenen Schwedenkönigs unerläßlich. Deshalb stellten die Sendboten der Seestädte und des Meisters von Preußen und Herzog Johann von Mecklenburg in Person zu Falsterbo (Ende September 1393) der Königin die Zumutung, gegen Sicherheit den Gefangenen auf einige Jahre freizugeben, um, im Falle man sich in dieser Zeit nicht vergliche, denselben wieder zurückzuempfangen oder Stockholms Öffnung zu erlangen, das inzwischen unter dritter Hand bleiben sollte. Aber Margaretha lehnte dieses Anerbieten, welchem besonders die hartgeschädigten Preußen Nachdruck verliehen, unter allerlei Vorwänden ab und betrieb inzwischen die Belagerung von Stockholm mit verdoppelter Kraft, dessen Drangsale jedoch auch mitten im Winter (1394) die Ausdauer und die erfinderischen Kriegskünste der fürstlichen Vitalienbrüder zu erleichtern wußten.

Erst der neue Meister von Preußen, Konrad von Jungingen, Wallenrods Nachfolger (Herbst 1393), bahnte im Verein mit seinen Städten, die häufige Tagfahrten in Marienburg oder Danzig zu halten pflegten, einen ernsteren Gang wieder an, als bereits durch hansischen Beschluß aller Verkehr mit Dänemark gesperrt war und Rostock und Wismar sich sogar von einem Angriff der Schwesterstädte bedroht sahen. Denn der Hansetag zu Lübeck (März 1394), nicht gesonnen, nach dem Willen der Mecklenburger Dänemark zu bekriegen, gedachte bei Ausschreibung eines allgemeinen Pfundgeldes eine Wehrflotte von 35 großen Koggen mit einer Mannschaft von über 3000 Gewappneten um Pfingsten in See zu schicken. Die Städte Pommerns, von denen Stralsund, zum Beweis wachsender Bedeutung, nur eine Kogge weniger als Lübeck stellen sollte, auch Greifswald, Anklam, Wolgast, Demmin, Stettin, Stargard, Gollnow, Garz, Greifenhagen, Damm (welche Orte sonst nie als hansisch verwandt erscheinen), Kamin, Kolberg mit Rügenwalde, Stolp, Treptow, Greifenberg und Wollin, wurden stärker herangezogen, und so nachdrücklich schien es gemeint, daß man den letzteren fünf „Zugefügten" Kolbergs zehnjährige Verhansung androhte, falls sie ihren Beistand unterließen. Auch auf die Beihilfe Kampens, Dordrechts, Amsterdams, Harderwyks, Staverens, auf die Süderseeischen und die

Livländer glaubte man nach Maßgabe der Kölner Konföderation rechnen zu können.

Aber die preußischen Städte, so bundesgemäß ihre Äußerungen auf ihrer letzten Tagfahrt zu Marienburg gelautet hatten, trennten sich von der Ausführung kräftiger Beschlüsse, indem sie auf den



Backsteingiebelhaus.
Alte Wismarer Straße 19 in Wismar (Mecklenburg).

früheren Plan zur Befreiung Albrechts zurückgingen und von den mecklenburgischen Städten das Versprechen, ihren Verlust zu vergüten, einseitig auswirkten. So zeigte sich denn nur die geteilte Kraft der Osterlinge im Sund, hatte aber dennoch die Folge, daß Margaretha (weil Stockholm unbezwingbar schien und die Vitalienbrüder eben selbst Malmö verbrannt hatten) fügsameren Sinn blicken ließ, zumal der Hochmeister und die Preußen mit Herzog Johann den beiden Städten nähergetreten waren. Schon waren (August 1394) zu Helsingborg bei Anwesenheit der Königin die Unterhandlungen über die Hauptsache, Albrechts Befreiung, förderlich gediehen, als ein mörderischer

Zwist zwischen Dänen und Deutschen in einem Wirtshaus entstand. Der Stralsunder Bürgermeister, zur Königin geeilt, um sie als Richterin herbeizuholen, wurde auf der Treppe des Schlosses von einem rasenden Dänen totgeschlagen, worauf die Ratssendboten und die andern Abgeordneten sich unverrichteter Dinge auf ihre Schiffe begaben.

Als aber die Klagen über Seeraub sich eher mehrten als minderten, die Preußen im Verfolg selbstsüchtiger Pläne unsere Seestädte nicht unterstützen wollten und Stockholm sich nicht beugte, mußte Margaretha der Hartnäckigkeit der Vitalienbrüder, den Forderungen der Hanse und der Mahnung des Hochmeisters, dessen Gesandte im vorigen Sommer durch den ordensfeindlichen Herzog Wartislav VII. von Stolp, Vater des Erben der nordischen Kronen, niedergeworfen waren, endlich weichen. Zu Falsterbo einigten sich um die Osterzeit 1395 die Sendboten Lübecks, der anderen wendischen Seestädte, der Preußen, des Hochmeisters und der Mecklenburger mit der Königin über die Grundlage des Vertrages, der dann zu Lindholm auf Schonen am 17. Juni zustande kam. Ein dreijähriger Waffenstillstand ward geschlossen und der gefangene König auf diese Zeit mit seinem Sohn freigegeben, um inzwischen am gänzlichen Frieden zu arbeiten. „Erfolge derselbe nicht, so kehrt der König, für den sieben Städte, Lübeck, Stralsund, Greifswald, Thorn, Danzig, Elbing und Reval, sich verbürgen, entweder in seine Haft zurück oder zahlt das Lösegeld von 60 000 Mark Silber oder tritt der Königin Stockholm ab", das deshalb der Besetzung der Städte vertraut blieb. Nachdem ferner Rostock, Wismar und Stockholm sich verpflichtet hatten, ihre Häfen dem Seeraub zu verschließen, über die Art der Besetzung der letzteren Stadt und die Beisteuer zum Unterhalt derselben das Nötige verabredeten, endlich dem König Albrecht mit seinem Sohn der Besitz eines Teils von Gotland mit Wisby zugesichert war, stellten die Städte beim Empfang Albrechts die Bürgschaftsurkunde am 26. September 1395 zu Helsingborg aus, und die erfreuten Gefangenen kehrten nach fast siebenjähriger Haft in die Freiheit zurück. Schon zu Anfang des Augustmonats hatte, namens der Städte und des Meisters, Hermann von Halle, Ratsherr von Danzig, mit gehöriger Kriegsmannschaft Stadt und Burg Stockholm besetzt und Huldigung eingefordert.

Daß der Hochmeister eine so entscheidende Rolle in der Schlichtung jener Händel spielte und daß die preußischen Städte die Bewachung des Unterpfandes der Ruhe im Norden zunächst

übernahmen, lehrt uns: Lübeck und das wendische Drittel, durch innere Furcht und äußere Händel zugleich geschwächt, standen zeitweise im Abnehmen, und der Schwerpunkt des Bundes schien nach dem Ordensstaat hinzuschwanken. Lübeck selbst, außerstande, seine Angehörigen auch nur auf der Landstraße zu schirmen, mußte im Jahre 1393 zu dem illusorischen Hilfsmittel schreiten, bei König Wenzel, dem alles feil war, ein Pergament zu erkaufen, „kraft dessen kein Lübecker Bürger die an einen Straßenräuber oder Befehder ausgestellte Verschreibung und Gelobung bei Verlust der Ehre und einer Strafe von 15 Mark lötigen Goldes einhalten sollte". Der enorme Kostenaufwand, durch Schiffbarmachung der Delvenau und Steckenitz die Flußverbindung mit der Elbe bei Lauenburg und somit auch mit Lüneburg herzustellen (1390—1398), jener Plan, der die Fehde mit den Welfen (1396), später mit den Mecklenburgern und Lüneburgern hervorrief, läßt uns die Hansekönigin in sehr bescheidener Tätigkeit und in Sorge für ärmliche Binnenschiffahrt erkennen. So tadelnswert von hansischem Standpunkt aus Rostocks Eifer für die landesherrliche Familie erscheinen mußte, zeigten die Bürger doch auch in eigenen Dingen mehr Energie als die vornehmtuenden Lübecker. Denn als Herzog Bogislav VI. von Pommern-Wolgast, mit Stralsund wegen der Wulflame gespannt und verführt durch die Beute, die den Mecklenburgern als Schutzherren der Vitalienbrüder zufiel, eine bequeme Stelle am Strande zu einer Art selbständigen Seeverkehrs ausersehen hatte und zwischen dem schmalen „Fischland" und dem waldreichen Dars beim Dorf Arenshop unweit Ribnitz Hafen und Burg angelegt hatte, zogen die Rostocker aus Handelseifersucht oder, weil sie die Mitbewerbung des fürstlichen Vitalienbruders nicht mochten, im Jahre 1393 mit tausend Wehrhaften aus, brachen den „Burgfrieden" in den Grund und vereitelten durch Verdämmung des „Tiefs" die Anlage eines „allzunahen" Hafenorts.

War durch Albrechts Freigabe und Stockholms Eröffnung dem Treiben der Seeräuber jeder Vorwand genommen und galt es ihnen Kampf auf Leben und Tod, blieben sie anders beim Handwerk, so erblicken wir doch kaum eine Frucht der vereinzelten Bestrebungen Hamburgs, Lübecks, Stralsunds und Bremens und der preußischen Städte, die See zu friedigen. Ja, die in ihren Schlupfwinkeln Aufgescheuchten verbanden sich kecker mit ihren Genossen auf dem Festland, verbreiteten sich bis in den Finnischen Meerbusen und bis nach Spanien hin; ein anderer Haufen nistete sich im Oldenburgischen, besonders in Ostfries-

land, ein und fand an den dortigen Häuptlingen bereitwillige Helfer, wie es denn bei aufgelöster Zucht nirgends an Hehlern fehlte, „um die freventliche Beute erklecklich zu verschleißen". Jetzt wurden den Englandfahrern Godeke Michelsson und Klaus Störtebeker erst recht bekannt, während unter dem Schutz Herzog Erichs von Wisby aus andere Haufen die preußischen Städte nötigten, ihre kostbaren Wehranstalten zu verdoppeln (1397).

Alle einzelnen Unternehmungen, mit so unbarmherziger Strenge auch die Preußen wie Stralsunder, Lübecker und Hamburger gegen die „Allerweltsfeinde" verfuhren, brachten keine dauernde Frucht, solange man sie nur auf der See verfolgte und nicht auch ihre Schlupfwinkel auf dem Lande bezwang. Während nun die wendischen Städte ermatteten oder ihre Kräfte zersplitterten, mühsam durch Friedenskoggen die Kauffahrt schirmten und dennoch die häßlichsten Vorwürfe von seiten der Fremden hinnehmen mußten, schritt der Hochmeister energischer dazu, Gotland, von wo die Anhänger Albrechts von Schweden durch Margarethas Unionspolitik gereizt auf Gelegenheit lauerten, Vorteile über jene Krone zu gewinnen, mit einem Schlage unschädlich zu machen. Ohne weitere Verabredung mit dem schlaffen Bunde rüstete Konrad von Jungingen zu Danzig eine treffliche Flotte aus (März 1398), landete bei Landskrona, einem Hauptsitz der Vitalienbrüder, überraschte unter müßig angeknüpften Unterhandlungen mit Herzog Johann von Mecklenburg die willenlose Stadt Wisby, ließ alle Räuber, deren man sich bemächtigte, hinrichten und unterwarf, „zur Sicherheit des gemeinen Kaufmanns", die ganze Insel, „bis auf weitere Vereinigung mit König Albrecht" dem Rat und der verwilderten Bürgerschaft den Genuß ihrer Freiheiten und Rechte verheißend. Die Wohlfahrt seiner Städte im Auge (denn die versprengten Flüchtlinge schweiften überall umher), und um durch einen Rechtstitel die beleidigte Königin Margaretha zu entwaffnen, brachte der Meister das Anrecht, das der ruhlos umherirrende Titularkönig an der Insel besaß (November 1398), als Unterpfand an sich. Auf jenem Haltepunkt altnordischen Verkehrs schien sich so eine deutsche Seemacht bilden zu wollen.

Mit den nächsten Dingen vollauf beschäftigt, ohne sicheren Rückhalt auf die fremden Kaufhöfe, vor allem aber mißtrauisch gegen die eigenen Staatsangehörigen, die, wie in Stralsund, Hamburg und in anderen wendischen Orten, das Joch der Aristokratie knirschend ertrugen, bemerkten der Vorort und der Ausschuß der wendischen Seestädte nicht, daß sich das folgenreichste

Ereignis des Nordens vollzogen hatte. Die kluge Margaretha hatte geräuschlos erlangt, daß dem jungen Erich von Pommern, Erben von Norwegen, erst in Dänemark, dann am 11. Juli 1396 auf dem Morastein in Schweden gehuldigt wurde. Sie vollendete ihr menschlicher Voraussicht nach weniger schimärisches Werk, als eine Vereinigung Nord- und Süddeutschlands ist, indem sie, mit den Reichsräten aller drei Königreiche zur Krönung ihres Großneffen in Kalmar versammelt, am 13. Juli 1397 die Urkunde des innigen Vereins der nordischen Kronen, die Kalmarer Union, ans



Siegel der Stadt Wismar.



Siegel der Stadt Stralsund.

Licht gab. Die Hanse, ohne von ihrem Recht Gebrauch zu machen, schaute gedankenlos drein und ahnte nicht, daß es ihre mühsame, vom sittlichen Standpunkt viel bescholtene Aufgabe für ein sturmvolles Jahrhundert sein würde, ein Band zu trennen, das sie, nicht gewitzigt durch die jüngste Vergangenheit, unter ihren Augen festschmieden gesehen hatte. Wir wiederholen es: nicht die Furcht vor den Seeräubern, nicht die Sorge für die Herstellung kaufmännischer Interessen im Auslande stumpften den politischen Scharfblick der Kaufherren ab, wohl aber ließ jene Angst der Ratsaristokratie vor der Rache des unterdrückten, zünftigen Volks die Kraft des Staates nicht zusammenfassen. Noch in der Osterwoche 1398 erging ein Gebot, „niemand, der Aufruhr in einer hansischen Stadt erregt habe, unter sich zu dulden, es sei denn, daß er dafür leiden wolle". Bei so ungroßmütigem Selbstverzicht konnte der Hochmeister zu einer herrschenden Macht in der Ostsee, die die Osterlinge für sich angesprochen hatten, zum Besitz einer Flotte sich aufschwingen, obgleich er in Preußen nur über einen Hafen, den Danziger, gebot. Gingen der Mönchsritter Handelsinteressen zwar noch mit den hansischen überein, so waren doch scharfe Widersprüche denkbar, indem der Orden, von seinen hansischen Städten unabhängig,

bereits einen erklecklichen Eigenhandel mit Flandern, England, selbst mit Frankreich trieb. Die hansisch-lauen preußischen Städte konnten ihren Vorteil darin finden, von der „gemeinsamen Hanse“ getrennt, sich dem fürstlichen Meister enger anzuschließen.

Noch besaßen die sieben Städte Stockholm. Aber die Anhänger Albrechts, der vergeblich auf dem Hansetage zu Lübeck (September 1397) über den Friedensbruch Margarethas, „daß sie einen König in Schweden eingesetzt“, geklagt hatte, gingen damit um, sich durch Verrat oder Gewalt der schwedischen Hauptstadt zu bemeistern. Offener zog auch Herzog Johann, auf Krieg gegen Dänemark bedacht, die Vitalienbrüder wieder an sich und begehrte sogar von Preußen Zufuhr und Öffnung der Häfen. Da glaubten die Seestädte, zur Vermeidung neuen Krieges ihr Unterpfand aufgeben zu müssen, zumal die Frist von drei Jahren verflossen war und der Unterhalt der Besatzung Stockholms den Beteiligten schwerfiel. An den Vertrag von Lindholm gemahnt, aber außerstande, das hohe Lösegeld zu erschwingen, was seinen Absichten am förderlichsten gewesen wäre, fügte sich dann König Albrecht dem Unvermeidlichen, nachdem er selbst bei hansischen Binnenstädten wie in der Mark Hilfe gesucht und seine Freunde, die Hansen, beweglich gebeten hatte, „ihn nicht zu verlassen“. Die Städte führten mit den Preußen ihr Kriegsvolk ab, und Margaretha hielt am 29. September 1398 ihren Einzug in Stockholm. Hatten die Osterlinge nun freilich für jahrelange Verluste keine Entschädigung gewonnen, so betrachteten sie doch die gleichzeitige Bestätigung ihrer Privilegien durch König Erich und die mühevoll erlangte Wiederaufnahme von Wismar und Rostock in die alten Gerechtsame als Gewinn. Denn ein wendischer Städtebund war wiederum möglich. Retteten die Osterlinge und die mit ihnen verbundenen Schwestern ihre Handelsprivilegien in den drei Reichen glücklich ins 15. Jahrhundert hinüber und spielten die einzelnen Städte und die gesonderten Vereine, wie die preußischen, eine achtunggebietende Rolle im Norden, so ließ doch die Gesamthaltung derselben nicht verkennen, daß, wie im deutschen Oberland, die bürgerliche Machtentwicklung in den Scheitelpunkt getreten sei. Die Union der nordischen Krone stand aufrecht. Es gärte ein böser Geist im Schoß der Gemeinwesen. Gegen die Piraten war ungeachtet erneuter Bemühungen mit Tagefahrten und kostspieligen Rüstungen, auch in Verbindung mit Margaretha, kein „Pompejus“ aufgetreten, um der Schmach und dem Verderben ein Ende zu bringen. Sehen wir nun, wie in der

Zwischenzeit seit dem Siege vom Jahre 1370 die Verhältnisse der drei anderen großen Kaufhöfe sich gestaltet hatten und wie die Dinge im Westen lagen.

So dunkel und zusammenhanglos die Nachrichten über den hansischen Verkehr nach Rußland lauten, so vielfach derselbe auf dem Seewege gestört werden mußte und so oft, wie in den Jahren 1373, 1386, 1387, 1398, 1391, von Gesandtschaften nach Nowgorod, von der Absicht, den Hof nach Dorpat zurückzuziehen, die Rede ist, „weil die Russen den Deutschen große Ungelegenheiten“ verursacht hätten, dauerten die Kaufhöfe zu Nowgorod, zu Pleskow unter der früher geschilderten Verfassung fort, und der Landfahrer scheint sich sogar bis nach Moskau gewagt zu haben. Denn die zähen Deutschen ließen sich keine Kosten verdrießen, und auch der Gesamthanse blieb der russische Verkehr so wichtig, daß sie keine baren Auslagen scheute, um durch persönliche Vermittlung, Geschenke, Bestechung alles wieder ins gleiche zu bringen. Die russischen Ausfuhrartikel waren noch dieselben. Als Einfuhr macht sich besonders Tuch, und zwar das begehrte flämische, bemerklich, dann bei fortgeschrittenem Kunstfleiß der Engländer das englische, das auf mancherlei Schleichwegen, selbst auf englischen Schiffen, in die nordöstlichen Häfen eingebracht wurde. Als der volkswirtschaftliche Meister Winrich von Kniprode mit Erfolg bemüht war, den Verkehr der preußischen Städte nach allen Seiten zu fördern, verlangten auch diese die Befugnis, als hansisch nach Rußland zu handeln, und suchten dorthin die leichten, groben Tücher zu vertreiben, die als „polnische“ über Thorn aus den deutschen Gewerbestädten in Polen eingeführt wurden. Allein die livländischen Städte mit Wisby, solange Gotland überhaupt noch tätig war, und die eigentlichen Osterlinge strebten danach, den Zwischenverkehr mit dem Hof von St. Peter für sich zu behaupten, wenngleich sie dem waghalsigen Landfahrer selbst aus Westfalen den Weg ins Innere Rußlands nicht verbieten konnten. Gegen das Ende dieses Zeitabschnitts, als auch zwischen dem Meister von Livland und dem Bischof von Dorpat Fehde herrschte und letzterer sich mit den „Ungläubigen“ verband, andererseits Margaretha von Finnland aus mit den Russen in Kampf geriet und die Vitalienbrüder allen Verkehr unsicher machten, treffen wir die Russen sogar einmal wieder im selbständigen überseeischen Handel und ihre Schiffe in Wismar. Vermauerten die Bürger von Reval aus Furcht vor einem feindlichen Angriff drei Stadttore, so war gewiß zeitweise auch der Hof von St. Peter ver-

sperrt. Aber so unvermeidlich solche Störungen und so vielfach beim Tauschhandel die Klagen über Betrug der Russen sowohl als der Deutschen waren, wurde doch immer von beiden Seiten wieder eingelenkt, da man einander nicht entbehren konnte, und die Hanse brachte mit Ausschluß anderer Nationen auch ihr russisches Monopol ins 15. Jahrhundert hinüber. Wachte doch die Eifersucht der Deutschen selbst darüber, daß nicht Fremde bei den Russen Gelegenheit fänden, die Landessprache zu erlernen, die zu jenem Geschäft unerläßlich war. — Während am Schluß des 14. Jahrhunderts die gemeine deutsche Hanse sich merklich wieder gelockert hatte und wir wieder die Binnenstädte gar wenig auf Hansetagen finden, bereitet sich im Kölnischen Drittel eine bürgerliche Umgestaltung vor, die die rheinische Königin bald mit kräftigen Impulsen durchdrang. Kölns Mitwirkung an den großen hansischen Angelegenheiten vermißten wir bisher, weil das Gemeinwesen an denselben Übeln krankte als der Vorort der Osterlinge und sich deshalb überwiegend auf den flandrischen, niederländischen und englischen Verkehr beschränkte. Da vollzog sich im Jahre 1396 das Unvermeidliche, die Volksherrschaft, die sich schon im „weiteren Rat" geltend gemacht hatte. Unfrieden der Stadt mit dem Erzbischof bahnte den Weg. Im Sommer 1392 entsetzte die Gemeinde die Schöffen ihres Amtes und der Bürgermeisterwürde als des Einverständnisses mit dem lauernden geistlichen Gebieter verdächtig. Unter Umständen, die an florentinische Vorgänge erinnern, wurden die Geschlechter, ihres Anhalts an König Wenzel ungeachtet, als gegen die Freiheit der Stadt verschworen, teil hingerichtet, teils im offenen Kampf, wie die Overstolzen, erschlagen, teils mit Einziehung ihres Vermögens verbannt. Die Brüderschaften in Köln, „Gaffeln" genannt, nahmen die ganze Staatsgewalt an sich, lösten die Richerzechheit auf, trennten die Schöffenbank vom Rat und zogen beide Räte in einen zusammen. Das alte Rathaus der Geschlechter wich dem neuen Bürgerhaus. Am 14. September 1396 trat der Transfix- oder Verbundbrief ins Leben und gründete das Stadtregiment auf die 22 Zünfte, in dem man die zurückgebliebenen Altbürger nötigte, den einzelnen Tribus sich anzuschließen. Wir enthalten uns einer näheren Auseinandersetzung, in wie kluger, ernster Weise das Volk seine Freiheit sicherte, und deuten nur an, daß sechsunddreißig „Zunftherren", aus den Gaffeln jährlich erwählt, mit den dreizehn „Gebrechsherren" das Regiment bildeten, die zwei Bürgermeister aus der ganzen Gemeinde erkoren, aber noch der Aufsicht der Bannerherren unterlagen.

und zu wichtigen Geschäften obendrein unmittelbar aus den Zünften die Vierundvierziger berufen mußten. Volle vier Jahrhunderte bis zum Sturz alles Alten in der großen französischen Revolution (1796) dauerte diese populäre Ordnung der Dinge, die — wenn auch später ein bürgerliches Patriziat, jedoch ohne politische Vorrechte, aus den Abkömmlingen der Bürgermeister



Englische Schiffe aus der Zeit Eduards IV.

erwuchs — der reichen Rheinstadt bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts eine entschiedene hansische Richtung selbst zur Beruhigung Lübecks verlieh. Bis auf Dortmund und Bremen, wo auch nach dem päpstlich sanktionierten neuen Statut (1391) betreffs der Wahl des Rats aus der Bürgerschaft sich eine Aristokratie oben erhielt, waren alle niederrheinischen und westfälischen Gemeinwesen zünftig regiert. —

Daß in den Tagen drohender Neugestaltung des Nordens und des frechsten Treibens der Vitalienbrüder auch die Seestädte des Westens, die friesischen und holländischen als Hüter der gemeinsamen Sache und auf den Wehrflotten sich weniger bemerkbar

machen, also auch hier das Band der kölnischen Konföderation locker erschien, erklären hinlänglich die blutigen Zerwürfnisse, die in den Staaten Albrechts von Bayern, des Grafen von Hennegau, Holland und Seeland und der Herren von Friesland ausgebrochen waren. Die westfriesischen Städte versagten dem „Herzog Ruwaard" den Gehorsam, während in seinem Lande die Parteiungen der „Vetköper" (Reichen) und der „Schieringer", des ärmeren, freiheitliebenden Volks, tobten, gleichwie in Holland die „Sökschen und Kabbeljauwschen". Um die inneren Fehden der Holländer und Seeländer nach außen zu leiten und zugleich den Tod des Grafen Wilhelm IV. (1345) zu rächen, rüstete Albrecht im Jahre 1396 ein ungeheures Heer, der Angabe nach von 180000 Einheimischen und Fremden, auf 4000 großen und 400 kleinen Schiffen. Sicher fanden sich auch Vitalienbrüder aus den östlichen Meeren versprengt in jenem Orlog, dessen Streitkräfte die Kritik auf etwa 40000 Mann, 444 holländische, 300 seeländische, gewiß sehr mäßige Fahrzeuge, zurückführt. Aber die Friesen wollten lieber sterben, als sich ergeben. Blut floß in Strömen, und die Züge, welche Wilhelm VI., Albrechts Sohn, in den Jahren 1398 und 1399 wiederholte, hatten nur den Scheinerfolg, daß Staveren und Gröningen sich unterwarfen und huldigten. Albrecht starb im Jahre 1404 und hinterließ seinem Sohn eine machtlose Herrschaft über Friesland. Aber Wilhelm VI., mit Philipp und Johann, Vater und Sohn, doppelt verschwägert (1385), bahnte dann die burgundische Herrschaft in den Niederlanden weiter an, welche die verhängnisvolle Trennung der Westerlinge von den Osterlingen mit sich führte. Wie wenig konnten demnach schon unter der Anfechtung der letzten Jahre des 14. Jahrhunderts die Süderseeischen für die Gemeine Hanse tun, zumal dieselbe ihre Kauffahrt in die Ostsee längst mit scheelem Auge verfolgte?

Entzogen die Wirren an der Südersee den Osterlingen so streitbare Bundesgenossenschaft, so verkümmerten die oben schon angedeuteten Ereignisse und der Kampf politischer Prinzipien in Flandern und Brabant den Genuß des einträglichen Zwischenverkehrs, bereiteten aber noch die letzten Triumphe, ehe das Haus Neuburgund seine „königliche" Macht auch dort aufbaute.

Graf Ludwig de Male, mit französischer Hilfe bei Roosbeke der blutige Unterdrücker der flämischen Volksfreiheit, war im Jahre 1383 gestorben und hatte seinen Eidam, Philipp von Burgund, „den Königssohn von Frankreich", zum Nachfolger, dessen versöhnlichere Natur im Jahre 1388 einen Bürgerkrieg beendete,

den Englands und Frankreichs Einmischung zu einem allgemeinen gemacht hatte. Der Weltmarkt von Brügge und am Swyn, zumal die hansische Niederlage, hatten unter solchen Umständen unbeschreiblich gelitten. Alle Frucht jener heiligen Verträge vom Jahre 1360, die die Übergriffe der flämischen Kommunen und die Selbstsucht der Hansen glücklich verglichen hatte, mußte dahinschwinden, indem unter wildem Bürgerkrieg nicht einmal die allgemeinsten völkerrechtlichen Beziehungen in Geltung blieben. Bitten um Schadenersatz und Abhilfe waren vergeblich. Doch finden wir im Jahre 1386 auf dem großen Hansetage zu Lübeck Abgesandte von Burgund sowie der Städte Gent, Brügge und Ypern, die das Geschehene entschuldigten und zur Beendigung des wirren Streits um eine in Flandern anzuberaumende Tagfahrt anhielten. Aber die Hanse, gewöhnt, nur in einer befreundeten Stadt zu unterhandeln, schlug Köln vor. Als weder zu Dordrecht noch zu Antwerpen ein Mittel der Sühne gefunden wurde und flämischer Stolz sich sträubte, nach Lübeck zu kommen, bewarb sich die Hanse unter der Hand um die einstweilige Residenz in Dordrecht, mahnte ihre Genossen zur Vorsicht im flandrischen Geschäft und untersagte endlich 1388 allen Verkehr mit Brügge und Flandern überhaupt, ebenso mit Mecheln und Antwerpen, unter Wiederholung aller energischen Verbote vom Jahre 1358, auch wegen des Vertriebs flämischer und Brabanter Tücher. Dem einmütigen Beschluß zufolge wanderte der deutsche Stapel im folgenden Jahr wieder nach Dordrecht und richtete sich gemäß den Privilegien Herzog Albrechts dort ein. Das Verbot des Verkehrs ward auch auf Frankreichs Küste als einer mit Burgund befreundeten ausgedehnt. Von westlich der Maas zu beziehenden Gütern blieben nur Baysalz, Wein von Poitu und Wolle von Calais, das seit 1347 unter englischem Zepter stand, für die hansische Einfuhr erlaubt. Dem Schaffner des Deutschen Ordens allein ward gestattet, für den Bedarf des hochmeisterlichen Staates weißes Tuch aus Mecheln (zu den Ordensmänteln) zu kaufen und das Geschäft mit Bernstein in Brügge und auf brabantischen Märkten zu betreiben, eine Vergünstigung, die der Hochmeister wahrscheinlich gar nicht in Frage stellte.

So nachdrücklichem Ernst, zugleich mit einer Sperre des Handels nach Nowgorod, zu erklären, dient die Haltung der Hanse zur Zeit des dänisch-schwedischen Krieges, vor der Schlacht von Falköping, als noch nicht Rostocks und Wismars Vitalienbrüder den Verband schwächten. Die beabsichtigte Folge

blieb auch diesmal nicht aus. Schon auf der Herbsttagfahrt zu Lübeck (1389) sehen wir geschmeidige Abgeordnete des Herzogs von Burgund und der flandrischen Städte, die Schadenersatz im Betrage von 11 000 Pf. Grote, ferner zur Genugtuung für die Schmach deutscher Kaufleute, die man zu Gent, Brügge und Sluys beraubt und gefangen hatte, die Stiftung dreier Vikarien als hansische Lehnware angelobten, feierliche Abbitte im Namen des Landes vor der großen Versammlung bei den Karmelitern verhießen und sich anheischig machten, den Klagesachen einzelner beschädigter Kaufleute ihren Gang zu lassen.

Aber so überraschend solche Willfährigkeit Flanderns war, gleichzeitig, als auch Rußlands Großfürst und Nowgorod glimpflichere Saiten aufgezogen hatten, legte dennoch die Hanse ihrerseits einen Entwurf der Freiheiten vor, die sie gehalten wissen wollte, und verzögerte dadurch die Aussöhnung auf mehrere Jahre. Als den Flämingen so hochgeschraubte Bedingungen nicht behagten, beharrte sie unwandelbar fest bei ihren Beschlüssen, strafte alle Übertreter und ließ die einzelnen Städte ihren Schaden genau berechnen, aus dessen Verhältnis wir entnehmen, daß namentlich Lübeck, Köln, Salzwedel, Hamburg, Lüneburg, Dortmund, die preußischen Sechsstädte, Dorpat, Gotland, ferner Braunschweig, Magdeburg, Stralsund, Bremen, Münster, Reval, Kolberg, Greifswald, Osnabrück, Göttingen, Wesel am flandrischen Kontor lebhafte Geschäfte machten.



Das Haus Kranstraße 7 zu Osnabrück.

Auf einer neuen Tagfahrt zu Hamburg, welche die Fläminge im Jahre 1391 nachgiebiger beschickten, entsagte zwar die Hanse einzelnen nicht recht beweisbaren oder verjährten Forderungen, verlangte dagegen, daß jetzt hundert ehrbare Personen der Städte und des Landes dem nach Brügge zurückkehrenden Kaufmann bei den Karmelitern öffentliche Abbitte täten, zehn ehrbare Männer nach

St. Jago de Compostella und vier nach dem Heiligen Grabe wallfahrten sollten. Die Gewährleistung des Vertrags, dem eine Bestätigung und Erweiterung aller früheren Privilegien zur Seite ging, unter anderm, daß den hansischen Schiffen ohne Abgabe die Kette vor dem Hafen von Sluys, die landesherrliche Sperre, eröffnet werden sollte, erfolgte auf dem Hansetage zu Lübeck im Jahre 1392, worauf nach Empfang der Hälfte der Entschädigungssumme zwei verordnete Ratsmänner, Herr Heinrich Westhof von Lübeck, Haupt des Patriziats und Bewunderer der Unionsstifterin, nebst Johann Hoyer von Hamburg, noch vor Schluß des Jahres im feierlichen Zuge die noch zu Dordrecht residierenden Kaufleute mit 150 Pferden den vergnügten Bruggelingen wieder zuführten und der beschämende Akt der Abbitte bei den Karmelitern vor offener Tür erfüllt wurde. Auch der Streit Antwerpens und Mechelns wegen Tuchverfälschung ward mit Kölns und Dortmunds Hilfe zugunsten der Hanse ausgeglichen, und so sehen wir kurz vor der Störung des Seeverkehrs durch die Vitalienbrüder den Kaufhof zu Brügge von neuem Glanz umleuchtet.

Zur Zeit der höchsten Blüte des Kontors mochte dasselbe 300 residierende Kaufleute und Faktoren hansischer Häuser zählen, die bei der mehrmals gezeichneten klösterlichen Zucht in Brügge weilten, aber dennoch unter den heiteren, genußsüchtigen, reichen Flämingen sich üppige Sitten aneigneten und mit kaufmännischer Erfahrung zugleich Burgunds bizarre Trachten und anstößige Lustbarkeiten in ihre ehrbare Vaterstadt heimführten, auch wohl vornehm tuend die welschen Ausdrücke unter das Volk verpflanzten, die das sassische Idiom mit Ablauf des 14. Jahrhunderts sogar in der Poesie wie im ältesten „Reinecke Fuchs“ unleugbar verrät. Die eigentlichen hansischen Bestimmungen über die notwendigen Geburts- oder erworbenen Eigenschaften eines Residierenden, das Verbot der Handelsgemeinschaft mit „Butenhansen“, die Stellung des Oldermanns und des Kaufmannsrats zu den Brüdern und zum Auslande waren dieselben wie am Stahlhof. Jener Vorstand übte aber auch für allen westlich über den Swyn hinausgehenden Verkehr der Hansen eine Oberaufsicht, ein „Generalkonsulat“, bis nach Frankreich hin und ließ sich auf allen großen Hansetagen vertreten, wie er denn mit Lübeck in beständiger Verbindung stand, wohin auch die Berufung in Handels- und verwandten Streitigkeiten ging. Die Ausgaben des ansehnlichen Stapelorts konnten nicht durch die fallenden Geldbußen und den einfachen Warenschoß gedeckt

werden. Deshalb gab es denn vielfache Klagen, da jedes westwärts gehende Schiff, die Englandfahrer ausgenommen, zu Brügge anlegen und seinen Schoß entrichten mußte und auch die Landfahrer ihre Waren auf den Zwangsstapel senden muß-



Sitzung des Hamburger Stadtgerichts.
Nach einer Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht, Ende des 15. Jahrhunderts.

ten. Als sogenannte Venthe, nicht stapelpflichtige Güter, galten: Wein, Bier, Hering, Korn, Teer, Nutzholz. Stapelgüter waren die schweren, wie Wachs, Metalle, besonders Kupfer, das aus Ungarns Bergwerken über Polen und die Ordensstädte nach Flandern ging, Häute, Pelze, Fettwaren, Wolle, Flachs, Hanf, Werg, Leinen und dergleichen. Der Stapelzwang sicherte dem einzelnen den Genuß der Privilegien und schützte vor Betrug, namentlich im Tuchhandel, da kein flandrisches Laken ohne Prüfung des Kontors in die Hansestädte geschickt werden durfte. Wir begreifen

die Wichtigkeit des flandrischen Marktes, wenn wir uns erinnern, daß fünfzehn fremde Nationen kompagnieartig angesiedelt ihre Güter in Brügge anhäuften, und die Hansen großenteils das Ergebnis ihres nördlichen und östlichen Verkehrs und ihres heimischen Gewerbefleißes, als da sind die Erträge des nordischen Fischfangs, Bergbaues und der Viehzucht, der Wälder und Landeskultur Preußens, Livlands, Polens und Rußlands, Schiffbauholz, Peltereien, Hanf, Flachs, Pech, Teer, Asche, Wachs, Honig, Mehl, Häute, Fettwaren, Wein, Linnen, Metallgerätschaften, ferner Englands Wolle, Zinn und Leder, gegen flandrische Tücher, levantische und italienische Waren, Seide, Baumwolle, Südfrüchte, feine Gewürze, Reis und andere Güter des Wohllebens austauschten, welche letzteren ihnen besonders die Venezianer boten. So vermittelte das flandrische Kontor als eine Hauptschlagader der Hanse überwiegend auf hansischen Schiffen gewinnreich die Bedürfnisse eines halben Weltteils. Brügge erhielt sich auf dem Gipfel, bis Burgunds königgleiche Herzöge mit der Freiheit ihrer Städte auch die Siegel der hansischen Privilegien zerbrachen.

Ungeachtet des auffallenden Mangels an urkundlichen Privilegien und an Erwähnung auf Hansetagen muß doch der Verkehr mit Frankreich, soweit der nationale Kampf zwischen den beiden Kronen es zuließ, im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts lebhaft gewesen sein. Wir kennen zwar nur einen allgemeinen Schutzbrief König Karls VI. für die Hanse vom Jahre 1392, erfahren aber einerseits von der unmittelbaren Einfuhr französischer Weine in die Ost- und Nordseehäfen, anderseits, daß der junge Valois im Jahre 1385 bei seinem napoleonischen Invasionsplan auf England „alle Schiffe an seiner Küste von Sevilla bis von Preußen“ her in Beschlag nahm. Wir haben endlich Zeugnisse von der überaus ehrenvollen Beziehung, in welcher der preußische Ordensstaat mit Frankreichs Herrscher stand. Als Vermittlerin so räumlich entlegener Interessen diente aber die ritterliche Begeisterung, die in den Tagen, als der Gottesstreit mit den Ungläubigen im Heiligen Lande außer Übung gekommen und die osmanischen Türken erst am Saume der romanisch-slawischen Welt erschienen waren, Frankreichs wie Englands mutige Chevalerie jährlich zur „Ehrentafel“ des Hochmeisters nach Preußen und zu den Zügen gegen die heidnischen Litauer führte. Fast keiner der Helden des englisch-französischen Krieges hat in Froissarts und Chaucers Zeiten versäumt, seine adeligen Waffen in jenem Streit für Christus zu weihen; nochmals wirkte

der kirchliche Eifer für gedeihliche Anknüpfung und Förderung des kaufmännischen Verkehrs. Diesen genoß aber besonders der Bund jener preußischen Sechsstädte. Als im Jahre 1378 französische Seeräuber aus den Häfen der Normandie und Pikardie 24 hansische Schiffe, unter ihnen mehrere preußische, aufge-



Weinmarkt im 16. Jahrhundert.
Nach dem Flämischen Festkalender, Staatsbibliothek München.

fangen, geplündert und deren Mannschaft ermordet hatten, ward der Oberschaffner des Meisters neben den klagenden Sendboten Lübecks und Elbings ehrenvoll empfangen, ein strenges Gericht befohlen und das geraubte Gut wieder herbeigeschafft. Aber so bereitwillig der Valois zu nachdrücklichen Befehlen an seine Admirale und Behörden in den Hafenstädten war, so machte doch die Verflechtung des französisch-englischen und flandrischen Krieges auch die im allgemeinen gastliche Schiffahrt der

Hansen an Frankreichs Küsten zu einem gefahrvollen Unternehmen. Es mag unter der Oberaufsicht des Kontors von Brügge eine hansische Faktorei in Bordeaux damals nur vorübergehend bestanden haben.

Über hansischen Verkehr nach Spanien und Portugal verlautet im 14. Jahrhundert nur so Abenteuerliches, daß wir es nicht erwähnen und das Baysalz hansischer Einfuhr nicht bis auf seine Quelle verfolgen können.

Erschwert der Mangel an Nachrichten aus romanischen Ländern die Veranschaulichung hansischer Bezüge, so macht wiederum die Fülle urkundlichen Materials, die wir über England besitzen, es fast unmöglich, das Widersprechendste in einem Bilde zu vereinigen. Hier schienen fast alle Leidenschaften und Interessen, Haß und Gunst, Ehre und nationale Wohlfahrt, Sitte und Herkommen, Gesetz und Rechtlichkeitsgefühl, Neid und Gewaltsinn, Gewinngier und Notdurft, Stolz und Furcht einander dauernd zu bekämpfen und jede nationale Begegnung von vornherein ausschließen zu müssen. Dennoch hat gerade das hansische Privilegium im mächtigen Albion alle anderwärts erworbenen überdauert. Eine so rätselhafte Erscheinung mag denn wohl nicht auf Zufälligem, sondern auf innerer Notwendigkeit beruhen.

Wir kennen den Stahlhof zu London mit seinen Nebenfaktoreien an Englands Ostküste. Wir kennen die Verbindlichkeiten der Könige, ihre fast ungerechte Vorliebe für die reichen Kaufleute, denen auch Richard II. ihre Privilegien, namentlich den allgemeinen Freibrief Edwards I. vom Jahre 1303, erneuerte. Waren die Osterlinge doch auch seine Bundesgenossen. Wir wissen, daß der Mayor und die Kommune von London jede außerordentliche Beisteuer der eingebürgerten Ehrengäste als eine freiwillige dankbar anerkannten (1369) und daß die klugen Stahlhofbrüder möglichst allen Anstoß vermieden. Aber dennoch gab es auch unter der Wohltat jedes kurzen Friedens im Norden und Westen zwischen den beiden rührsamen, nach Ausdehnung ringenden Handelsmächten der Hanse als altgeschulter privilegierter Meisterin und ihrer vermessenen Schülerin, so unzählbare Anlässe des erbittertsten Streites, daß nur die abgehärteten, gleichmütigen Naturen unserer Vorfahren behaglich unter Zusammenstoß der Art ausdauern konnten.

Die Gefahr vor Wat Tylers blutdürstigen Rotten war vorüber, da gelang es der umsichtigen und dreisten Diplomatie des Kaufrats vom Stahlhof, den Engländern in guter Weise den schon so oft verkümmerten, aber nie ganz unterbrochenen Verkehr nach

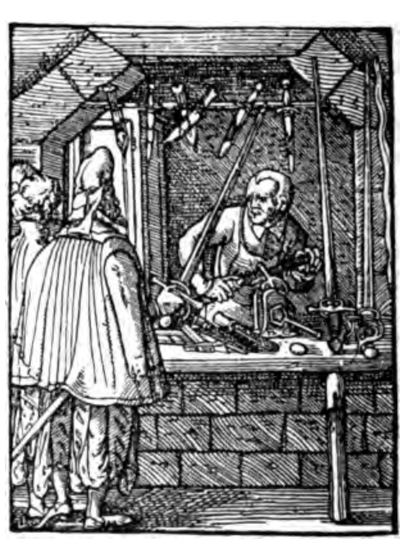
Bergen noch enger zu beschränken. Es verstanden sich im Jahre 1383 Oldermann und Kaufmannsrat von Bergen dazu, den Landsleuten an der Themse einen Schoß zur Bestreitung der Lasten des Hofes abzutragen, weil beide, an unmittelbaren Verkehr mit nordischen Produkten nach England gewöhnt und an die Ausfuhr englischer Wolle und anderer Erzeugnisse nach Bergen, ein gemeinsames Interesse verfolgten. Den Vergleich besiegelte unter anderen der oberste Aldermann des „gemeinen Kaufmanns", Sir William Wallworth, mehrmals Mayor von London.

Schon während der erneuten Kriege mit Frankreich (1364 bis 1377) und später hatten englische Seeräuber ihrer nationalen Abneigung gegen die zudringlichen Fremdlinge so weit Luft gemacht, daß selbst der Hochmeister, so dankbar er sich der englischen Ritterschaft verpflichtet fühlte, nahe daran war, alle englische Schiffahrt zu verbieten, jedoch sich noch beschränkte, englisches Kaufgut in Danzig und Elbing mit Beschlag zu belegen. Darauf reihten sich Tagfahrten und Gesandtschaften aneinander, indem englische Kaufleute, noch nicht die Gesellschaft der Advanturier unter dem Namen des heiligen Thomas von Becket, doch einzeln in großer Zahl an der Ostsee und selbst an Schonens Küste sich eingenistet hatten. Repressalien der widervölkerrechtlichsten Art wurden von beiden Seiten geübt und dann doch immer wieder das altgewohnte Verhältnis hergestellt, wie im Jahre 1388 besonders mit den preußischen Städten, welche die englischen Tuche so wie die Engländer das preußische Getreide benötigten. Allerdings forderte die englische Staatswirtschaft, durch die Stimme des Gewerbestandes hart bedrängt, das gegenseitige Recht für den englischen Kaufmann in hansischen Hafenstädten oder mindestens, daß diese nicht grundsätzlich schlechter gestellt würden als die Deutschen in England. Aber wir bemerken zur Zeit nur in den preußischen Städten lebhaften Zudrang der Engländer, besonders in Danzig und Elbing, wo ihnen König Richard II. das Korporationsrecht im heutigen Sinne erlaubte und wo doch gerade die Beschädigungen und Kränkungen, die die englischen Gäste erfuhren, am häufigsten der Leidenschaftlichkeit des englischen Kaufmanns zur wildesten Vergeltung Anlaß gaben.

Im Jahre 1389 waren zeitweise die schleppenden Händel auch der übrigen Hansen, als getrennt von den preußischen, beseitigt worden. Noch im Jahre 1391 hatte Richard II. auf die Bitten der „Kaufleute der Hanse Alemanniens" mit Beistimmung des Parlaments diese von den neuen Auflagen und Kostumen, „welche

einige königliche Städte den Fremden auferlegten, namentlich von zwei Schillingen für jede Last Heringe, Pech, Alaun, Asche, von jedem Hundert Nutzholz zwei Pfennig", und von anderen Plackereien, als den „Charten und Privilegien" derselben entgegenlaufend, freigemacht, als der böse Geist des Mißtrauens und der gehässigsten Anklage der Engländer gegen die





Tuchhändler. *Schwertfeger.*
Nach den Holzschnitten von Jost Amman. 16. Jahrhundert.

Hansen neue Nahrung durch Taten empfing, die, richtig aufgefaßt, zur Verherrlichung unerbittlich strenger Strafgewalt des Bundes dienen konnten. Die Vitalienbrüder schonten nämlich am wenigsten die in den nordischen Wirren ganz unbeteiligten Kauffahrer. Weil nun die beiden wendischen Seestädte, Rostock und Wismar, in nächster Beziehung zu ihren privilegierten Räubern standen und diese im Jahre 1392 bei ihrem Angriff auf Bergen nicht allein die Häuser dänischer Untertanen verbrannt, sondern auch die hansische und englische Niederlassung geplündert und zerstört, englische Schiffer ersäuft, auch bald darauf Godeke Michelsson und Klaus Störtebeker den Engländern sich furchtbar gemacht hatten, so erhoben besonders die Kaufleute von Lynn lästerliches Geschrei. Boshaft oder unwissend beschuldigten sie die Hanse als Urheberin jener Greueltaten, trotzdem gerade unsere Städte und die Preußen unter des Hochmeisters Leitung mit schonungslosem Nachdruck jene Feinde aller Gesellschafts-

ordnung verfolgten. Als Klage und Mahnung an verbürgte Freiheiten nichts gegen die Bedrückung der hansischen Kauffahrt, gegen erhöhte Kostumen half, schritten zunächst die Preußen zu ernsthaften Repressalien, nahmen in Danzig und Elbing wiederum die englischen Tuchvorräte fort und verboten im Jahre 1397 die Einfuhr aller englischen Tuche auf englischen Schiffen. Wie auch dieses Mittel nichts fruchtete, entschloß sich der Meister im Jahre 1398, dem König von England allen Vertrag und alle Verkehrsverbindung aufzukündigen.

Merkwürdig erscheint der Stahlhof zu London wenig berührt von so häßlichen Verhältnissen. Unter dem Höhestande nationaler Abneigung gab sich der Oldermann mit dem Kaufmannsrat wie im behaglichsten Frieden der harmlosesten Aufmerksamkeit auf hauspolizeiliche Gesetze hin, verbot, „in der Gildhalle Waren aufzustapeln, in der Kaufhalle unhansische Leute zu beherbergen, zu fechten oder Ball zu schlagen oder gar im Gärtchen des Stahlhofs Früchte zu brechen, seien es Birnen, Äpfel, Weintrauben oder Nüsse". — Als der unglückliche Sohn des Siegers von Crécy, Richard II., Krone und Leben an Heinrich von Lancaster (IV.) verloren hatte (1399), bestätigte der neue Herrscher im Oktober desselben Jahres den Kaufleuten der deutschen Hanse umständlich alle Privilegien seiner Vorfahren bis auf Edward I. hinauf. So erledigte sich auch dieser Hader zugunsten der Fremden, wenngleich Heinrich IV. „auf Ansuchen seiner Kaufleute" eine Erklärung ausstellte, daß diese in Deutschland ebenso günstig zu behandeln seien wie jene in England. Zugleich verlangte er, daß der Hochmeister und die fünf Seestädte im Sommer 1400 vor seinem Geheimen Rat durch Bevollmächtigte erscheinen sollten, „um sich über die den englischen Untertanen zugefügten Beleidigungen zu verantworten", und forderte endlich ein Verzeichnis der zur Hanse gehörigen Städte. — Das neue Jahrhundert nahm zwar den Streit, besonders auf Verhetzung der Kaufleute von Lynn, zugleich aber die ungeschwächten hansischen Privilegien hinüber. Die zähen Hansen, durch zeitweise Plackereien nicht beirrt, führten nach wie vor englische Wolle, ungepreßte, ungeschorene und ungefärbte Tücher, Zinn und Leder unter der geringen Abgabe nach Osten und Westen, brachten dagegen die bekannten Naturprodukte der östlichen Länder, auch deutsche Fabrikwaren, endlich, wie die Kölner, Rheinweine, die Preußen den Ertrag ihrer Getreidefluren. Von Landstädten beteiligten sich auf hansischen Schiffen neben Köln am tätigsten Dortmund, Soest, Münster, Braunschweig und Magdeburg.

In Schottland besaßen die Hansen keine besonderen Privilegien, gleichwohl Handelsverbindungen, die jedoch während der ewigen Kriege mit England am häufigsten durch Seeraûb unterbrochen waren.

So kräftig darauf im 15. Jahrhundert der englische Aktivhandel sich aufschwang, behauptete die Hanse doch noch bis in die Tage Sir Thomas Greshams, Francis Drakes, der Forbisher und Sir Walter Raleighs ihre Überlegenheit, wenn auch nur auf Grund der Rechtlichkeit der englischen Regierung und vergilbter Pergamente. Ja, der Utrechter Frieden, unter dem Kampf der beiden Rosen durch hansische Streitbarkeit erfochten (1474), verbreitete noch einmal nie gesehenen Glanz über den Stahlhof und jene Kaufmannshallen, die dann des jüngeren Holbeins Hand in den Tagen der Tudors mit Meisterwerken schmückte. Bishopsgate, der Behütung tapferer deutscher Kaufleute anvertraut, erhob sich noch einmal in sinniger Pracht, um noch spät die Stadt des beginnenden Welthandels und unser versunkenes Geschlecht an die Taten der Altvordern zu mahnen.

Inhaltsverzeichnis.

Band 11:

Die geistige Entwicklung Europas vom 14. bis 16. Jahrhundert.

Herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm und Friedrich Wencker.

Band 12:

Das Zeitalter der Hansa.

Herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm und Friedrich Wencker.

